



KARL GOTTLIEB BRETSCHNEIDER

Aus meinem Leben.

Selbstbiographie

von

Karl Gottlieb Bretschneider.

Nach dessen Tode zur Herausgabe bearbeitet

von

Horst Bretschneider.

Nebst dem Bildnisse des Verewigten.

Gotha, 1851.

Verlag von J. G. Müller.

Vorwort des Herausgebers.

Männer, welche in der Wissenschaft und im Leben so Bedeutendes geleistet haben, wie **Karl Gottlieb Bretschneider**, haben an und für sich gerechten Anspruch darauf, daß ausführliche Mittheilungen über ihren Bildungsgang Theilnahme im Publikum finden; und schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, möchte die Herausgabe dieser Biographie keiner Rechtfertigung weiter bedürfen. Mehr aber noch als diese Rücksicht bestimmten mich die vielfach ergangenen Anfragen und Bitten von Freunden und Verehrern des Verstorbenen dazu, das von demselben bei seinen Lebzeiten hierüber Niedergeschriebene dem Druck zu übergeben. Eine große Schwierigkeit bei der Herausgabe dieser Autobiographie lag aber darin, daß dieselbe von meinem Vater zunächst als „Handschrift für die Familie" niedergeschrieben war, daher nicht Weniges enthielt, was in der einen oder andern Beziehung der Oeffentlichkeit zu übergeben ungeeignet er-

scheinen mußte, und es doch bei der Herausgabe derselben vorzüglich darauf ankam, den Charakter der Autobiographie festzuhalten. Ein zweiter Punkt, der Bedenken erregen mußte, war der, daß die Autobiographie vom Jahre 1820 an nicht in gleicher Ausführlichkeit, wie über die früheren Jahre, bearbeitet war, daher eine störende Ungleichheit bemerken läßt.

So weit dieß in meinen Kräften stand, habe ich mich nun bemüht, das weniger Interessante so wie das für die Oeffentlichkeit Ungeeignete zu beseitigen, ohne dadurch den Charakter der Autobiographie zu verwischen, und kann somit das bis zu S. 133. dieser Schrift Gedruckte als wörtlich von meinem verstorbenen Vater selbst niedergeschrieben betrachtet werden. Weitere Zugaben, welche ich aus den von mir geordneten Actis vitae entnahm, sind in die Beilagen verwiesen, weil sie so am Wenigsten den Ueberblick über das Ganze stören werden. Auch habe ich in diesen Beilagen versucht, eine Zusammenstellung der zahlreichen im Druck erschienenen Schriften, welche den Verstorbenen zum Verfasser haben, zu geben, eine Arbeit, welche sicher des Mangelhaften an sich tragen wird. Ursprünglich war es meine Absicht, hier auch ein Verzeichniß der von meinem Vater in verschiedenen Zeitschriften gelieferten Abhandlungen und Recensionen zu liefern, und hatte ich dieselben auch, so weit mir es möglich war, bereits gesammelt und geordnet.

Die Masse war aber zu groß, und würde die Mittheilung derselben doch nur für einen kleinen Theil der Leser dieser Biographie Werth gehabt haben, weshalb der Abdruck unterblieb.

In Beziehung auf die beigegebene Abtheilung „Briefe" muß ich bemerken, daß ich nur diejenigen ausgewählt habe, welche entweder durch ihren Inhalt als erläuternd für die Biographie, oder durch die Persönlichkeit des Schreibers von allgemeinerem Interesse erschienen. Es würde ein Leichtes gewesen sein, aus dem reichen Briefwechsel, welcher im literarischen Nachlaß meines Vaters sich fand, dieser Abtheilung eine weit größere Ausdehnung zu geben, und dem Ganzen viel Interessantes somit beizufügen. Allein eines Theils gebot der Plan, wie er der Herausgabe dieser Biographie zu Grunde lag, ein gewisses Maaß hierin nicht zu überschreiten; andern Theils verhinderten leicht begreifliche Rücksichten anderer Art den Abdruck eines großen Theils der vorhandenen Briefe. Briefe von meinem Vater zu erlangen war mir trotz vieler Mühe nicht wohl möglich. Dazu kam, daß mein guter Vater niemals ein besonderer Freund vom Briefschreiben war und, wie er selbst sagt, die hierauf verwendete Zeit fast als verloren betrachtete, so wie daß er (worüber er sich selbst oft Vorwürfe machte) gar viele Briefe, die an ihn kamen, unbeantwortet gelassen hat. In Beziehung auf Letzteres muß ich jedoch zu seiner

Entschuldigung erwähnen, daß, hätte er alle an ihn kommenden Briefe gehörig beantworten wollen, dieß ihm täglich wenigstens ein paar Stunden seiner durch so vielfache und ausgedehnte Geschäfte ohnedieß sehr karg zugemessenen Muße gekostet haben würde. Denn wäre er nicht ein so außerordentlich schneller und eifriger Arbeiter gewesen — es wäre ihm geradezu unmöglich gewesen, das in jeder Beziehung zu leisten, was er wirklich geleistet hat. Wenn man zugeben wird, daß seine Stellung als Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath, später als Chef dieses Collegiums, als Specialsuperintendent und Oberpfarrer ihm hier schon hinlängliche Geschäfte auferlegte: so möge man bedenken, daß er als Protephorus des gelehrten Gymnasiums in der oberen Classe desselben länger als 20 Jahre den Religionsunterricht ertheilte; daß er eben so lange als Vorsitzender des geistlichen Untergerichtes für die Stadt Gotha nicht nur die Geschäfte dieser Behörde leitete, sondern auch einen großen Theil der hier vorkommenden Arbeiten selbst besorgte; daß er nahe an zehn Jahre als Vorsitzender der Armencommission für die Stadt Gotha wirkte, und dabei stets ein außerordentlich fleißiger Prediger war, wie die Massen der von ihm im Manuscript vorhandenen Predigten Jedem beweisen können*).

*) Trotzdem fand er aber auch in Gotha noch Muße, der von ihm so sehr geliebten Musik zu seiner Erholung zu leben, ja sogar mehrere Instrumentalcompositionen niederzuschreiben und im engeren Cirkel zur Aufführung zu bringen.

Der Hauptgrund aber, aus dem wohl viele der an ihn kommenden Briefe unbeantwortet geblieben sind, ist in seiner Eigenthümlichkeit zu suchen, daß er, einmal mit einem Gegenstand beschäftigt, diesem beharrlich seine ganze ungetheilte Aufmerksamkeit bis zu vollendeter Arbeit zuwendete, und so lange alles Andere, was nicht dringend war, ruhig zur Seite legte. Es kamen ihm aber hierbei natürlich Briefe und Schriften, welche von auswärts an ihn gelangten, oft ganz aus dem Gesicht, so daß er sehr treffend selbst sagt, dergleichen sei oft zu „kleinen Bergen" angewachsen; er hätte auch sagen können „zu Bergen."

So möge denn diese Schrift bei den Freunden und Anhängern des Verstorbenen sein Andenken freundlich erneuern, und die Aufnahme und Theilnahme finden, welche so vielen Schriften des Lebenden zu Theil wurde. Möge sie aber auch dazu dienen, irrige Beurtheilungen desselben zu berichtigen, anders Denkende mit ihm zu versöhnen, und bei ihnen die Ueberzeugung erwecken und befestigen, daß Karl Gottlieb Bretschneider ein Mann war, welcher Zeitlebens nach Wahrheit strebte, und nur das, was er aus innerer Ueberzeugung als wahr und gut erkannt hatte, offen bekannte und leidenschaftslos, aber standhaft vertheidigte. Denn dieses an ihm anerkannt, wird Keiner, sein

Standpunkt in Glaubenssachen sei welcher er wolle, seine religiösen Ueberzeugungen seien noch so abweichend von denen des Verstorbenen, diesen unrichtig und ungerecht beurtheilen. Und für Solche sind auch allein diese Blätter bestimmt.

Gotha, den 19. Decbr.
1850.

Horst Bretschneider,
Dr. med. et chir.

Inhaltsverzeichniß.

Selbstbiographie S. 1—138.

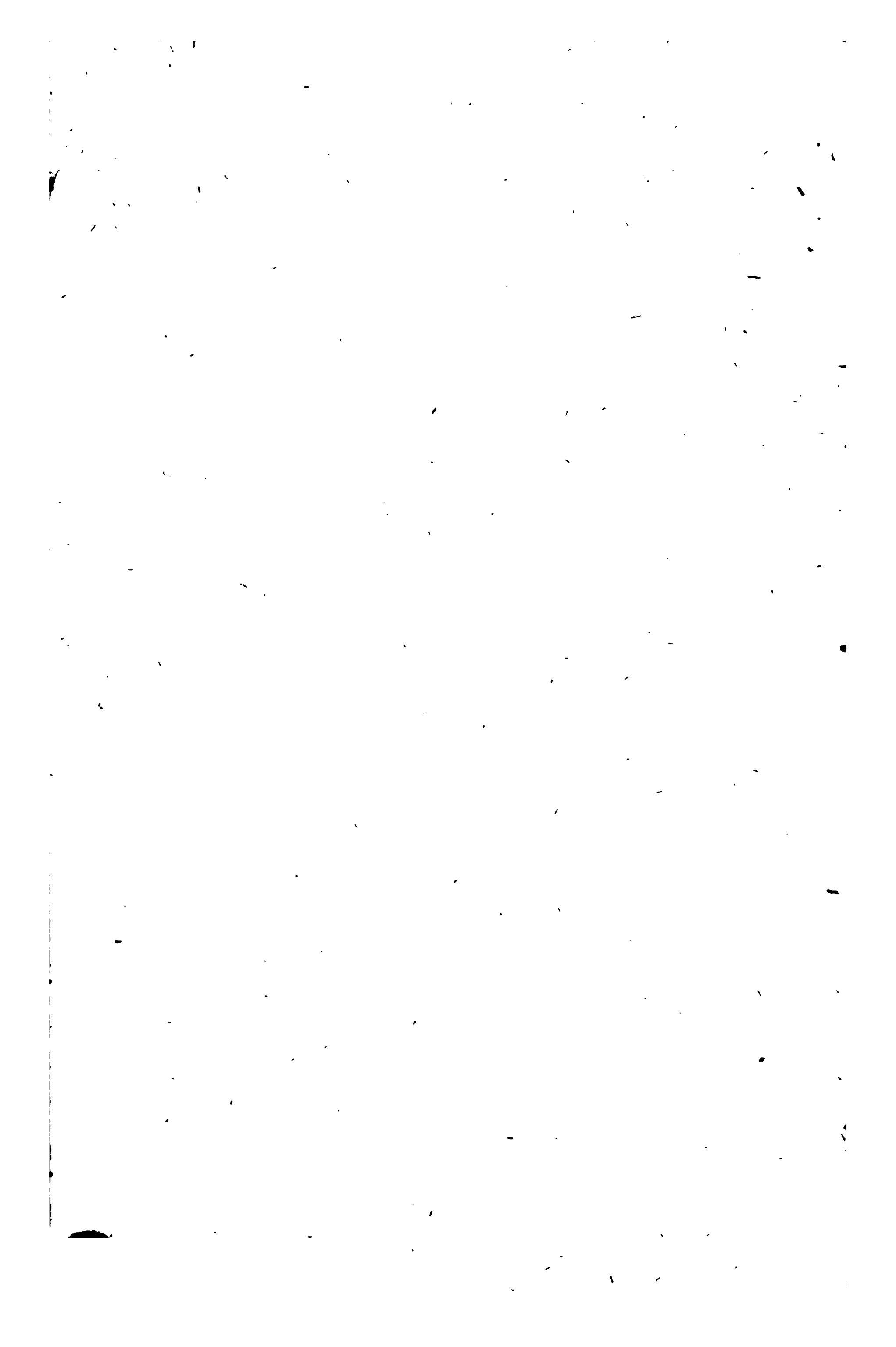
Beilagen S. 139—218.

Briefe S. 215—312.

Karl Gottlieb Bretschneider,

Dr. theol. et philos.

Herzoglich Sachsen=Coburg=Gothaischer Oberconsistorialpräsident, Generalsuperintendent und Oberpfarrer zu Gotha, des Herzogl. Sachsen=Ernestinischen Hausordens Comthur I. Classe, der historisch=theologischen Gesellschaft zu Leipzig und der Societas Christiana statistica zu Berlin ordentliches, der lateinischen Gesellschaft zu Jena, sowie des Gewerbvereins zu Annaberg Ehren=Mitglied.



Im Verlage von J. G. Müller in Gotha ist erschienen:

Beck, Dr. Aug., Grammatik der englischen Sprache für Schulen. 1841. 8. 15 Ngr.

Beck, Dr. Fr., Paradigmen zur englischen Formenlehre für den ersten Unterricht in dieser Sprache. 1843. 5 Ngr.

Bilderbuch für die Jugend. 96 Darstellungen aus der Geographie, Naturgeschichte und Merkwürdigkeiten, mit 12 Bogen erläuternden Text, von Dr. L. Storch. 2te Auflage. 1841. 4. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Blumauer, C., kleine Sittenlehre in Tausend zweizeiligen Denkreimen für Kinder und Kinderlehrer zum Haus- und Schulgebrauch, nebst einigen die Anweisung dieses Buchs erweisenden Erzählungen. Mit 3 illum. Kupf. 8. 1832. Ppb. 130 S. 15 Ngr.

Bretschneider, Dr. Karl Gottl., Predigt am 2ten Bußtage, den 7. Dec. 1838 gehalten in der Hauptkirche zu St. Augustin in Gotha. 3te Aufl. 1839. 3¾ Ngr.

— — „Was hat die Reformation gethan, um die christl. Kirche zu einem Tempel Gottes zu machen." Predigt am Reformationsfeste. 2te Aufl. 1845. 3¾ Ngr.

— — Predigt über die sich bildenden Gemeinden deutscher Katholiken. 1845. 3 Ngr.

— — Reformationspredigt, angegriffen von Konstantin Christ, vertheidigt von P. Bernaud. 1845. 7½ Ngr.

Credner, Ch. W., über den Bau der Erde. Eine Vorlesung, am 26. Febr. 1846 gehalten. 1846. 6 Ngr.

Härter, E., Predigt am Sonntage nach der am 8. März 1840 zu Gräfenhain ausgebrochenen verheerenden Feuersbrunst. 3¾ Ngr.

Jacobi, Dr. J. A., Predigt über das Lehrreiche, was das neueste Ereigniß in der katholischen Kirche uns vorhält. 1845. 2½ Ngr.

Linze, Fr. Wilh., mit welchen Vorsätzen ich mein christliches Lehramt beginne. Antrittspredigt. 1837. 3¾ Ngr.

Möller, J. G., Gesang für 4 Männerstimmen, bei Einführung eines Predigers oder Schullehrers und anderen ähnlichen feierlichen Gelegenheiten. 10 Ngr.

Möller, Dr. J. H., Geschichte des Klosters Reinhardsbrunn, mit einer Ansicht des Herzoglichen Lustschlosses. 1843. 20 Ngr.

Kurze Nachricht über die am 29. September 1837 Statt gefundene 25jährige Superintendentur-Jubel-Feier des Herrn Dr. Joh. Ad. Jacobi zu Waltershausen. 4. 5 Ngr.

Ortmann, J. C., Der Tod und die Todesfeier Dr. Martin Luthers. Eine Erinnerungsschrift zur 300jährigen Gedächtnißfeier des Todestages Dr. Martin Luthers, des 18. Februars 1846. 1845. 6 Ngr.

— — Luther, Dr. M., Glaubensbekenntniß, von ihm selbst gestellt im Jahre 1529, mit Zusätzen und Anmerkungen versehen, wiedergegeben von J. C. Ortmann. 1845. 5 Ngr.

Rathgeber, Ph. A., Pfarrer, Predigten in den Freitagskirchen während der Fasten 1838, vor einer Landgemeinde gehalten. 6 Ngr.

— — Fasten-Predigten, in den Freitagskirchen vor einer Landgemeinde im Herzogthum Sachsen-Gotha gehalten. 2te vermehrte Auflage. 1847. 7½ Ngr.

Reyher, Pfr., deutsche Sprachlehre. 3te verbess. Aufl. 1845. 2 Ngr.

— — Grundriß der christlichen Religionslehre für Confirmanden. 2te verbess. Aufl. 1845. 4 Ngr.

Sanguin, Xav., Uebungsaufgaben zum Uebersetzen ins Französische und zum Sprechen desselben, mit beigefügten Andeutungen vieler Worte, Gallizismen und Synonymen. 1836. 15 Ngr.

Treysse, F. L. E., Todtenfeier des erschlagenen Mahlmüllers Georg Christian Kreutzburg zu Schwarzhausen. 1846. 2 Ngr.

Weingart, J. F., Anton Helfreich, oder der freundliche Rathgeber für Deutschlands Volksschullehrer und Seminaristen. 8. 222 S. 1833. br. 15 Ngr.

— — Johannes und Maria, oder die Feier des heil. Abendmahls. Ein Confirmationsgeschenk für gebildete Söhne und Töchter. 2te Aufl. 8. 1837. geb. 20 Ngr.

I. Das älterliche Haus.

Meine Abstammung väterlicher Seits kann ich nicht weiter verfolgen, als bis zu meinem Urgroßvater, der aus dem Dorfe Tzschocken bei Schneeberg im Erzgebirge gebürtig gewesen ist, in Bernsdorf bei dem Pastor Richter als Knecht gedient, dann sich bei St. Aegydien bei Glaucha angesiedelt und eine Tochter des Pastors Richter, die durch den Stoß einer Kuh ein Auge verloren hatte, geheirathet hat. Er hieß Georg Bretschneider.

Sein Sohn, Gottlieb Bretschneider, mein Großvater, hat keinen Unterricht gehabt, als den in der Dorfschule zu St. Aegydien, aber als ein Knabe von guten Fähigkeiten hatte er trefflich lesen, schreiben, rechnen gelernt, auch in der Musik etwas geleistet, und war ein thätiger und geschickter Mann geworden. Ich habe ihn nie gekannt. Er hatte ein Mädchen, die durch ihre Schönheit ausgezeichnet war, Elise Pomper, geheirathet, die noch als eine 70jährige Frau, wo ich sie oft sah, den Ruf früherer Schönheit völlig rechtfertigte. Durch Fleiß, Sparsamkeit, Redlichkeit und Verstand hatte es mein Großvater dahin gebracht, sich ein schönes Freigut in Callenberg bei Lichtenstein zu erkaufen und zu bezahlen. Er war bei seinem Tode Stadtrichter in Callenberg und einer der geachtetsten und wohlhabendsten Bürger dieses Städtchens. Nur ein einziges Kind hatte er,

einen Sohn, Johann Gottlieb, meinen Vater, geboren zu St. Aegydien am 9. Junius 1732, den er daher auch bestimmt hatte, an seine Stelle dereinst zu treten und das Freigut, das er besaß, zu bewirthschaften. Doch hatte mein Vater durchaus keinen Geschmack an der Oeconomie gefunden, sondern verlangt, der Vater solle ihn studiren lassen. Darüber war es zu harten Kämpfen zwischen Vater und Sohn gekommen, selbst bis zu körperlichen Züchtigungen und Wegnahme der Bücher von Seiten des Großvaters. Endlich aber hatte der Pastor Riedner zu Callenberg, der meinem Vater Privatunterricht ertheilt hatte, den Großvater doch dahin gebracht, der Neigung des Sohnes zum Studiren nachzugeben. So war denn mein Vater zuerst auf das Gymnasium des benachbarten Zwickau gekommen und hatte dann seine academischen Studien in Leipzig gemacht, wo er sich der Theologie gewidmet und sich der damals in Leipzig blühenden Schule des Theologen und Philosophen Crusius angeschlossen hatte, dessen Schriften er alle auch besaß. Bei Fleiß, Lust und Liebe und guten Anlagen hatte er viel gelernt und war besonders ein ausgezeichneter Hebräer. Dabei hatte er aber auch sein musikalisches Talent bedeutend entwickelt. Er spielte mit großer Fertigkeit Orgel und Clavier, verstand den Generalbaß und Contrapunkt, spielte ausgezeichnet Harfe, zu welcher er oft auch sang, indem er einen schönen Tenor besaß, und leistete auch Einiges auf der Violine. Er wurde in Wittenberg den 3. November 1755 zum Magister liberalium artium und Doctor Philosophiae creirt.

Diese musikalischen Talente, die damals nicht häufig waren, wurden die Veranlassung, daß ihn der Graf von Schönburg zu Hartenstein, ein großer Verehrer der Musik, bewog, das Cantorat in Hartenstein auf einige Jahre

unter dem Versprechen einer guten Versorgung im Predigtamte anzunehmen; dieß geschah im Jahre 1758. Da eben damals der Cantor Tag zu Hohenstein als ausgezeichneter Kirchencomponist berühmt wurde, so war mein Vater zu ihm gegangen, um von ihm Kirchenmusiken zu erlangen. Dieses gab Veranlassung zur Verheirathung meines Vaters. Tag hatte eine Tochter des reich mit Kindern gesegneten Pfarrers Küttner in Pleiße (1 Stunde von Hohenstein) zur Frau. Bei einem Besuche, den mein Vater mit Tag in Pleiße machte, lernte er die eine Tochter, Johanna, kennen und lieben und wählte sie zu seiner Lebensgefährtin. Er ward im Jahre 1760 den 26. April mit ihr getraut.

Bis zum Jahre 1764 verwaltete mein Vater das Cantorat in Hartenstein, und er rühmte oft, wie angenehm dort seine Lage gewesen sei. Denn der alte Graf hielt ihn sehr hoch und ging gerne mit ihm um, und an den meisten Abenden der Sonntage hatte er entweder auf dem Claviere oder auf der Harfe bei dem Grafen zu spielen, oder sonst dem alten Herrn musikalische Unterhaltung zu gewähren. Doch hielt der Graf sein Wort, ihn ins Predigtamt zu versorgen, redlich und gab ihm die erste Pfarrstelle, um die er bat, Gersdorf, zwischen Lichtenstein und Hohenstein, für welche Stelle er den 9. Februar 1764 in Glaucha ordinirt wurde.

Dort wurde ich am 11. Februar 1776 früh halb 3 Uhr geboren und den 14. Februar getauft, von 10 Kindern, die mein Vater zeugte, das neunte. Ich erinnere mich noch, wie ich mit einem neuen A=B=C=Buch und einem neuen Katechismus nebst schönem Griffel in die Dorfschule zu Gersdorf eingeführt wurde und eine Zuckerdüte von dem Schulmeister bekam, und wie ich glaubte, daß ich alle Tage eine solche erhalten würde, und daher sehr befremdet war, an den

folgenden Tagen nichts zu empfangen. Schon im Jahre 1780 zu Michaelis wurde mein Vater, da er 17 Jahre in Gersdorf gewesen war, als Pastor nach Lichtenstein versetzt. Er hatte, wie er oft äußerte, immer in Gersdorf bleiben wollen, da aber die Gemeinde ihm bei Erbauung einer neuen Pfarrei, welche nicht zu umgehen war, sich unfreundlich bezeigt hatte, so kostete es ihm beim alten Grafen in Hartenstein nur ein Wort, um seine Weiterbeförderung zu bewirken. Den größten Theil meiner Kindheit habe ich daher in Lichtenstein verlebt.

Mein Vater befand sich in Lichtenstein wohl. Die Stelle war bei weitem einträglicher, als Gersdorf. Er hatte an Sonn- und Festtagen nur einmal zu predigen, da ein Diakonus da war, und er war nur bloß eine Viertelstunde von seinem Freigute in Callenberg entfernt, das nach des Großvaters Tode ihm anheim gefallen war.

Was die Persönlichkeit meines Vaters betrifft, so war er kurz, aber untersetzt und kräftig. Sein Gesicht hatte viele Spuren von der Gewalt der Pocken. Eine edle Gesichtsbildung und schöne blaue Augen waren ihm aber dennoch geblieben. Als Prediger besaß er einen lebhaften Vortrag, wobei ihn seine schöne Stimme unterstützte. Die Predigten selbst aber schrieb er nicht wörtlich auf, sondern er predigte nach Skizzen, die aber sehr sorgfältig bis in die kleinsten Theile ausgearbeitet waren. Als fungirender Geistlicher hatte er etwas sehr Würdiges, und ich erinnere mich noch lebhaft, welchen Eindruck es auf mich machte, wenn er nach dem alten Kirchenformular eine Taufe hielt oder auf dem Gottesacker collectirte und den Seegen sprach. Auch stand er bei seiner ganzen Gemeinde in großer Achtung. Er ging selten spazieren, und dieß stets in Schuhen und Strümpfen und entweder im schwarzen Kleide oder doch in einem weißgrauen

Oberrock mit schwarzen Knöpfen. Stiefeln zog er nur an, wenn gefischt wurde. Denn er hatte auf seinem eigenen Gute fünf schöne Teiche, und auf dem Pfarrgute drei dergleichen und einen Bach mit Forellen und Krebsen. Er hatte viel Vergnügen an der Fischerei, und für uns Knaben war der Fischzug jedesmal ein großes Fest.

Als Theolog blieb mein Vater der Schule des berühmten Crusius treu, und er gehörte daher zu den Orthodoxen. Doch konnte er auch freiere Ansichten leiden, und ich erinnere mich sehr gut, daß er einst, was mir als Knaben auffiel, zu einem Freunde sagte: „das können wir nicht läugnen, daß unsere Beweise für die selbstständige Göttlichkeit des heiligen Geistes sehr schwach sind." In philosophischer Beziehung besaß er für seine Zeit und seine Verhältnisse ausgezeichnete Kenntnisse. Er sprach gut lateinisch und legte darauf einen Werth, daher er die, welche es nicht konnten, nicht selten als „deutsche Michel" bezeichnete. Sein gründliches Wissen und sein klarer Verstand, verbunden mit natürlicher Neigung zum Unterricht junger Leute, machten ihn zu einem vortrefflichen Schulmanne. Schon in Gersdorf hatte er Knaben für gelehrte Schulen vorbereitet, und Studenten und Candidaten im Hebräischen nachgeholfen. In Lichtenstein aber beschäftigte ihn besonders der Unterricht, den er seinen eigenen Kindern gab. Meinen vier Jahre älteren Bruder hatte er mit dem besten Erfolg für das Gymnasium vorbereitet. Auch mich, als ich ohngefähr 10 Jahre alt war, nahm er jeden Tag eine oder zwei Stunden in die Schule. Er war ein tüchtiger Grammatiker und hatte sich im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen eigene Leitfaden aufgesucht, die wir auswendig lernen mußten. Die Bildung der lateinischen und griechischen Substantiven, Adjectiven und Verben habe ich bei ihm auf diese Weise vollstän-

dig erlernt. Ich mußte bei ihm aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt übersetzen, und im Lateinischen Erasmi colloquia, im Griechischen das Evangelium Johannis lesen. Auch gab er mir einen sehr ausführlichen und mich sehr ansprechenden Unterricht in der Geschichte des alten Testaments, der aber nur bis zur Erbauung der Stiftshütte in der Wüste fortgeführt wurde. Der Unterricht in der Musik wurde am wenigsten vergessen. Alle seine Kinder, Mädchen sowohl als Knaben, wurden im Clavier und Gesang unterrichtet, und der Gesang füllte manchen Abend gänzlich aus. Auch den Generalbaß fing mein Vater im letzten Jahre seines Lebens mit mir an, doch ohne daß ich darin bedeutende Fortschritte gemacht hätte. So ernst mein Vater in seinem Amte war, so heiter war er doch im Familienkreise. Er konnte recht von Herzen lachen; aber er konnte auch leicht zürnen. Gegen uns war er immer streng, daher wir ihn fürchteten. Namentlich war ich, der ich von Natur etwas schüchtern war, durch seinen Ernst mehr eingeschüchtert, als gut war. Ich wagte es nie, ihm zu widersprechen, wenn ich gleich wußte, daß er von einer irrigen Voraussetzung ausging. Diese Schüchternheit ist mir lange geblieben und erst spät von mir überwunden worden. Die musikalischen Genüsse wurden uns dadurch erhöhet, daß mein Vater einen für jene Zeit ausgezeichneten Flügel besaß, an welchem er sich selbst noch drei Register Pfeifen anbauete, so daß der Flügel zugleich eine kleine Orgel abgeben konnte. Mein Vater war ein geschickter Mechaniker, ein Talent, wovon mir gar nichts zu Theil geworden ist.

Bis zum Jahre 1798 dauerte so das häusliche Leben ungestört fort. Ich verlebte eine frohe Kindheit, ob ich gleich fleißig arbeiten mußte. Immer noch erinnere ich mich meiner Knabenfreuden mit großem Vergnügen. Jede Jahres-

zeit hatte ihre Freuden. Im Winter fuhren wir fleißig auf den mit Eisen beschlagenen Rutschschlitten, im Frühjahr wurden die ersten Erdbeeren in den Hohlwegen mühsam erjagt, auf Schmehlen gereiht, und als willkommene Beute nach Hause getragen. Im Sommer gingen wir nach Beeren in die nahen Wälder und die Abnahme des Obstes auf des Vaters Gute gewährte Beschäftigung und Freude. Auch wurden Schmetterlinge gejagt und eine Sammlung derselben angelegt. Nach Gewittergüssen wurde die Landstraße, im Freien wurden die Hohlwege visitirt und Stücken altes Eisens eingesammelt, die dann nach dem Gewicht verkauft wurden, und wofür wir Obst uns einkauften. Im Herbst wurden Sprenkel gestellt und Rothkehlchen und Meisen eingefangen, beim ersten Reif und Schnee aber kamen die kleinen Schlitten wieder in Thätigkeit. — Was meine Gesundheit betrifft, so erinnere ich mich, daß ich einmal etwa als 7jähriger Knabe eine heftige Cholik, die von 4 Uhr Nachmittags bis früh 3 Uhr währte, bekam, und daß ich, wenn ich mir die Füße bedeutend erkältet hatte, bisweilen einem gefährlichen Krampfe der Luftröhre, der mir Erstickung drohte, unterworfen war, ein Zufall, der jedoch, wie auch der Arzt vorher sagte, mich vom 10. Jahre an gänzlich verließ.

Plötzlich brach ein Sturm los, der meinem frohen Leben ein Ende machte.

Es war am 2. Pfingstfeiertage den 1. Juni 1789, während wir eben zu Mittag bei Tische saßen, als der Diakon aus der Stadt vom Filial kommend in einem Zustande offenbarer Betrunkenheit vor meines Vaters Hause vorbeigeführt wurde. Die Alteration meines Vaters, wie ich mich sehr gut erinnere, war groß, und wohl mochte sie, da sie ihn bei Tische traf, die Ursache sein, daß seine Anlage zum Schlagfluß, die er vermöge seiner körperlichen Constitution hatte

und durch seinen Mangel an Bewegung pflegte, plötzlich eine Katastrophe herbeiführte. Am andern Morgen, den 2. Junius beim Aufstehen rührte ihn der Schlag, wiederholte Abends gegen 10 Uhr noch einmal und machte seinem Leben ein Ende.

Er würde den 7. Juni 1789, wenn er diesen Tag erlebt hätte, erst sein 58stes Jahr angetreten haben.

Niemand war durch diesen Fall tiefer erschüttert als meine gute Mutter. Sie war schon kurz vorher zweimal tief betrübt worden, indem ihr zwei sehr geliebte Brüder starben, nämlich am 14. Januar 1789 der Superintendent Küttner in Seyda im 55sten, und am 13. Mai desselben Jahres der Superintendent Küttner in Pirna im 51sten Jahre.

Die Reihe dieser schmerzlichen Todesfälle, die Sorgen, die nun auf einmal ihr zur Last fielen, und die ihr um so drückender waren, als ihre Kinder, bloß die älteste Tochter ausgenommen, noch unmündig waren und daher Vormünder eintreten mußten, wirkten so nachtheilig auf ihre Gesundheit, daß ein leichtes Catarrhalfieber, das sie befiel, nervös wurde, und Hirnentzündung herbeiführte, an welcher sie den 14. September 1789 starb.

Plötzlich standen nun wir Kinder vater- und mutterlos in der Welt, und zerstreuten uns nach allen Seiten. Wir waren fünf Geschwister.

Die älteste Schwester war mündig und wurde bald nach der Mutter Tode Braut mit dem Conrector Schmidt in Cöstritz, der bald darauf als Stadtgeistlicher nach Waldenburg versetzt wurde. Die Verbindung mit meiner Schwester erfolgte im Sommer 1790, und Schmidt ist mir bis an sein Lebensende ein lieber, treuer Freund, und sein Haus mir eine zweite Heimath gewesen.

Die zweite Schwester, Concordia, begab sich erst zu einer Tante, heirathete aber später den Domvikar Blüher in Meißen, der bald darauf nach Boritz als Pfarrer versetzt wurde. Dort starb diese liebe Schwester früh, in ihrem 32sten Jahre an der Lungensucht, ohne Kinder zu hinterlassen.

Mein Bruder August, ein Jahr älter als ich, hatte eben den Gymnasialcursus in Altenburg vollendet, und bezog die Universität, um, wie es der Wille des Vaters gewesen war, Theologie zu studiren. Er hatte sich aber mit der Wissenschaft nicht beschäftigt, sondern hatte sich der Musik ganz ergeben. Er spielte vortrefflich Clavier und sang sehr gut. Er suchte daher auch, als er von der Universität zurückkam, keine Anstellung, sondern lebte der Musik und seinem Vergnügen so lange bis sein Erbtheil aufgezehrt war. Dann ging er nach Dresden und gab Unterricht in der Musik, konnte sich aber da nicht halten, und begab sich nach Wien, von wo er auf Einladung eines Kurländischen Edelmannes nach Mitau ging, und sich dort als Musiklehrer etablirte. Er fand da Anfangs ein gutes Auskommen, heirathete, und erfreute sich dreier Kinder, einer Tochter und zweier Söhne. Doch der Krieg im Jahre 1813, der Kurland so hart traf, zerstörte auch seinen Wohlstand, so daß er Kurland verlassen und sich nach Riga begeben mußte. Dort verlor er seine Frau an der Cholera, und starb, nachdem er lange an Gicht und Lähmung gelitten hatte, im Jahre 1840. Sein ältester Sohn, ein Kaufmann, hat sich zu Lissabon etablirt und dort geheirathet.

Meine jüngste Schwester Friederike, bei der Mutter Tode erst 8½ Jahr alt, kam zu der ältesten Schwester, der verehelichten Schmidt, in Erziehung, heirathete dann am 27. April 1813 den Pastor Gilbert in Albertsdorf, starb aber am 11. April 1819 als Wöchnerin mit Hinterlassung

zweier Kinder, eines Sohnes Alfred, und einer Tochter Thekla, die, als ohngefähr 8 Jahre darauf auch ihr Vater starb, zu mir ins Haus genommen wurden.

Was nun mich betrifft, so war bei des Vaters Tode über meinen künftigen Beruf noch nicht entschieden. Die Mutter aber erklärte, ich solle studiren, weil sich der Vater vor seinem Tode dahin ausgesprochen habe, daß ich mich dazu eigne. Da der Privatunterricht des Vaters aufgehört hatte, die Schule in Lichtenstein aber, die ich zeither besucht hatte, mir keine Vorbereitung auf ein Gymnasium geben konnte, so wurde beschlossen, ich solle nach Hohenstein zu meinem Oheim, dem Cantor Tag, kommen und dort die Schule des Rectors Tag, eines geschickten und guten Schulmannes, besuchen. Ich kam daher dahin, und blieb daselbst bis Ostern 1790.

Der Aufenthalt in Hohenstein blieb für meine geistige Entwickelung nicht ohne Frucht. Zwar war das, was ich in den alten Sprachen beim Rector Tag zu arbeiten hatte, bei weitem nicht genug, um mich auf den Gymnasialunterricht vorzubereiten, und ich verlernte eher manches Grammatische, was ich noch vom Vater mitgebracht hatte; dagegen aber lernte ich Musik und neuere Literatur.

Der Cantor Tag, ein gründlicher und ausgezeichneter Componist und Spieler, gab mir Unterricht nicht nur im Clavierspielen und Gesang, sondern auch im Generalbaß. Ich fand da die neuen Claviersachen von Pleyel u. A., über die ich mit Heißhunger herfiel und sie für mich ausspielte. Das Wichtigste war der Unterricht im Generalbaß. Während ich bei meinem Vater darin wenig begriffen hatte, so war er mir hier unter Tags Leitung mehr ein Spiel als eine Arbeit. Es ging damit sehr rasch vorwärts, und mein Oheim Tag, der nicht gern lobte, meinte doch, ich sei sein

fähigster Generalbaßschüler gewesen. Indessen in einem halben Jahre ließ sich nicht alles lehren. Ich brachte es dahin, die ganze Harmonie und die Tonarten und ihre charakteristischen Abwandelungen vollkommen zu kennen und jeden bezifferten Baß mit Leichtigkeit zu spielen, und hatte auch schon angefangen, die ersten Versuche in der Composition zu machen, als mein Abgang auf die Schule den Unterricht abbrach. Den Gedanken, den ich gegen meinen Oheim äußerte, mich ganz der Musik widmen zu wollen, verwarf dieser gänzlich und beharrlich, und sein Ansehen bestimmte mich, ihm zu folgen. Das Erlernte war mir aber später von dem größten Nutzen, als ich als Ephorus Proben im Orgelspiel aufzugeben und abzunehmen, und über Cantoren und ihre Leistungen zu urtheilen hatte. Noch jetzt ist mir jener Unterricht so unverloren, daß ich den schwersten Choral lieber und sicherer nach bloßer Bezifferung als nach ausgesetzter Harmonie spiele. Auch erhöhet die Kenntniß der Harmonie mir den Genuß bei Anhörung unserer neuen großen und prachtvollen Opern außerordentlich, weil sie mir das Verständniß des Wechsels der Harmonie eröffnet. Ich höre nicht nur sogleich, als ein Tonstück beginnt, aus welcher Tonart es gehet, sondern vermag auch ihren Abwandlungen zu folgen, als wenn ich die Noten vor mir hätte.

Dann aber wurde ich auch in Hohenstein zuerst mit einem andern Elemente der Bildung bekannt, mit der schönen Literatur. Mein Oheim Tag war in einer Lesegesellschaft, von welcher er alle 14 Tage einen Transport Zeitschriften und Bücher, meistens Romane, doch auch Geschichtssachen und Gedichte zugeschickt bekam. Da ich außer den Schulstunden wenig zu thun hatte, so fiel ich mit größtem Heißhunger über diese Bücher her, und las, was mir nur vorkam, z. B. den Robinson von Campe, die Volks=

mährchen von Musäus, die mich sehr ergötzten, die damals beliebten Feenmährchen, denen ich aber keinen Geschmack abgewann und deren Verwandlungen mir anstößig waren.

Gegen Ostern wurde ich in Hohenstein von dem dasigen Pastor Schubert confirmirt, dessen Sohn Heinrich (jetzt Professor in München) mein lieber Freund aus der Kindheit war. Der Confirmandenunterricht wurde ganz nach dem damals in den Schulen vorgeschriebenen Dresdner Katechismus ertheilt. Ohnerachtet der Pastor Schubert ein Mann von Talent war, so machte doch dieser Unterricht auf mich keinen Eindruck, der mir geblieben wäre; vielmehr kam mir die christliche Heilsordnung, wie sie damals vorgetragen wurde, nämlich die Lehre von der Berufung, Erleuchtung, Buße, Glaube, Rechtfertigung, Wiedergeburt und Erneuerung, sehr sonderbar, und meiner eigenen Lebenserfahrung und der Art der sittlichen Erziehung, wie ich sie an Andern sah, so wenig angemessen vor, daß ich diese Ordnung des Heils nicht für richtig halten konnte, und bei mir selbst dachte: so geht es nicht zu! das ist nicht wahr! Doch hütete ich mich bei meiner Schüchternheit und der Verehrung, die ich gegen Schubert hatte, wohl irgend etwas zu äußern. Ich habe dieses Umstandes erwähnt, weil es das erste Mal war, daß ich, das eigne Nachdenken in der Religion brauchend, mich von der Wahrheit des Vorgetragenen nicht überzeugen konnte, und als ein Beispiel, daß es wohl vielen andren Geistlichen mit ihren Confirmanden ergehen mag, wie es dem Pastor Schubert mit mir erging, ohne daß sie etwas davon erfahren.

II. Das Schulleben in Chemnitz.

Zu Ostern 1790 wurde ich nun einer gelehrten Schule übergeben. Man wählte das Lyceum zu Chemnitz, das in gutem Rufe stand und ziemlich stark besucht war. Die Einwohner waren im Rufe der Wohlthätigkeit gegen arme Schüler, und mein Oheim wußte mich dort gleich in das Singchor zu bringen und mir einige Freitische zu verschaffen. Auch fand sich dort ein sehr würdiger Bürger und weitläuftiger Verwandter meiner Mutter, der Knopfmacher Theiß, der bereit war, mich unter sehr billigen Bedingungen in Quartier und Kost zu nehmen. Er gehörte zu den Stillen im Lande und war ein rechter Ehrenmann, ohne Frömmelei und Heuchelschein. An den Bußtagen wurde in seinem Hause zu Mittag nichts gegessen als eine Wassersuppe. Da ich aber im Chor war und daher am Bußtage viel in der Kirche sein mußte, so änderte er dieses bald ab und aß auch an den Bußtagen ordentlich zu Mittag.

Obgleich diese Umstände für die Wahl der Chemnitzer Schule entschieden hatten, so war doch diese Wahl eine verunglückte. Diese Schule, auf welcher der berühmte Heyne seine Gymnasialbildung erhalten hatte, war im Sinken. Der Rector Rothe war ein trefflicher Schulmann und guter Lateiner aus Ernesti's Schule, aber er leistete im Griechischen wenig, war schon ins Alter eingetreten und war bequem. Die Privatstunde Nachmittags, wo wir Homer lesen sollten, wurde sehr häufig frei gegeben. Der Conrector Lessing (ein Bruder des großen Lessing) war ein Mann von außerordentlicher Sprachgelehrsamkeit. Denn er

verstand nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch Hebräisch, Arabisch, Französisch, Spanisch, Englisch. Doch kam uns von dieser Gelehrsamkeit gar wenig zu Gute, denn es fehlte ihm ganz an Lehrgabe und an dem Geschick, sich in Respect zu erhalten. Er wollte immer Witz machen und hatte doch keinen, daher er sich nur lächerlich machte. Er war argwöhnisch und sehr hitzig und hörte keine Vertheidigung an, that daher oft unrecht; im Unterricht aber fehlte ihm eben so wohl Geschmack als Urtheil. Wie oft habe ich ihn die Secundaner fragen hören: nu! est, was ist est? — Seine Uebersetzungen ins Deutsche machten ihn oft lächerlich. So übersetzte er: iam stabant Thebae (schon war Theben erbaut) durch: schon standen Theben. Er spielte gern mit Namen. Einen Schüler, des Namens Leßmüller, ermahnte er oft: „er heißt Leßmüller; laß er ab, laß er ab!" Eben so vergriff er sich oft ganz in den Grühnden seiner Ermahnung. Ein Schüler, Harder (Sohn eines Schulmeisters, späterhin beliebter Guitarrencomponist in Leipzig), war ihm angezeigt worden, als glaube er nicht an den Teufel. Lessing, der sehr orthodox war, stellte ihn darüber in der Schule zur Rede. „Ei ei Harder, was höre ich? Er glaubt ja nicht an den Teufel! Sieht Er, Harder, er hat einen so hübschen Vater, glaube er einen Teufel!" Dabei versprach er sich oft, wenn er in Zorn war, was um so auffälliger wurde, da er die Worte zwei-, auch wohl dreimal zu wiederholen pflegte. So rief er einst in großem Zorne: „wenn ihr solche Flegel sein wollt, so mache ich mein Buch fort und gehe zu; ich mach' mein Buch fort und gehe zu!"

Unter solchen Umständen war es nicht möglich, daß der Mann sich in Ansehen erhalten und uns zum Fleiß bestimmen konnte. Uebrigens bestand das Lyceum eigentlich bloß

aus Secunda und Prima, denn Tertia war mehr Bürgerschule. Der Rector und Conrector waren die einzigen Lehrer, jener der Prima, dieser der Secunda, und in allen öffentlichen Stunden waren beide Classen combinirt und nur in täglichen zwei Privatstunden getheilt. Was konnte da Großes geleistet werden? — Mathematik, neuere Sprachen; Geographie, Physik und dergleichen wurden gar nicht gelehrt, Geschichte trug der Rector wöchentlich eine Stunde nach Hilmar Curas, herausgegeben von Schröckh, vor; Religionslehre bald der Rector, bald der Conrector, nach Reichard's lateinischem Compendium. Im Griechischen hatte man noch die Lange'sche Waisenhausgrammatik, im Lateinischen war nur eben erst die kleine Grammatik Scheller's in die Schule eingedrungen. Das Hebräische lehrte der Rector privatim, nach einem sehr dürftigen grammatischen Leitfaden von Biedermann. Dabei wurden die Lehrstunden nur von den Secundanern regelmäßig besucht, von den Primanern aber die Stunden des Conrectors oft versäumt.

So schlecht war die Schule beschaffen, die meine academische Vorbildung vermitteln sollte, dennoch war sie damals stark besucht und von Jünglingen, die sich späterhin auszeichneten. Ich fand da meinen Jugendfreund Ludwig Pölitz, der das letzte Jahr mit mir die Schule besuchte, und später als Geheimerath und Professor in Leipzig starb. Zugleich mit mir, oder doch kurz nachher kamen auf diese Schule Heinrich Tzschirner, der nachher eine Zierde der Universität Leipzig wurde und daselbst als Professor und Superintendent, leider zu früh, starb; ferner Neander aus Lengefeld, jetzt Bischof in Berlin; anderer würdiger Männer, die jetzt in Sachsen in wichtigen Aemtern stehen, nicht zu gedenken.

Eine Anleitung zum Studium bekamen wir nicht; wir gingen in die Stunden, studirten zu Hause was wir wollten, und waren so dem Zufalle und unserm eignen Willen viel zu sehr überlassen.

Was mich betrifft, so that ich in den ersten zwei Jahren nicht eben viel und machte daher nur geringe Fortschritte. Zu Hause trieb ich hauptsächlich Musik und componirte eine Menge kleine Lieder, die mir gefielen. Auch schrieb ich viele Musikalien ab und nahm Unterricht im Violinspiel, worauf ich viel Fleiß verwendete, es aber nur zu einer sehr mittelmäßigen Fertigkeit brachte. Da es in Chemnitz Lesebibliotheken gab, so fiel ich über diese Lectüre mit Heißhunger her, und las die eine Leihbibliothek ganz durch. Alle Robinsone, die Insel Felsenburg, die damals beliebten Ritterromane wurden gelesen. Ich vereckelte mich aber an dieser Lectüre so gründlich, daß ich später auf der Academie und selbst als Candidat keinen Roman mehr auslesen konnte, und daß ich überhaupt einen bleibenden Widerwillen gegen alle Romane bekam, so daß es mir späterhin selbst nicht möglich wurde, bei den berühmtesten, z. B. denen von Göthe, Walter Scott und Anderen, auszuhalten. Dieß war der eine Gewinn dieser Leserei. Ein zweiter aber erwuchs mir dadurch zu, daß ich auch dabei unsere besten Dichter zu lesen bekam, als Gellert, Hölty, Voß, Wieland, Bürger, die mich außerordentlich anzogen, deren Gedichte ich mir kaufte und wiederholt las. Viele Lieder von Hölty, Voß und Bürger setzte ich auch für eine Singstimme mit Clavierbegleitung in Musik.

Erst im dritten Jahre meines Aufenthaltes in Chemnitz wendete ich mich mit mehr Ernst dem Studium des Lateinischen und Griechischen durch Privatfleiß zu. Auf der Schule lasen wir von griechischen Prosaikern Xenophons

Memorabilien, aber höchst langsam. Ich las dieses Buch mit einem Freunde, dem jetzigen Oberpfarrer Schanze in Stauchitz, zu Hause ganz durch. Eben so wurde das Gemälde von Cebes und Epictets Handbuch durchgelesen. Im Lateinischen las ich einiges von Cicero, den Ovid, Terenz, den Florus, die in meinem Büchervorrath waren, und besonders den Cornelius Nepos. Den letzteren übersetzte ich erst für mich ins Deutsche, und dann aus dem Deutschen wieder ins Lateinische, worauf ich zuletzt den Originaltext mit meiner Uebersetzung verglich. Diese Uebungen wurden mir sehr nützlich, und ich war dadurch im Lateinischen und Griechischen so rasch fortgeschritten, daß die Lehrer am Schlusse des vierten Jahres, Ostern 1794, kein Bedenken fanden, mich mit einem guten Zeugnisse zur Academie zu entlassen [1]). Reif aber für dieselbe war ich nicht. Von der Mathematik wußte ich gar nichts und hatte selbst das gemeine Rechnen, wie es in den Trivialschulen gelehrt wurde, größtentheils vergessen. Von Geographie und Physik wußte ich nicht mehr, als ich in einigen gelesenen Büchern gefunden hatte. Im Französischen hatte ich grammatikalischen Unterricht beim Cantor Kretschmar gehabt, wo ich aber eine grundfalsche Aussprache des Französischen lernte. Von der Geschichte war meine Kenntniß fragmentarisch und ungründlich. Im Griechischen hatte ich lange nicht genug gelernt und war eigentlich nur im Lateinischen mittelmäßig für die Universität vorbereitet.

Während meines Aufenthalts in Chemnitz ging die französische Revolution ihren vollen Gang, und ich sah im Jahre 1792 die schlesischen Regimenter Preußens unter dem Commando des Fürsten von Hohenlohe an den Rhein ziehen. Ich war im höchsten Grade antifranzösisch und gut deutsch gesinnt, und las daher die ersten Fortschritte der

Verbündeten und ihr Vordringen gegen die Champagne mit großem Vergnügen. Auch sah ich hier die Folgen des Bauernaufruhrs in Sachsen, da die Bauern plötzlich den Edelleuten die Frohnden und den Zwangdienst aufkündigten. Es kam das Regiment Churfürst Kuirassiere nach Chemnitz, das ausgezeichnete Mannschaft, Pferde und Rüstung hatte. Ich sah viele Wagen mit gefangenen Bauern nach Chemnitz bringen. Die Städte blieben bei diesem Handel ganz ruhig, die Unruhen wurden bald unterdrückt, aber nun doch Anstalt getroffen, die drückenden Frohnden auf billigem Wege abzulösen.

Chemnitz hatte damals nur etwa 10,000 Einwohner, und die Fabriken waren nur eben erst im Aufblühen.

Was meine religiöse Bildung betrifft, so kam ich nach Chemnitz ganz mit den Vorstellungen, welche mir der Unterricht des Vaters und des Pastors Schubert gegeben hatte. Der Religionsunterricht auf der Schule ging in gleichem Geiste fort, und war Dogmatik, welche durchaus nichts Praktisches hatte. Dagegen zogen mich die Predigten des Superintendenten D. Merkels sehr an, und ich schrieb eine große Anzahl derselben wörtlich nach, da er sehr langsam sprach. Merkel war ein Zögling der Wolf'schen Philosophie, ein trefflicher Logiker und ein geistreicher, gelehrter Mann. Da er auch einen guten äußerlichen Vortrag hatte, so wurde er sehr gern gehört. Er benutzte oft die Zeitereignisse, um sie in seinen Predigten zu besprechen. So hörte ich ihn über allgemeine Gleichheit und Freiheit, über Aufklärung und ähnliche Themata sprechen, und er wußte immer etwas Befriedigendes zu sagen. — Unter den Büchern, die ich las, waren auch einige, welche wohl meinen Entschluß, Theologie zu studiren, hätten wankend machen können. Der Conrector Lessing beging die Unvorsichtigkeit, uns in der Schule vor dem Lesen der Bücher seines

Bruders zu warnen. Dies machte uns neugierig und die von Lessing herausgegebenen Fragmente circulirten unter den Schülern. Ich las den Theil derselben, der sich mit den Wundern des alten Testaments beschäftigt. Diese Lectüre machte keinen Eindruck auf mich, denn das Christenthum schien mir gar nicht auf den Wundern des alten Testaments zu ruhen. Der Entschluß aber, Theologie zu studiren, war bei mir blos Folge von Zufälligkeiten. Mein Vater hatte es so gewollt; meiner Mutter Brüder waren alle Theologen. Von den Juristen hatte ich noch durch des Vaters vielfältige und mißfällige Aeußerungen, der gern das Sprichwort gebrauchte: „Juristen böse Christen," eine nachtheilige Vorstellung. Es blieb daher bei der Theologie, ohnerachtet ich die Natur dieser Wissenschaft noch gar nicht kannte.

III. Das Universitätsleben in Leipzig.

Es war am 24. Mai 1794, daß ich als academischer Bürger in Leipzig unter dem Rectorate des Professors Eck inscribirt wurde. Ich besaß so viel Vermögen, um die Kosten meiner Studien bestreiten zu können; denn mein väterliches Erbe betrug, so viel ich mich erinnere, ohngefähr 1200 Thlr., und auf der Schule hatte ich davon wenig verbraucht. Auch auf der Universität lebte ich sehr sparsam, und verbrauchte im ersten Jahre daher nur 100 Thaler, im zweiten und dritten nur 120 Thaler und im vierten etwas mehr, weil ich mir da für etwa 50 Thaler Bücher kaufte.

Mein Studium sollte die Theologie sein, ich hatte aber

weder von der Beschaffenheit noch von dem Umfange meiner Wissenschaft einen klaren Begriff, und noch weniger wußte ich, nach welchem Plane ich studiren sollte. Ich machte es daher wie die Anderen und nahm Rath von älteren Studirenden. Mein Jugendfreund Pölitz hatte, als ich nach Leipzig kam, sein Triennium absolvirt und sich so eben als academischer Lehrer habilitirt. Von ihm, der auch Theologie studirt hatte, ließ ich mich besonders berathen. Er rieth mir, Philosophie bei Platner und Theologie besonders bei Keil und Beck zu hören; bei letzterem namentlich Exegese und Dogmengeschichte. Ich befolgte diesen Rath. Gleich im ersten Halbjahr hörte ich Logik und Metaphysik bei Platner nach seinen gedruckten „Aphorismen" und hörte, um der Sache desto mächtiger zu werden, dieses Collegium gleich noch einmal in dem darauf folgenden Winterhalbjahre. So angestrengt aber auch meine Aufmerksamkeit war, so war doch die Frucht dieses Unterrichts gering. Platner hatte zwar einen vortrefflichen äußerlichen Vortrag, den ich mir zum Muster nahm, und war ein geistreicher Mann, aber er war kein Lehrer für Jünglinge, die noch gar nichts von Philosophie wußten und nicht einmal die eigentliche Aufgabe dieser Wissenschaft kannten. Sein Vortrag in der Logik und Metaphysik setzte Philosophen voraus, was wir doch nicht waren, sondern erst werden sollten. Er selbst hatte, wie seine Aphorismen zeigen, kein geschlossenes und nach allen Seiten consequent ausgearbeitetes System, sondern war mehr Eklektiker. Es ist aber nun Hauptsache beim philosophischen Unterrichte, daß man den Studirenden in irgend ein völlig ausgearbeitetes und consequent durchgeführtes System einführt, nicht gerade, um dasselbe für immer fest zu halten, sondern um ihn zur klaren Einsicht in die Aufgabe und das Wesen der Philosophie und in den Zusammenhang ihrer

Sätze zu führen. Bei Platner kam nun noch dazu, daß er in seinen Vorträgen immerfort gegen die eben aufblühende Kantische Philosophie polemisirte, womit er nicht nur viel Zeit verdarb, sondern wodurch er uns auch nur ungewiß in unseren Ueberzeugungen machte. Die Folge war, daß ich zwar Vieles von Philosophie wußte, aber doch eigentlich keine Philosophie hatte. Schon damals machte ich die Erfahrung, daß es mir unmöglich sei, etwas, das nicht klar und völlig entwickelt vor mir steht, in meine Ueberzeugungen aufzunehmen: eine Eigenthümlichkeit, die mir während meines ganzen Lebens geblieben ist und mich immer vor Mysticismus und Gefühlstheologie bewahrt hat. Denn so lebhaft mein Gefühl immer gewesen ist und so leicht ich der Begeisterung zugänglich gewesen bin, so hat sich mein Gefühl doch nur immer an dasjenige mit voller Wärme angeschlossen, was ich in wissenschaftlicher Prüfung als wahr befunden hatte. — Ich hörte noch bei Platner Aesthetik und philosophische Moral. — Ein anderer Philosoph von Bedeutung war damals unter den Docenten in Leipzig nicht, namentlich kein Kantianer, denn der talentvolle Heidenreich, der die Kantische Philosophie vortrug, war durch Krankheiten, die ihn früh hinrafften, schon damals verhindert, als Docent thätig zu sein. Meine philosophische Bildung blieb daher mangelhaft.

In der Theologie hielt ich mich hauptsächlich an Beck, Keil und Burscher und im Hebräischen an Meisner und Kuinöl. Beck las Jahr aus Jahr ein einen exegetischen Cursus über das neue Testament. In diesen trat ich sogleich im ersten halben Jahre ein und habe ihn fortgesetzt bis zu meinem Abgang von der Universität. Was ich da hörte, war mir durchaus unbekanntes Land. Von Auslegung des N. T., ihren Regeln und Hülfsmitteln wußte

ich noch nichts. Den Nutzen, den mir Beck's Vorlesungen gewährten, kann ich daher nicht hoch anschlagen. Er trug Lateinisch vor, und dieses, daß ich ihn jeden Tag eine Stunde lateinisch sprechen hörte und in dieser Sprache nachschrieb, machte mich im lateinischen Ausdruck fertiger und sicherer. Ferner führte er sehr viele Literatur an. Auf Wittstein, die Observationenschreiber aus den Classikern zum neuen Testamente, und die alten Grammatiker verwies er ohne Unterlaß. Ich lernte diese dadurch kennen und ihre Schriften aufsuchen, Beck's Exegese ließ aber doch Vieles zu wünschen übrig. Er war ein Zögling von Fischer und hatte dieselbe Erklärungsweise, die im Schleusnerischen Lexikon vorherrschte. Ich erinnere mich recht gut, wie belästigend mir in seiner Exegese das Wort πνεῦμα und πνεῦμα ἅγιον wurde, was bald sensum Christianum, bald fervorem animi, bald noch etwas Anderes bedeuten sollte. Ich fühlte, daß diese Erklärungen nicht richtig waren, und darum konnte ich mich ihnen nicht ergeben. Die grammatische und philosophische Schärfe, mit der man jetzt die Sprache des neuen Testaments behandelt, existirte damals noch nicht. Der Hauptgewinn, den ich aus Beck's Vorlesungen zog, war die Bekanntschaft mit den Hülfsmitteln der Kritik und der Auslegung und mit den nothwendigsten Regeln derselben.

Mehr Befriedigung gewährten mir die Vorlesungen des Professors Keil. Er war eben an die Stelle seines Lehrers Morus in die theologische Facultät gekommen, und ich hörte bei ihm Exegese, Hermeneutik des N. T., Dogmatik und Moral. Er war in der Exegese zwar auch, wie Beck, ein Zögling der Fischer'schen Schule, aber er hatte den durchgreifenden und eine Masse exegetischer Willkührlichkeiten abschneidenden Grundsatz: daß man die Aussprüche und Wörter des N. Test. in dem Sinne nehmen müsse, in wel-

chem sie damals von den griechisch redenden Juden erweislich gebraucht worden seien und daß dieser Gebrauch ihren Sinn auch im N. T. bestimmen müsse. Dieser Grundsatz — das Princip der historischen Auslegung, wie es Keil nannte — leuchtete mir vollkommen ein, und ich adoptirte ihn völlig und wendete daher nun den größten Eifer auf Ermittelung der jüdischen Theologie und des Sprachgebrauchs derselben. Eine große Menge willkührlicher Erklärungen wurden dadurch beseitigt, und ich konnte daher weder dem Teller'schen Wörterbuche, noch anderen modernen Auslegungen, wo man den Worten der Schrift neuere Begriffe unterlegte, den geringsten Geschmack abgewinnen. Die Versuche, den Teufel aus der Bibel weg zu erklären, die Aussprüche über Christi Präexistenz und höhere Natur zu einem moralischen Sinne zu deuten, oder die Wunder des neuen Testaments durch exegetische Künsteleien zu natürlichen Ereignissen zu machen, blieben mir widerlich, als Verläugnung der geoffenbarten Wahrheit. In seinen dogmatischen Vorlesungen folgte auch Keil seinem exegetischen Grundsatze getreu und suchte daher nicht durch exegetische Künsteleien die Aussprüche des N. Test. umzudeuten.

So willig ich aber die Wahrheit des exegetischen Kanons anerkannte, den Keil zu Grunde legte, so wenig konnte ich seinen dogmatischen Kanon für wahr und gegründet halten, nämlich daß alle religiöse Vorstellungen, welche die Juden von Jesu und seiner Zeit schon gehabt hätten, nicht zur Offenbarung durch Christum gehörten, weil sie schon vor ihm offenbar gewesen seien, und daß daher, wenn Jesus und die Apostel doch nach diesen Vorstellungen gesprochen hätten, dieses als Accommodation zu dem Ideenkreise ihrer Zeitgenossen anzusehen sei. Dahin rechnete Keil die ganzen Messianischen Vorstellungen, die Lehre vom Logos, vom πνεῦμα,

vom Falle Adams und dessen Folgen, von Christi Opfer, vom Teufel, Dämonen, dem Reiche, der Zukunft Christi, der Auferstehung u. s. w. Mein Wahrheitsgefühl sträubte sich durchaus gegen diese Accommodationshypothese, und ich habe sie nie für gegründet halten können, sondern sah sie auch schon auf der Universität als einen bloßen Nothbehelf, ja als ein Mittel der Verzweiflung an, um Frieden zu stiften zwischen der Vernunft und der Theologie, der doch auf diese Art gar nicht zu erlangen steht. In sofern ließ mich daher Keil's Theologie ganz unbefriedigt. Ich ging daher zu einem andern academischen Lehrer, der im Rufe strenger Orthodoxie stand, dem Professor Hempel, und fing an, bei diesem Dogmatik zu hören. Denn ich fühlte das Bedürfniß, das alte dogmatische System in seinem ganzen Zusammenhange und besonders nach seiner ganzen wissenschaftlichen Begründung kennen zu lernen, und glaubte diesen Zweck bei Hempel zu erreichen. Ich fand mich aber gänzlich getäuscht, indem Hempel's Vortrage wissenschaftliche Gründlichkeit fehlte, und blieb daher aus den Vorträgen weg, nachdem ich sie einige Zeit besucht hatte. Weiter las aber Niemand Dogmatik. Denn der verehrte Rosenmüller las bloß Exegese, Kirchengeschichte und praktische Collegia. Ich hörte über das Evangelium Johannis bei ihm, fand mich aber nicht befriedigt. Er gab mir des Gelehrten oder eigentlich Exegetischen zu wenig, und des Praktischen, um welches es mir noch nicht zu thun war, zu viel. Der Senior der theologischen Facultät, der Prälat Burscher, hätte wohl die große Lücke, die ich fühlte, nämlich eine Darlegung des kirchlichen Systems, mit aller gelehrten Beweisführung ausgerüstet, ausfüllen können, da er, und zwar jussu principis, allein die Symbolik las, die alle Theologen bei ihm hören mußten. Allein wie wenig er geeignet war, wissenschaftliche

Anforderungen zu befriedigen, wissen Alle, die ihn gehört haben. In seiner Symbolik beschäftigte er sich mit der Erzählung der äußerlichen Geschichte der symbolischen Bücher, dachte aber nicht daran, ihren theologischen Inhalt systematisch aufzufassen und darzustellen. Er polemisirte gar oft gegen die Neologen, nur leider mehr auf possirliche als lehrreiche Weise. Er war hier oft mehr als naiv. So z. B., wenn er darauf zu reden kam, daß die Neologen manche in der alten Dogmatik angeführten Schriftstellen nicht für beweisend anerkennen wollten, hörte ich ihn mehr als einmal mit triumphirender Miene sagen: „wem diese Schriftbeweise nicht gut genug sind, der mag andere suchen". Seine Meinung war nämlich, das Dogma müsse als ein Theil der Offenbarung nothwendig in der Bibel ausgesprochen sein, und da es dafür keine anderen Beweisstellen gebe, als die angeführten, so müsse das Dogma in ihnen liegen und die theologische Erklärung richtig sein. Ein Hauptpunkt, den er oft gegen die Neologen brauchte, war: „die heilige Schrift in ihrem ganzen Zusammenhange des ganzen alten und neuen Testaments", welche Worte er immer mit einer sonderbaren Bewegung beider Ellenbogen nach Links und Rechts begleitete. Wie aber dieser ganze Zusammenhang so große Dinge thun könne, das erfuhren wir nicht. Den Neologen gab er stets Schuld, sie kennten die Hauptschriften, auf die es in der Dogmatik ankomme, gar nicht, und hätten sie nicht gelesen, und fügte dann oft genug ernsthaft und zuversichtlich bei: „kommen Sie nur zu mir, meine hochgeehrtesten Herren, ich weiß Alles". Er war aber bei dieser grenzenlosen Eitelkeit, die uns sehr erheiterte, doch ein so kindlich gutes und treffliches Gemüth und ein solcher Studentenfreund, daß wir ihm seine Sonderbarkeiten alle zu gute hielten und ihm nur Beweise von Ehrerbietung gaben. Am

nützlichsten wurden uns seine Vorlesungen über die Reformationsgeschichte, nicht etwa durch ihren Geist und Zusammenhang, sondern durch eine Menge von Specialien, in die er einging, und durch die Menge schöner Bücher, auch Cranach'scher Gemälde, die er uns dabei im Auditorio vorzeigte und über deren Werth und Geschichte er nützliche Belehrungen gab. Uebrigens ging er die Reformationsgeschichte nach den einzelnen Jahren durch und führte die wichtigsten Thatsachen in einzelnen Punkten ganz ohne alle Vermittelung des Zusammenhanges vor. Da hieß es immer nur: „ein neuer Punkt beim Jahre 15 ..". Ich fing auch einmal an, bei ihm über jüdische Alterthümer zu hören, blieb aber bald weg, nachdem er uns in mehreren Stunden demonstrirt hatte, „wie der babylonische Thurm gebaut gewesen sein müsse". Denn alle seine Demonstrationen führten, nach seiner Meinung, zu ganz apodiktischer Wahrheit. Darum war auch seine Versicherung, „er wisse Alles", ganz ernstlich gemeint. Einst, da er dieß auch ausgesprochen hatte, machte er sich selbst den Einwand: „aber — werden meine hochgeehrtesten Herren mich fragen — warum schreibst Du es doch nicht in die Welt, daß sie glauben muß? — Ja, da schmissen die neuen Herren (die Neologen) mein Buch hin und läsen es nicht! Lieber will ich hier meinen hochgeehrtesten Herren die Sache in ihrem **ganzen** Zusammenhange vortragen"[2]).

Alttestamentliche Exegese hörte ich erst beim Professor extraord. Meisner, der jedoch zu weitläuftig und zu pedantisch las, dann aber beim Professor extraord. Kuinöl (später in Gießen), der das alte Testament wenigstens mit Geschmack und mit der für die Studirenden nöthigen Kürze erklärte. Ich hörte bei ihm den Jesaias, die kleinen Propheten und die Psalmen, und wurde von ihm mit dem Geiste der hebräischen Dichtkunst bekannt gemacht. Der eigent-

liche Professor der orientalischen Sprachen, Dindorf, der an Dathe's Stelle gekommen war, hatte so wenig Vortrag, daß Niemand bei ihm hören wollte.

Kirchengeschichte hörte ich bei Beck, so wie auch allgemeine Geschichte. Beide Collegia las er gut, hielt sich aber gewöhnlich im Anfange so sehr auf, daß er am Ende nicht Zeit genug hatte, und daher sein Vortrag in Hinsicht der Ausführlichkeit höchst ungleich war. — Homiletik hörte ich bei Keil und hatte bei demselben auch praktische Uebungen, nur war er selbst leider kein Redner, sondern ein langweiliger Prediger.

Kirchenrecht hörte ich bei dem Prof. Weiße (Sohn des berühmten Kreissteuereinnehmers), wurde aber bald aus seinem Collegio durch die Witze und Sticheleien vertrieben, die er sich immer über die Geistlichen erlaubte, um sein juristisches Auditorium zu vergnügen.

Auch einen halbjährigen Cursus der Mathematik hörte ich bei Professor Rothe, doch ohne daß mir eine sonderliche Frucht davon zu Theil geworden wäre, wahrscheinlich durch meine Schuld, weil ich nicht Zeit und Fleiß genug darauf verwendete.

Auch nahm ich Privatunterricht im Französischen und brachte es dahin, daß ich doch ziemlich leicht ein französisches Buch verstehen konnte.

Das Fechten lernte ich nicht auf dem Fechtboden, sondern von guten Freunden, die mich darin privatim unterwiesen; daher ich es nur mittelmäßig lernte. — Eben so wurde in den letzten Jahren unter Anleitung reitkundiger Freunde bisweilen geritten, und ich wurde wenigstens ein beherzter Reiter.

Meinen ersten Versuch im Predigen machte ich zu Ausgang meines zweiten Universitätsjahres im Dorfe Lößnig bei

Leipzig, wo ich die Nachmittagspredigt hielt, statt des Schulmeisters, der eine Predigt lesen sollte. Die Studenten pflegten daher auch die Sache nur mit dem Schulmeister abzumachen. Ich erinnere mich, daß ich über die Pflicht der Dankbarkeit predigte, daß ich 14 Tage lang memorirt hatte, die Predigt ohne Anstoß hielt, einmal aber doch herauskam und ins Manuscript sehen mußte, weil ein Hund in die Kirche gelaufen kam. Einige meiner Freunde waren von Leipzig mit herausgegangen und machten nun die Censur meines Vortrags, die nicht ungünstig ausfiel.

Die ganze Zeit, die ich in Leipzig verlebte, war ich sehr fleißig. Ich hörte alle Collegia ordentlich und wiederholte sie fleißig. Auch erlernte ich für mich das Chaldäische nach des alten Michaelis chaldäischer Grammatik wegen der chaldäischen Stellen des alten Testaments. Ich begnügte mich daher auch nicht mit dem Triennium, sondern blieb noch das vierte Jahr da. Daß ich zwei fleißige Stubenbursche, den Pastor Schanze, dann den jetzigen Professor Kreyßig in Meißen hatte, trug auch dazu bei, mich zum Fleiße anzuregen. Bierhäuser und Commerce wurden nicht besucht. Ich hatte schon auf der Schule daran keinen Gefallen gefunden, hatte auch nie die zu solchen Dingen unerläßliche Fertigkeit, ein ganzes Glas Bier zu trinken, ohne abzusetzen, erlangen können. Meine Vergnügungen bestanden im Spazierengehen, manchmal einen Ritt machen und in der Theilnahme am Billard- und Kegelspiel um die niedrigsten Preise. Im Billardspiel leistete ich viel und galt unter meinen Freunden für einen Meister.

Ueberhaupt herrschte unter meinen Freunden, die ich von der Schule her hatte oder die mir in Leipzig zuwuchsen, der Geist des Fleißes und der Sittlichkeit. Wir stifteten unter uns eine Privatgesellschaft zum Disputiren in lateinischer

Sprache, über eine Abhandlung, die jeder der Reihe nach schreiben mußte. Zu ihr gehörten außer Schanze und Kreyßig auch Facilides (jetzt Superintendent in Oschatz), Bräuniger aus der Niederlausitz, der als Conrector der Dresdner Freischule zu früh starb, Neander (jetzt Bischof in Berlin), Tzschirner, der nachher Professor und Superintendent in Leipzig wurde, Winzer, jetzt Professor der Theologie, und Andere mehr. Wir stritten mit allem Jugendfeuer, und obgleich das, was wir ermittelten, nicht viel bedeuten wollte, so lernten wir doch dabei, übten uns und weckten die Lust an der Wissenschaft [3]).

Duelle waren in Leipzig fast nur unter den Mitgliedern verschiedener Orden üblich; bei anderen Studirenden nicht. Weder ich noch einer der vorhin genannten Freunde haben ein Duell gehabt. Es gehörte aber auch keiner von uns zu einem Orden oder einer Landsmannschaft. Wir bildeten einen Kreis unter uns. Im letzten Sommer, den ich in Leipzig verlebte, kamen Ordensbrüder von der Universität Halle nach Leipzig, machten da auf der Funkenburg Spektakel und wurden arretirt und aufs Rathhaus gesetzt. Die Leipziger Orden machten Anstalten zu ihrer Befreiung durch Gewalt, versuchten eines Abends das Rathhaus zu stürmen, wurden aber von den wohlbewaffneten Häschern zerstreut und mehrere gefangen. Wir Chemnitzer hatten an der Sache keinen Theil genommen, auch nichts davon erfahren, sondern hörten erst am andern Morgen den Vorgang erzählen. Der Professor Dindorf war Rector, nahm sich der Studenten treulich an und führte die Sache zu einem leidlichen Ausgang. Dafür wurde beschlossen, ihm ein solennes Vivat mit Fackeln zu bringen, was auch am 7. September 1797 geschah, nachdem die Erlaubniß dazu erlangt war. Die Studirenden theilten sich je nach ihren Uniformen in vier Züge,

und zum Anführer des dritten Zugs wurde ich erwählt als einer der älteren Studenten. Ich wollte erst die Ehre nicht annehmen, weil mir zum Schmuck vielerlei Dinge, die für unentbehrlich gehalten wurden, fehlten, als ein großer dreieckiger Hut, Stürmer genannt, große steife Stiefeln (sogenannte Kanonen), ein Hieber und dergleichen mehr. Es wurde aber alles ohne mein Zuthun herbeigeschafft und ich konnte mich der Sache am Ende nicht wohl entziehen. Ich übernahm daher das mir zugedachte Commando des dritten Zuges und führte es mit Ehren. — Dieß war der einzige öffentliche Act, an dem ich als Student Theil genommen habe, der aber in guter Ordnung und zur Ehre der Studirenden ablief. Der Rector Dindorf gab den Officieren nach dem Fackelzuge eine glänzende Collation, von der ich mich mit meinem Freunde Kreyßig noch zu rechter Zeit entfernte, denn später hatten viele in dem guten Wein zu viel gethan und waren nicht so gerade nach Hause gekommen, wie wir.

Im zweiten Jahre meines Aufenthalts in Leipzig verliebte ich mich einmal recht ernstlich in die Tochter eines Predigers, welche ich auf meiner Ferienreise kennen lernte. Die Sache ging aber bald vorüber, da ich gleich nach meiner Zurückkunft nach Leipzig erfuhr, daß sie bereits mit einem älteren Studenten, den ich recht gut kannte und der mir durch fade Witzmacherei zuwider war, förmlich verlobt sei. Ich dachte: wenn sie an dem faden Witzmacher Geschmack findet, so ist nichts an ihr verloren, und tröstete mich schnell.

Uebrigens aber lebte ich die ganze Universitätszeit in Beziehung aufs weibliche Geschlecht in voller Unschuld, so viel es auch Gelegenheiten gab, welche einen jungen Menschen verlocken konnten. Ich rechne mir dieß aber nicht zum besonderen Verdienste an, da ein Grund mitwirkte, welcher vor dem Richterstuhle einer strengen Moral den Werth mei-

ner Enthaltsamkeit herabsetzt. Ich hatte nämlich einen unüberwindlichen Ekel vor allen lüderlichen Frauenspersonen, und dieser war noch auf der Schule in Chemnitz entstanden. Einer meiner älteren Mitschüler dort, St....t, hatte durch lüderliches Leben die venerische Krankheit bekommen und mußte, da er sie vernachlässigt hatte, aufs elendeste daran sterben. Er verfaulte bei lebendigem Leibe. Unwissend darüber und nur so viel mit seiner Krankheit bekannt, daß ich wußte, er sei hoffnungslos, ging ich mit einem Freunde zu ihm, ihn zu besuchen. Man räucherte furchtbar, ehe man uns ins Krankenzimmer treten ließ; da war aber ein so schrecklicher Geruch, daß wir nur ein Paar Minuten verweilen konnten. Der Kranke dankte uns, aber er warnte uns auch, es nicht zu machen wie er es gemacht habe. Der Anblick des Elenden hatte mich so ergriffen und der Eindruck war so dauernd, daß ich vor aller Verführung durch lüderliche Weibspersonen gesichert war.

In dem letzten Halbjahr meines Aufenthalts auf der Universität, zu Michaelis 1797, fing ich nun an, mich mit größtem Eifer auf das Candidatenexamen, das ich zu Ostern 1798 bestehen wollte, vorzubereiten. Mitten aber in meinen Arbeiten kam mir ein Antrag zu einer Stelle als Hauslehrer, der mir so vortheilhaft schien, daß ich meinen Entschluß änderte. Ich bedurfte eigentlich des Candidatenexamens in Dresden nicht, da ich ein Schönburger war und daher von dem Fürsten Otto von Schönburg meine Anstellung in einem geistlichen Amte zu erwarten hatte, und dieser es nicht einmal gern sah, wenn seine Candidaten sich in Dresden examiniren ließen, denn es gab ein eigenes Schönburg'sches Consistorium in Glaucha. Dennoch aber wollte ich das Dresdner Candidatenexamen machen und hatte den Plan, dann in Dresden eine Condition zu suchen.

Doch unerwartet empfing ich im November den Antrag durch meinen Schwager, den Diakonus Schmidt in Waldenburg, die weitere Erziehung und Bildung der zwei Söhne des Barons von Kotzau in Oberwiera bei Waldenburg zu übernehmen und sie zu Ostern 1798 auf das Gymnasium zu Altenburg zu begleiten. Der Baron war ein naher Verwandter des Fürsten von Schönburg und ich glaubte daher, der Anstellung im Schönburgischen nun gewiß zu sein. Der Antrag aber, die beiden Söhne auf das Gymnasium zu begleiten, war mir für meine eigene Fortbildung so willkommen, daß ich meinen Plan auf Dresden sofort aufgab und den Antrag annahm.

Ich packte nun rasch zusammen, ließ mir die nöthigen academischen Zeugnisse geben [4]) und verließ Leipzig am 3. December 1797 mit Sack und Pack. Ich begab mich erst auf einige Tage nach Waldenburg zu meinem Schwager Schmidt, stellte mich dem Fürsten Otto von Schönburg vor und hielt am 9. December meinen Einzug in Oberwiera.

IV. Das Candidatenleben.

Ich hatte das Glück in eine sehr brave Familie zu kommen. Der Baron von Kotzau war ein Ehrenmann in jeder Beziehung. Aufrichtig, redlich, wohlwollend, verständig, war er für jeden, der ihn kannte, ein Gegenstand der Achtung. Er wurde mir trotz der Verschiedenheit der Jahre (denn er war schon ein Sechziger) ein wahrer Freund und blieb es bis zu seinem Tode. Seine Frau war eben so vor-

trefflich von Charakter wie er, nur leider oft kränklich und darum von großer Reizbarkeit, nach welcher sie sich auch über unbedeutende Dinge Kummer machen konnte. Bei großer Herzensgüte besaß sie vielen Geist, hatte früher als Dichterin sich mit Glück versucht und nahm noch an der schönen Literatur durch Lectüre gern Antheil.

Alle meine Thätigkeit von Weihnachten bis Ostern ging in meinen neuen Arbeiten auf. Ich hatte die zwei Söhne zur Confirmation und zum Besuch des Gymnasiums vorzubereiten und damit vollauf zu thun. Dazu kam, daß ich noch eine Veranlassung fand, die italienische Sprache mit ihnen zu versuchen. Sie hatten einen Oheim in neapolitanischen Diensten, den General Metsch, und wünschten etwas italienisch zu lernen, weil sie erwarteten, der Oheim werde einmal herauskommen. Ohnerachtet ich diese Sprache noch nicht kannte, so war ich doch dazu willig. Es wurden Grammatiken und Lexika gekauft, und ich studirte so fleißig, daß ich den Unterricht bald beginnen konnte, und im Stande war, für mich die Gerusalemme liberata von Tasso zu lesen, die mich außerordentlich anzog. Mit der Aussprache des Italienischen, da wir diese blos aus der Grammatik erlernen konnten, war es freilich nicht weit her; doch bekam ich bald Gelegenheit diesen Fehler zu verbessern, da der Oheim meiner Zöglinge, der General Metsch, nach der Auflösung der neapolitanischen Armee unter Macks Commando, als Gefangener aus Frankreich den 17. Julius 1799 in Oberwiera eintraf und die Unterhaltung mit seinem Adjutanten Rossi, der kein Wort Deutsch konnte, fast ausschließlich mir zufiel. Auch später setzte ich das Studium des Italienischen zu meinem Vergnügen fort, weil mir die Sprache sehr gefiel, dagegen ich niemals habe an der französischen Sprache

Wohlgefallen finden können. Ihre Nasenlaute waren mir immer zuwider.

In Oberwiera ging ich auch mit auf die Jagd, und fand daran vielen Geschmack, war aber immer nur ein mittelmäßiger Schütze, da mein rechtes Auge schlecht in die Ferne sah.

Nach Ostern 1798 bezog ich nun mit meinen Zöglingen das Gymnasium zu Altenburg, wo wir vierthalb Jahre verweilten. Die Lehrstunden in der Schule besuchte ich nicht mit, und konnte daher diese Zeit für meine eignen Studien verwenden. Dagegen lag mir die Vorbereitung meiner Zöglinge auf die Lehrstunden, das Nachhelfen bei ihren Arbeiten und der Unterricht in der Musik und im Italienischen (das wir fortsetzten) ob.

Theologische Studien trieb ich in dieser Zeit nicht, las aber sehr fleißig die deutschen Dichter und machte selbst eine Menge Verse und Gedichte [5]). Diese Uebung war mir zur Bildung des Geschmackes und des deutschen Styls ungemein nützlich, und hier war es auch, wo ich zum erstenmale die damals classischen Schriften Adelungs über deutsche Sprache, Rechtschreibung und Styl studirte. Im Predigen übte ich mich nur so weit, daß ich in den Ferien gewöhnlich in Oberwiera predigte. An ein eigentliches Studium der Homiletik war es aber noch nicht gekommen. Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in Altenburg fing ich auch an, die Privatstunden, welche der Vicedirector Lorenz im Englischen gab, mit meinen Zöglingen zu besuchen. Der Unterricht wurde aber bald durch Lorenzens Krankheit und endlich dessen Tod unterbrochen, und ich bin im Englischen stets ein Stümper geblieben, da mich die Sprache wegen ihrer Regellosigkeit in der Aussprache gar nicht anzog. Dagegen nahm ich im letzten Jahre meines Aufenthaltes die Theologie wieder ernstlich

vor, kaufte mir Reinhards Vorlesungen über die Dogmatik, die eben herausgekommen waren, und studirte diese so fleißig, daß ich mich ihres Inhaltes ganz bemächtigte. Zugleich wurde das Hebräische sehr fleißig betrieben, weil ich fühlte, daß ich da zurückgegangen war und mancherlei vergessen hatte.

In Altenburg besuchte ich die Kirchen sehr fleißig. Ich hörte den alten hochverehrten Generalsuperintendenten Löber öfters predigen, der zwar nicht durch Schönheit, aber wohl durch Gedankenreichthum seines Vortrags befriedigte. Noch lieber hörte ich den Diakonus Schuderoff (später Superintendent in Ronneburg), der damals der beliebteste Kanzelredner war, und durch Inhalt und guten Vortrag seiner Predigten auf gleiche Weise anzog. Bald kam noch ein anderer ausgezeichneter Kanzelredner hinzu, der neue Generalsuperint. Demme, nach Löber's im Jahre 1799 erfolgtem Tode. Da auch die beiden Diakonen Findeisen und Köhler als Prediger beliebt waren, so waren die Kirchen immer sehr besucht und ich fehlte auch nicht leicht mit meinen Zöglingen.

Uebrigens wurde mein Aufenthalt in Altenburg für mein künftiges Leben noch durch einen besonderen Umstand entscheidend. Ich war in Altenburg gänzlich fremd und suchte daher Bekanntschaft. Meine erste war ein junger Candidat Hauschild, der eben erst von der Academie Jena zurückgekommen war. Er wurde der Führer der beiden jüngsten Söhne des Kammerraths von Beust, die mit meinen Zöglingen beinahe in einem Alter standen. Es bildete sich daher von selbst unter uns und unsern Zöglingen eine genaue Verbindung, so daß nicht leicht ein Tag verging, wo wir uns nicht gesehen hatten. Hauschild hatte ein besonderes Quartier neben dem Beustischen Hause in der Johannisgasse. — Es war im Jahre 1799, daß der Generalsuperin-

tendent Löber starb und Abends feierlich beerdigt wurde. Da der Zug durch die Johannisgasse ging, so offerirte mir Hauschild sein Quartier, um dort den Zug sehen zu können, an dem ich als fremder Candidat keinen Theil nahm. Ich begab mich dahin, und fand dort auch die Mutter meines Freundes, die Hofadvokatin Hauschild, aber nicht allein, sondern in Begleitung ihrer ältesten Tochter, Charlotte, deren Existenz mir bis dahin ganz unbekannt geblieben war, da sie in Gotha bei Verwandten einige Jahre gelebt hatte, und jetzt wegen andauernder Kränklichkeit der Mutter hatte nach Hause kommen müssen, um den Haushalt zu führen. Sie war ohngefähr 20 Jahre alt und machte auf mich den tiefsten Eindruck, der für mein künftiges Leben entscheidend wurde. Auch fügten sich die Umstände so, daß wir in genauen und dauernden Umgang kamen, einander vollkommen kennen lernten und daher unsere gegenseitige Neigung befestigten. Nach dem bald darauf erfolgten Tode der Mutter nämlich fing Charlotte mit ihren jüngeren Geschwistern eine eigene Wirthschaft an, und miethete sich in eben dem Hause, wo ihr älterer Bruder wohnte, ein. Dieser ward bald darauf an der Schule angestellt, verließ seine Wohnung und ich zog mit meinen Zöglingen in sein Quartier. So wohnten wir in einem Hause bis zu meinem Abgange von Altenburg. Da nun auch ein jüngerer Bruder, Leopold Hauschild, von der Academie zurückkehrte und sich an mich freundschaftlich anschloß, so gab dieser Umstand ein neues Band, das uns verknüpfte. Auch wurden die Hauschild'schen Geschwister in Oberwiera im Hause des Barons v. Kotzau durch uns eingeführt und kamen mit dieser Familie in freundschaftliche Verbindung, die bis zum Tode des Barons fortdauerte.

Dem Geschwisterkreise stand Charlotte vor und machte

die Mutter für ihre jüngeren Geschwister. Sie that dieses mit einem Fleiße, einer Geschicklichkeit und Verständigkeit, die ihr allgemeine Achtung erworben hatten und mir zeigten, daß Charlotte eine treffliche Vorsteherin des Hauswesens sein werde. Unsere Verbindung war von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an eine ununterbrochene und blieb es auch nach meinem Abgange von Altenburg. Ohnerachtet ich aber Charlotten liebte, und nur sie und keine andere zu meiner Gattin zu nehmen entschlossen war, auch wußte, daß sie meine Neigung völlig erwiederte, so kam es doch zwischen uns zu keiner Erklärung, weil ich den Grundsatz festhielt, nie eher einem Mädchen meine Hand zu versprechen, als bis ich heirathen könne. Denn ich hielt es für ein Vergehen, wenn ein Candidat, wie ich, der noch gar keine Bürgschaft für sein künftiges Loos hatte, ein Mädchen binden wolle, das dann vielleicht andere Parthien, die vortheilhafter wären, ausschlagen müßte. Ich glaubte, Charlotten in dieser Beziehung durchaus freie Hand lassen zu müssen, um so mehr, da sie ohne Vermögen war, und ließ es darauf ankommen, ob sie, wenn sich eine schickliche Parthie für sie finden sollte, sie um meinetwillen ausschlagen werde. Der Fall trat wirklich ein und Charlotte schlug die Parthie aus, ohnerachtet zwischen uns nichts vorgefallen war, was über die Grenzen einer herzlichen Freundschaft hinausging.

Zu Michaelis 1801 verließ ich mit meinen Zöglingen Altenburg und lebte mit ihnen in Oberwiera. Zu Ostern 1802 aber bezog ich mit ihnen die Universität Leipzig, wo der älteste die Rechte, der jüngere die Cameralwissenschaften studiren wollte. Als ich die Stelle in Oberwiera antrat, war ich nur berufen worden, die Söhne auf das Gymnasium zu begleiten. Der Vater aber ersuchte mich jetzt, seine Söhne auch auf der Universität zu führen, und, wenn

ich auch als Theolog an ihren Studien nicht Antheil nehmen könnte, doch als berathender Freund bei ihnen zu bleiben. Ich ging sehr gern darauf ein, da ein erneuerter Besuch der Universität für mich nur vortheilhaft sein konnte.

Doch wurde der neue Besuch von Leipzig für mich eine Veranlassung zu einem bedeutenden inneren Kampf, ob ich nämlich nicht die Theologie aufgeben, und die Gelegenheit benutzen solle, die Rechte zu studiren? —

Zwei Gründe trieben mich zu dem Letztern: zuerst die schlechten Aussichten auf Versorgung im Schönburgischen, und dann die Erkenntniß, daß die orthodoxe Dogmatik der symbolischen Bücher in mehreren Hauptpunkten unhaltbar sei.

Der Fürst Otto von Schönburg, von dem ich Versorgung erwarten mußte, starb frühzeitig, ich glaube im Jahre 1800, und da seine Söhne minderjährig waren, so kam die Besetzung der Aemter an die Vormünder und Lehnsvettern, und namentlich an den Grafen von Schönburg-Rochsburg, einen rechtschaffnen und humanen Herrn, der aber mehr, als gut war, sich von seinem Kornschreiber leiten ließ. An diesen letzteren wendeten sich die Candidaten, welche versorgt sein wollten, und machten ihm wohl auch Geschenke. Wenigstens versicherte mich einer meiner Freunde, der eine Pfarre bekam, daß er bei dem Kornschreiber „goldene Füchse vorgespannt habe." Gewiß war dieses dem Grafen verborgen geblieben, und er würde es nicht geduldet haben, wenn es zu seiner Kenntniß gekommen wäre. Ich dagegen war fest entschlossen, einen so unwürdigen Weg nicht einzuschlagen. Da sich nun in dem Halbjahr von Michaelis 1801 bis Ostern 1802, wo ich in Oberwiera war, eine Pfarre eröffnete, so machte ich mich auf den Weg nach Rochsburg zum Grafen und überreichte ihm eine Supplik. Ich kam

vor und wurde ganz gnädig aufgenommen. Nach der Audienz begab ich mich in den Gasthof, um da zu essen und nachher nach Hause zu gehen. Ich war nicht lange im Gasthofe, so erschien der Herr Kornschreiber, den ich nun kennen lernte, und hielt sich da ein halbes Stündchen auf. Er mochte mir wohl haben Gelegenheit geben wollen, seine Protection anzusprechen. Der Mann hatte aber etwas so Gemeines und für mich Widerliches, daß ich mich auf der Stelle entschloß, nie wieder nach Rochsburg zu kommen, und hier keine Anstellung zu suchen. Ich ließ daher die Anwesenheit dieses hohen Gönners gänzlich unbemerkt, und da er sah, daß ich nicht reden wollte, so entfernte er sich endlich nicht ohne mir einen finstern Seitenblick zuzuwerfen, aus dem ich mir gar nichts machte. — Indem ich aber mein Augenmerk nun wieder auf eine Anstellung vom Oberconsistorio in Dresden richten mußte, so bedauerte ich sehr, daß ich mich dort nicht vor vier Jahren als Candidat hatte examiniren lassen. Wollte ich nun erst das Candidatenexamen in Dresden machen, so waren vier volle Jahre verloren, und ich sah vorher, daß ich, bei der großen Menge von Candidaten, wohl 40 Jahre alt werden könnte, ehe die Reihe mich träfe.

Dazu kam nun der zweite Umstand, daß ich mich unfähig fühlte, die kirchlichen Dogmen, wie sie symbolisch festgestellt sind, alle fest zu halten, und daß mir der bevorstehende Besuch der Universität eine gute Gelegenheit darbot, den juristischen Cursus durch zu machen. Ich schwankte noch in meinem Entschlusse, als ich zu Anfang des Monats März 1802 nach Leipzig reiste, um dort ein Quartier für mich und meine Zöglinge auszumachen. Hier besuchte ich meinen alten Lehrer Keil, der mich sehr theilnehmend aufnahm, und dem ich mein Bedenken wegen des Dresdner

Examens eröffnete. Er suchte mich darüber ganz zu beruhigen, versicherte, man sehe in Dresden doch nicht bloß auf das Candidatenalter, rieth mir ernstlich, das Dresdner Examen zu machen, und versprach mir seine Fürsprache. Dies ermuthigte mich wieder. Dazu kam, daß ich zufällig ein Quartier für mich und meine Zöglinge dem Professor der Theologie Tittmann abmiethete, und daher die Hoffnung hatte, diesem näher bekannt und durch ihn seinem Vater, dem Oberconsistorialrathe und Superintendenten Tittmann in Dresden, empfohlen zu werden.

Was aber den theologischen Anstoß betraf, so beruhigte mich das, was ich in Reinhard's Moral über den Religionseid las, ferner der Gedanke, daß so viele große und achtbare Theologen, als ein Keil, Rosenmüller, Henke und viele andere vom Kirchenglauben weit abwichen, und daß überhaupt im Publicum und in der gelehrten Welt die „aufgeklärten" Theologen (denn der Name Rationalist war damals noch nicht gewöhnlich) in dem größten Ansehen standen und allgemeiner Achtung genossen. Ich mußte damals an die Fortdauer dieser Stimmung glauben, und konnte nicht vorhersehen, daß man nach Verfluß eines Menschenalters die aufgeklärten Theologen mit solchem Grimme verfolgen und sie mit Koth bewerfen würde, wie jetzt geschieht. Hätte ich dieses vorher sehen können, so hätte ich mich gewiß zur Rechtswissenschaft gewendet. So aber wurde der Entschluß gefaßt, bei der Theologie zu bleiben, und mit diesem Entschlusse reiste ich nach Oberwiera zurück. Auf der Rückreise erkältete ich mich in der strengen Märzluft und legte den Grund zu einer langen Reihe körperlicher Leiden. Durch viele Purganzen, die ich als Kind in Hohenstein wegen Krankheit hatte nehmen müssen, war mein Magen sehr geschwächt worden. In Chemnitz hatte ich davon kei-

nen Nachtheil verspürt, aber als Student zu Leipzig litt ich oft an Magenbeschwerden und wurde durch das viele Sitzen hypochondrisch. Der Aufenthalt in Oberwiera und Altenburg befreite mich zwar von der Hypochondrie, aber nicht von der Magenschwäche. Bei jeder leichten Erkältung bekam ich ein Indigestionsfieber. Da fragte ich endlich in Altenburg einen jungen Arzt um Rath. Er war Brownianer und rieth mir ein halbes Jahr lang täglich eine oder zwei Tassen eines Absudes von gepülverter China und geraspelter Quassia zu trinken. Ich that das, und mein Magen wurde gut. Da ich aber gar keine abführenden Mittel bekommen hatte, so war der im Magen und Darmkanale aufgehäufte Schleim mit verdauet worden und ins Blut übergegangen. Die Folge war, daß ich nun sehr häufig Zahnweh, und noch häufiger kleine Schwären, alle auf der linken Seite des Körpers bekam. Durch die Reise nach Leipzig und die Erkältung, die ich mir bei dem rauhen Wetter zugezogen hatte, wurde dieses alles schlimmer. Ich bekam dauernde Zahnschmerzen; es entstand auf dem Rücken ein Furunkel, an dem ich recht krank war, und endlich entzündeten sich die Augenlieder und machten mir viele Schmerzen.

Nach Ostern den 22. Mai 1802 bezog ich nun mit meinen Zöglingen die Universität Leipzig. Mein Nächstes war, mich nun auf das Dresdner Examen vorzubereiten, das ich zu Michaelis 1802 bestehen wollte. Ich that dieses mit aller Anstrengung und hatte dazu völlig Zeit, da ich die Collegia meiner Zöglinge nicht mit zu besuchen hatte. Ich nahm für diesen Zweck auch Theil an einem dogmatischen Examinatorium, das Tittmann hielt und das mir sehr nützlich wurde. Tittmann sprach ein sehr gutes Latein und war überhaupt ein ausgezeichneter Kopf, dessen näherer Umgang mir sehr nützlich wurde. Ich meldete mich in Dresden zum

Candidatenexamen und wurde dazu auf den 11. October (1802) bestellt. Da ich mich sehr sorgfältig auf diese Prüfung vorbereitet hatte, so reiste ich getrost nach Dresden und stellte mich den 11. October vor meinen Richtern, von denen Reinhard wegen seines Scharfsinnes, Witzes und seiner Fertigkeit im Disputiren von den Candidaten besonders gefürchtet war. Ich fürchtete ihn nicht, denn ich war mir bewußt das Meinige gelernt zu haben. Zuerst examinirte Tittmann, bei dem es mit mir sehr gut ging; doch kann ich mich des Gegenstandes des Examens nicht mehr erinnern; dann kam Reinhard und examinirte über den Gebrauch des alten Testamentes in der christlichen Theologie. Er hatte in dem Examen, das mich traf, die Weissagungen des alten Testamentes auf Christum, und ich mußte ihm ohngefähr sechs Stellen des alten Testamentes vorlesen, übersetzen und erklären. Dieses war alles, was ich bei ihm zu thun hatte. An die Kirchengeschichte, Symbolik, Dogmatik, worauf ich mich so sorgfältig vorbereitet hatte, kam es gar nicht. Nun war das Hebräische meine Stärke gerade nicht; aber die sämmtlichen messianischen Weissagungen hatte ich im Grundtexte so oft gelesen, daß ich sie fast auswendig wußte. Die Sache ging daher über mein Erwarten gut. Namentlich erinnere ich mich, daß ich die mir wohlbekannte Stelle des zweiten Kapitels im Jesaias übersetzen mußte. Da ich den Text völlig verstand, so las ich gleich das Hebräische mit richtiger Betonung nach dem Zusammenhange vor, und übersetzte dann die Stelle lateinisch so elegant, als es mir möglich war. Das gefiel Reinhard, und kurz das ganze Examen gerieth so gut, daß ich bedauerte, daß es nicht länger dauerte. Ich bekam die erste Censur „fertig und geschickt," die nur wenigen zu Theil wurde, und hatte über diesen Erfolg eine außerordentliche Freude, besonders auch,

da ich hoffen durfte, nun eher als andere versorgt zu werden. Den dritten Tag hielt ich die Candidatenpredigt vor Reinhard, und er war auch mit meiner Arbeit zufrieden und ermahnte mich, so fortzufahren.

Niemand reiste froher von Dresden ab als ich. Ein entscheidender Schritt war geschehen und gut gerathen.

Nach meiner Rückkehr nach Leipzig wurde ich auf Keil's Veranlassung als Mitglied in das Collegium philobiblicum aufgenommen, wo ich eine Abhandlung über Joh. I, V. 1—5. lieferte und vertheidigte. Diese Untersuchung führte mich auf das Studium der apokryphischen Schriften des alten Testaments und die alexandrinische Religionsphilosophie. Da ich den Vorsatz faßte, über die ganze Lehre vom Logos etwas zu schreiben, so studirte ich die Apokryphen mit großem Fleiße. Ich kaufte mir den Biel'schen Thesaurus über das griechische alte Testament, die Nachträge dazu von Schleußner, und fing nun selbst an Nachträge zu diesem Thesaurus zu sammeln und zu einer Bearbeitung des Buchs der Weisheit Anstalt zu machen.

In diesen Beschäftigungen wurde ich aber sehr gehindert durch die Entzündung meiner Augen, die im Sommer 1803 so schlimm wurde, daß ich einen Arzt consultiren mußte, der mich im August ins Bad nach Lauchstädt schickte. Hier drang der Arzt in mich, Strümpfe von Schaafwolle anzulegen. Ich that dieses, so beschwerlich es mir bei der Hitze des Sommers wurde, und wurde dadurch von meinem Augenübel allmählig befreit, durfte aber auch in der Folge die wollenen Strümpfe nie wieder ablegen.

Nachdem ich mit meinen Zöglingen 1½ Jahr in Leipzig verweilt hatte, fühlte ich immer mehr, daß ich ihnen allmählig überflüssig wurde. In ihren Studien konnte ich ihnen nichts helfen, und einer längeren Aufsicht schien es mir

auch nicht zu bedürfen, da beide nun erwachsen und verständig waren. Ich überlegte die Sache von allen Seiten und faßte kurz vor Michaelis 1803 den Entschluß mit Ostern 1804 abzugehen. Wohin? das blieb auch nicht lange zweifelhaft. Eine neue Hofmeisterstelle zu suchen, dazu hatte ich keine Lust, nachdem ich schon sechs Jahre als Candidat gelebt hatte. Mein Jugendfreund, der Professor Pölitz, der seit einiger Zeit von der Ritteracademie in Dresden als Professor extraord. nach Leipzig versetzt worden war, drang in mich, mich als academischer Lehrer zu habilitiren, und rieth mir, dieses in Wittenberg zu thun, weil es dort an jungen Docenten fehle, und es dort einige ansehnliche Stipendien für junge Lehrer gab, die in Leipzig gänzlich mangelten. Auch Tittmann, mit dem ich darüber sprach, rieth mir dazu, und so wurde der Entschluß gefaßt, zu Ostern 1804 in Wittenberg mich zu habilitiren. Vor der Hand blieb dieser Entschluß mein Geheimniß, und ich beschloß, ihn erst, wenn ich von den Michaelisferien zurückgekehrt sein würde, meinen Zöglingen und deren Vater bekannt zu machen, weil ich mündliche Erörterungen, die ich bei meinem Aufenthalte in Oberwiera dem alten Baron hätte geben müssen, gern vermeiden wollte. Nur eine Person, Charlotte, war es, die ich davon in Kenntniß zu setzen mich gedrungen fühlte. Ich benutzte die Gelegenheit, da sie zum Besuch nach Oberwiera kam, ihr heimlich anzuvertrauen, was ich vorhabe. Sie billigte meinen Entschluß ganz, hielt gegen Jedermann darüber reinen Mund und fühlte, wie sie denn sehr klug war, recht wohl, was mein ihr geschenktes Vertrauen eigentlich sagen wolle.

Sobald ich wieder in Leipzig eingetroffen war, meldete ich dem Baron meinen Entschluß, zu Ostern 1804 seine Söhne zu verlassen, weil ich glaubte, sie bedürften meiner durch-

aus nicht mehr, und eben so schrieb ich über meinen Entschluß an meinen Schwager Schmidt. Von meinem Erbtheile hatte ich etwa 600 oder 700 Thlr. übrig, wovon ich die Kosten der Habilitation bestreiten und wenigstens den Aufwand für's Leben auf ohngefähr zwei Jahre decken zu können hoffte. Was dann werden würde, mußte natürlich von dem Erfolge meines academischen Wirkens abhängen. Denn darüber war ich noch ungewiß, ob ich mich ganz und für immer dem academischen Leben ergeben oder das academische Lehramt nur dazu benutzen solle, um mir den Weg zu einer besseren und schnelleren Versorgung in einem geistlichen Amte zu bahnen. Ich wußte, daß Reinhard die jungen Docenten gern beförderte, und hatte das Beispiel davon an dem D. Berger, dem Herausgeber seiner Dogmatik, und an dem Professor extraord. Richter in Leipzig. Sollte ich daher als academischer Docent keinen Beifall finden, so glaubte ich, daß mir dann wenigstens eine gute Anstellung im Predigtamte nicht entgehen könnte.

Nachdem der Entschluß gefaßt war, so traf ich auch, wie ich denn einmal beschlossene Sachen immer mit großer Thätigkeit betrieben habe, alle Anstalten, ihn auszuführen. Ich schrieb nach Wittenberg und ließ mich von dem unterrichten, was ich zu thun habe. Vor allem mußte ich dort Magister werden, und ich wurde es am 4. Advent 1803. Dann arbeitete ich meine Dissertation aus, mit deren Vertheidigung ich Magister legens werden wollte, und sandte sie zur Censur ein an die philosophische Facultät. Sie wurde approbirt und der Tag meiner Disputation auf den 14. März 1804 festgesetzt. Ich kaufte mir für ohngefähr 100 Thaler Bücher, die ich bei philosophischen und theologischen Vorlesungen brauchen würde, und reiste in den ersten Tagen des Märzes nach Wittenberg, um dort öffentlich zu disputiren.

Die Sache war ein Wagestück. Ich war nie in Wittenberg gewesen, kannte dort keinen Menschen, hatte keinen Freund, keinen Gönner dort, und wußte nicht, wie mich die academischen Lehrer und die Studenten aufnehmen und ob ich mit der öffentlichen Disputation Ehre oder Schande einlegen würde. Ich fühlte das Gewicht dieser Umstände wohl, und verglich mich, indem ich nach Wittenberg fuhr, mit Hüon, da er den Zug nach Bagdad machte. Doch ich habe immer zu Unternehmungen, die einmal überlegt waren, auch den moralischen Muth in mir gefunden, durch derartige Hindernisse und Bedenken mich nicht irren zu lassen.

In Wittenberg angekommen, machte ich zuerst die erforderlichen Besuche bei den Professoren und den beiden jungen Docenten, denen ich College werden wollte. Letztere waren Schundenius (später mit Verwandlung seines Namens in Dzondi, als Professor der Medizin in Halle berühmt), der andere war Lobeck aus Naumburg, jetzt Professor der Philosophie in Königsberg. Beide sollten mir bei meiner Disputation opponiren und empfingen mich freundschaftlich. Von den Professoren wurde ich theils freundlich, theils kalt und gleichgültig aufgenommen, was wohl ganz natürlich war, da sie mich gar nicht kannten. Nur ein Umstand kam mir zu Statten, nämlich, daß bei Professoren und Studenten bekannt geworden war, daß ich beim Candidatenexamen in Dresden die erste Censur erhalten hatte. Dies war eine Empfehlung von Gewicht. Als ich bei dem Professor der Theologie D. Michael Weber Besuch machte, so äußerte dieser, wie er denn ein wenig geradezu und derb war, gegen mich: „Ihr Entschluß fordert viel Muth. Wir haben jetzt einen jungen Docenten gehabt, der sich nicht erhalten konnte und am Ende zum Thore hinaus laufen mußte." Ich lächelte und schwieg. Der Fall schreckte mich gar nicht.

Nachdem ich am 10. März erst nostrificirt, das heißt zum Studenten gemacht und in das Album der Universität eingetragen war, so erfolgte am 14. März die öffentliche Disputation. Sie war eine doppelte: Vormittags unter dem Präsidio des Dekans, damals des Profess. Orientalium D. Anton, und Nachmittags ohne Präses. Ich hatte daher meine Arbeit in zwei gleiche Theile getheilt, und erhielt dadurch auch das Recht, in der philosophischen Facultät Vorlesungen halten zu dürfen. Die Disputation betraf das Buch der Weisheit. Eichhorn hatte zu erweisen gesucht, daß diese Schrift aus zwei verschiedenen Schriften erwachsen sei; meine Disputation suchte den Beweis zu führen, daß auch der erste Theil dieses Buches, nämlich Kap. 1 — 11, von zwei verschiedenen Verfassern herrühre, wobei ich mich zugleich über den Inhalt des ganzen Buches, seine Entstehung und seinen Zweck verbreitete.

Bei dem Frühstück, das der Disputation vorherging, war ich sehr mäßig, trank nur ein einziges Glas Wein und aß nur so viel, um nicht zu hungern. Denn die Art Mancher, sich bei solchen Gelegenheiten Muth einzutrinken, hielt ich für ganz verkehrt, weil ein benebelter Geist seine Sache nie so gut führen kann, als ein klarer, ruhiger Verstand, dessen man dabei vor allem bedarf. Auch ging es mit der Disputation recht gut. Ich sprach fertig Latein und blieb daher keine Antwort schuldig, machte auch mitunter, wo ich mit dem Ernste nicht durchzukommen gedachte, einen Scherz. Das Auditorium war zahlreich, (denn die Studenten waren noch nicht in die Ferien gereiset) und es war von mir befriediget worden. Der erste Wurf war gelungen, ich hatte mit Ehren und Beifall disputirt, und die Studenten hatten von mir eine gute Meinung gefaßt, worauf sehr viel ankam. — Nach beendigter Disputation eilte ich wieder nach Leipzig, packte meine

Sachen zusammen und zog, wenn ich nicht irre, zu Anfang des Monats Mai 1804, nach Wittenberg, um dort mein Lehramt anzutreten.

V. Das academische Lehramt.

Ich kündigte zwei Vorlesungen für das Sommerhalbjahr an, 1) Vorlesungen über Logik und Metaphysik, 4 Stunden wöchentlich, und 2) Erklärung der dogmatischen Beweisstellen des alten Testamentes, 2 Stunden wöchentlich. Für das erstere Collegium forderte ich 2 Thaler, das letztere las ich unentgeldlich. Ich hatte nicht geglaubt, daß diese Collegia zu Stande kommen würden, aber an dem Tage, wo ich die Vorlesungen eröffnete, fand ich so viele Zuhörer im Auditorio, als ich nicht vermuthet hatte. Für die philosophischen Vorlesungen unterzeichneten sich 16 Auditoren und für das hebräische Collegium 25. Da diese auch aushielten, so mußten beide Collegia gelesen werden. Mit brennendem Eifer arbeitete ich nun an der Ausarbeitung meiner Hefte, besonders des philosophischen, weil ich mich in der Philosophie noch nicht ganz sicher und einheimisch fühlte. In der Vorahndung, daß ich in der Metaphysik auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen würde, eilte ich, mit der Bearbeitung der Logik bei guter Zeit fertig zu sein, um Zeit zu gewinnen für die Bearbeitung der Metaphysik. Und dieses war sehr gut [6]).

Ich hatte nämlich gründliche und anhaltende Studien in der Philosophie noch gar nicht gemacht, daher es allerdings ein Leichtsinn war, daß ich Metaphysik lesen wollte. Ich hatte zwar viele philosophische Schriften und Recensionen gelesen und kannte auch die damals herrschende Kantische Phi-

losophie, hatte aber doch noch kein selbstgewonnenes Urtheil über das Ganze. Die Kantische Philosophie schien mir nicht haltbar, und Kant's Behauptung, daß die Sinne von der Sinnenwelt nur subjective Erkenntniß geben, und daß der menschliche Verstand seine Ideen von Zweckmäßigkeit in die Natur hineintrage und sie nicht aus derselben abstrahire, schienen mir mit der Erfahrung, das ist mit dem Bewußtsein, zu streiten, und das Verwerfen aller Beweise fürs Dasein Gottes, und die Gründung des Glaubens an Gott und die Unsterblichkeit allein auf den kategorischen Imperativ, das ist auf das Bewußtsein des Sittengesetzes, als des allein gewissen, schien mir eine große Einseitigkeit. Ich huldigte noch im Ganzen dem Platnerischen Eklekticismus.

Als ich nun die Bearbeitung der Metaphysik mit der Ontologie begann, so müßte es zwischen diesen Systemen nothwendig und sogleich zur Entscheidung kommen. Drei volle Wochen lang studirte ich Tag und Nacht, die Entscheidung zu gewinnen, und ergriff endlich, um meine Gedanken zu fixiren, die Feder und schrieb alles, was ich darüber dachte, nieder. Dieß führte endlich zum Ziele und ich gewann eine eigene und feste philosophische Ueberzeugung, die ich auch, wenigstens in der Hauptsache, durch meine späteren und gründlichen Studien in der Philosophie nicht verändert habe. Mit aller Zuversicht, welche eine wohlerworbene und auf Gründen ruhende Ueberzeugung gibt, und mit einer Klarheit für meine Zuhörer, die durch die eben gemachten Studien für sie vermittelt war, führte ich diese denselben Weg, den ich gegangen war, und beendigte so dieses Collegium zu meiner und zu ihrer Zufriedenheit.

Am 21. Junius des Jahres 1804 wurde ich Adjunct der philosophischen Facultät, wozu ich eine Disputation schrieb und diese ohne Präses vertheidigte.

Mit dem academischen Leben begann auch meine literarische Thätigkeit als Schriftsteller. Ich mußte mich regen, theils um mir einen Ruf in der gelehrten Welt zu verschaffen, theils um die Mittel zu meiner Subsistenz zu gewinnen. Der erste literarische Plan, der ausgeführt wurde, war eine „systematische Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe nach den symbolischen Büchern, nebst der neueren Literatur über alle Theile der Dogmatik". Die Idee dazu gab mir ein Büchelchen von Schnansahl, was ich besaß, „Theologia definitiva", das theologische Definitionen nach der Wolfischen Schule enthielt. Daß ich aber die Begriffe nach den symbolischen Büchern geben wollte, kam daher, weil ich aus eigener Erfahrung wußte, daß es an Büchern, welche die symbolische Theologie für junge Studirende darstellten, gar sehr fehle, so wie es auch damals noch an einer Sammlung der Literatur der Dogmatik gebrach. Ich fand dazu einen Verleger an Barth in Leipzig, der mir 4 Thaler für den Bogen bewilligte. Das Buch erschien im November 1804.

Dieses Werk, wovon 750 Exemplare gedruckt wurden, war noch sehr mangelhaft. Es war ja mein Erstling. Zu meiner eigenen Verwunderung fand es aber doch sein Publikum, da es ein wirkliches Bedürfniß, wenn auch nur mangelhaft, befriedigte. Ich arbeitete es bei der zweiten Auflage gänzlich um, und in dieser veränderten Gestalt hat es im Jahre 1841 die vierte Auflage erlebt.

Bald darauf, im November 1804, übernahm auch der Buchhändler Crusius in Leipzig den Druck der Nachträge, die ich zum Biel'schen Thesaurus über den griechischen Codex des alten Testaments gesammelt hatte und die zu Anfang des Jahres 1805 erschienen. Diese Arbeiten und die Collegia, die ich las, beschäftigten mich den ersten Winter in Wit-

tenberg vollauf. Auch arbeitete ich noch die „Dogmatik der Apokryphen des alten Testaments" aus, die zu Ostern 1805 bei Crusius in Leipzig erschien, und schloß mit der Handlung Mondtag und Weiß in Regensburg einen Accord über eine Ausgabe der Apokryphen des alten Testaments mit fortlaufendem Commentar, wovon jedoch bloß das Buch Sirach erschien, da der im Jahre 1806 ausbrechende Krieg die Fortsetzung dieses Unternehmens gänzlich hinderte.

Zum Behufe der Texteskritik der Apokryphen hatte ich schon in Leipzig angefangen das Arabische und Syrische für mich zu studiren, und ich setzte diese Studien in Wittenberg so fleißig fort, daß ich dahin gelangte, die syrisch-arabische Uebersetzung des alten Testaments mit Hülfe des Lexikons gebrauchen zu können. Da ich jedoch später diese kritischen Studien aufgeben mußte, so habe ich auch das im Syrischen und Arabischen Erlernte größtentheils wieder vergessen.

Ich hatte auch ein Disputatorium von 12 Studirenden errichtet, das fleißig besucht wurde, und wollte auch ein Examinatorium über die Dogmatik halten und diese gern lesen. Für diesen Zweck mußte ich aber erst Baccalaureus der Theologie werden, was ich am 9. Sept. 1805 nach einem Colloquium mit der theologischen Facultät wurde. Von den philosophischen Vorlesungen nämlich wollte ich mich ganz zurückziehen und mich der Theologie ausschließlich widmen.

Ich las nun in Wittenberg noch Hermeneutik des neuen Test., Logik, Dogmatik, und hatte für einen jungen Docenten in letzterer Wissenschaft ein zahlreiches Auditorium, denn es hatten sich 37 Zuhörer aufgeschrieben. Auch hielt ich fortgehend ein stets vollzähliges Examinatorium über die Dogmatik in lateinischer Sprache nach Anleitung von Reinhard's Dogmatik, wöchentlich in 4 Stunden. Da ich nun auch wöchentlich zweimal Disputirübungen hielt, so hatte ich jeden

Tag Lateinisch zu sprechen und bekam durch diese stete Uebung darin eine große Fertigkeit. Die Vorlesungen über die Hermeneutik des N. T., die ich gratis hielt und die sehr besucht waren, wurden Veranlassung, daß ich „die historisch-dogmatische Auslegung des neuen Testaments", bei Barth in Leipzig gedruckt, im Herbst 1805 herausgab. Ich dedicirte sie meinem verehrten Lehrer Keil, dessen Grundsätzen ich darin gefolgt war. Im Jahre 1806 erschien auch mein Commentar über das Buch Sirach, welcher das letzte theologische Buch war, das ich in Wittenberg ausgearbeitet hatte.

Diese literarischen Arbeiten und die Honorare von den Studirenden deckten meine Subsistenz so ziemlich, und da ich auch bald eines der academischen Stipendien für junge Docenten erhielt, so hätte ich der Zukunft ruhig entgegensehen und bei der Academie bleiben können, wenn nicht ein furchtbares politisches Ungewitter am Horizonte Norddeutschlands aufgestiegen wäre.

VI. Uebertritt in das Predigtamt.

Ich war von Jugend auf nicht nur ein eifriger, sondern auch ein sehr aufmerksamer Zeitungsleser gewesen und war daher mit den eben vorhandenen politischen Verhältnissen vollkommen bekannt. Napoleons militairische Größe und die Stärke seines Charakters bewunderte ich, aber seine politischen Grundsätze, seinen Uebermuth, seine Treulosigkeit und politische Heuchelei verabscheuete ich. Die Stiftung des Rheinbundes verwundete meinen deutschen patriotischen Stolz durch die Sache sowohl, als durch die Benennung. Bekanntlich

lagerte Napoleons Hauptheer im Sommer 1805 bei Boulogne und bedrohete England ernstlich mit einer Landung. Da gelang es den Engländern, Oesterreich und Rußland auf ihre Seite zu bringen, die Krieg bereiteten. Napoleon, sobald er von der Bewegung russischer Truppen sichere Kunde erhielt, brach sein Lager bei Boulogne ab und führte sein Heer überraschend schnell gegen die Oesterreicher, die indessen bis Ulm vorgerückt waren, während die Baiern nach Würzburg sich zurückzogen. Der Schlachttag bei Ulm entschied die Niederlage des österreichischen Hauptheeres und die Schlacht bei Austerlitz, am 2. December, zerstörte die vereinigte russisch-österreichische Armee.

Der Kaiser Alexander hatte sich selbst nach Berlin begeben, um den zögernden König von Preußen zum Beitritt zum Bund gegen Napoleon zu bestimmen. Von Berlin begab sich dieser mächtige Herrscher über Wittenberg nach Weimar, um dort seine geliebte Schwester Maria zu besuchen, von wo er nach Mähren eilte und der Schlacht bei Austerlitz beiwohnte. Ich sah ihn, als er durch Wittenberg ging, wo er beim Oberforstmeister von Erdmannsdorf ein Frühstück einnahm und seinen Oheim, den Fürsten von Dessau, sprach. Er war von schöner, majestätischer Gestalt, lang und herrlich gewachsen: eine wahre Apollogestalt, die durch ein würdevolles und doch graziöses Benehmen noch gehoben wurde. Seine Gesichtsfarbe war das zarteste Weiß und auf seinen Wangen blühten noch die sanften Rosen der Jugend. Seine Augen waren schön blau; über sein Gesicht war sanfter Ernst und etwas Schwärmerisches ausgegossen, was ein edles Herz verkündigte. Nur seine Nase hätte man im Verhältnisse zu seiner Gestalt etwas größer wünschen mögen. Auf mich machte er einen Eindruck, der noch jetzt nicht erloschen ist.

Für uns in Norddeutschland kam alles darauf an, was

Preußen thun würde. Dieses ließ marschieren und die Preußen, beleidigt durch Napoleons Marsch durch das Ansbachische, nahmen eine drohende Stellung längst des Thüringer Gebirges und gegen Schlesien an. Während wir aber immer auf ein kräftiges und entschiedenes Auftreten hofften, so kam am 2. December 1805 die Schlacht bei Austerlitz, und bald darauf der elende Friede, den der den Umständen gar nicht gewachsene Graf von Haugwitz mit Napoleon abschloß. Ich wollte Anfangs an diesen Frieden gar nicht glauben, so thöricht kam er mir vor. Als aber endlich die Sache sich als gewiß erwies, so war ich auch keinen Augenblick zweifelhaft, daß Napoleon sich an Preußen rächen würde, das es gewagt hatte, ihm zu drohen. Denn daß es das Schwert nach dem 2. December nicht mehr zu ziehen gewagt hatte, das mußte ihm die Schwäche und Furchtsamkeit des preußischen Kabinets verrathen. Mit eben der Sicherheit, mit welcher der Arzt den Tod eines unheilbaren Patienten vorhersieht, sah ich daher vorher, daß Napoleon im nächsten Jahre Preußen züchtigen, und daß daher das so lange verschonte Norddeutschland nun der Schauplatz des Kriegs werden würde. Diese Aussicht war für mich im höchsten Grade bedenklich. Die Honorare der Studirenden, unter denen viele Arme waren, und das Stipendium, das ich bezog, reichten nicht hin, meine Subsistenz zu sichern, sondern meine Thätigkeit als Schriftsteller mußte das Beste thun. Was sollte aber aus dieser werden, wenn Norddeutschland mit Krieg überzogen wurde, vielleicht Leipzig in französische Hände gerieth? — Dazu kam aber noch ein anderer, mich noch mehr beunruhigender Umstand. Wittenberg war noch eine ziemliche Festung, wenigstens hatte es Wälle und Gräben, obgleich letztere trocken lagen. Es war ein Hauptpaß an der Elbe besonders für eine Armee, die nach Berlin wollte. Ohne Mühe

sah ich vorher, daß man Wittenberg befestigen, behaupten, belagern, vertheidigen werde, und daß dabei die Academie zu Grunde gehen und ihre Fonds größtentheils verlieren müsse. Ich ahndete zwar damals nicht, daß Preußen so schnell unterliegen würde, sondern hoffte vielmehr, es werde einen nachhaltigen Widerstand leisten; aber eben deshalb fürchtete ich nur desto gewisser die Verwüstung Wittenbergs. Sollte ich nun mein Loos mit einer Anstalt ferner verknüpfen, deren Zerrüttung mir nicht zweifelhaft war? — Doch der Sturm ließ sich vielleicht noch beschwören, da wir von fortgehenden Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen lasen. Nicht lange aber gab ich mich dieser Erwartung hin und faßte ohngefähr im März 1806 den festen Entschluß, ein kirchliches Amt zu suchen und mich vom academischen Leben zurückzuziehen.

Das Erste, was ich thun mußte, war, diesen Entschluß dem Oberhofprediger Reinhard in Dresden zu wissen zu thun und mich seiner Zustimmung zu versichern, denn Reinhard hatte mich von Anfang meiner academischen Laufbahn an in Schutz genommen. Ich stand mit ihm in stetem Briefwechsel. Er hatte mir das Stipendium und dessen Verlängerung ausgewirkt und er wünschte, daß ich bei der Universität bleiben möge, da ich mich so thätig zeigte und als Docent so vielen Beifall fand. Dazu kam, daß er eine Vorliebe für Wittenberg hatte, wo er selbst Professor gewesen war. Ich hatte aber den Plan gefaßt, eine practische Homiletik in Beispielen zu schreiben, ihm denselben mitgetheilt, und mir dazu seine noch ungedruckten Epistelpredigten erbeten. Er billigte den Plan, gab mir dabei guten Rath und theilte mir die Manuscripte seiner ungedruckten neuesten Predigten mit. Ich fing die Arbeit an, aber der Krieg hinderte die Vollendung, und ich kam später nicht darauf zurück. Nicht ohne das Vorgefühl einer Mißbilligung von Rein-

hard's Seite wagte ich es daher, ihm meinen Entschluß zu melden, und um seinen Beistand zu einer Versorgung in ein geistliches Amt zu bitten, indem ich mich im Allgemeinen auf die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs und die daraus dann hervorgehende Unmöglichkeit schriftstellerischen Verdienstes bezog. — Reinhard war gegen meinen Plan und rieth mir bei der Universität zu bleiben, versprach mir eine Pension von 100 Thlr. und machte mir auch Hoffnung Professor Extraordinarius zu werden, wenn ich es wünschte. Ich erkannte dieses alles mit gebührendem Danke, schrieb ihm aber nun ausführlich alle meine politischen Besorgnisse in Hinsicht der Zukunft und wiederholte meine Bitte aufs Neue. Nur Einen Grund verschwieg ich, nämlich den, daß mir Wittenberg als Academie nicht zusagte und zu unbedeutend war. Sie zählte gewöhnlich nur 300 Studenten. Es herrschte unter den Studirenden kein recht wissenschaftliches Streben, und ganz besonders waren Literatur und Buchhandel in Wittenberg sehr unbedeutend. — Reinhard schrieb mir unter dem 15. August 1806:

„den Gründen, warum Sie eine Versetzung in das Predigtamt wünschen müssen, welche Sie in Ihrem letzten „Briefe an mich auseinander gesetzt haben, weiß ich freilich nichts Erhebliches entgegen zu setzen. Recht gern „will ich also thun, was ich kann, Ihre Bitte um das „Pastorat in Schneeberg zu unterstützen. Möge das Collegium so willig sein, Ihnen jenes Amt zu conferiren, als „es gewesen ist, Ihnen eine Pension zu verschaffen."

Reinhard hatte nämlich auf meinen ersten Brief sogleich bewirkt, daß mir eine Pension von 100 Thlr. jährlich bewilligt worden war, von der ich später auch wirklich das Halbjahr von Ostern bis Michaelis 1806 erhielt.

Ich hatte damals zwei Predigerstellen im Auge. Mein

Gönner, der Professor Tittmann in Leipzig wollte mir das Pastorat in Collochau im Kurkreise verschaffen, um das ich auch wirklich angehalten hatte. Da ich aber hörte, daß der Oberpfarrer Dr. Richter in Schneeberg zum Superintendenten in Wurzen ernannt sei, so wünschte ich, dessen Nachfolger zu werden. Diese Stelle nämlich war nicht sehr einträglich (ohngefähr 600 Thlr.), aber ein Ehrenposten, da die Stadt 5000 Einwohner, einige Druckereien und ein blühendes Lyceum hatte. Auch Richter war als academischer Lehrer nach Schneeberg versetzt worden, so wie sein Vorgänger Berger Repetent in Göttingen gewesen war. Da ich wußte, daß Reinhard auch bei der jetzigen Wiederbesetzung denselben Gesichtspunkt festhalten würde, so hoffte ich für mich, nahm mein Gesuch um Collochau zurück und bat um das Pastorat in Schneeberg. Reinhards eben bemerkte freundliche Antwort steigerte meine Hoffnung, deren Verwirklichung nächstens erfolgen konnte, da der Oberpfarrer Richter plötzlich vom Schlag gerührt wurde und starb.

So standen die Sachen im August 1806, der Krieg wurde immer drohender, doch gingen die Unterhandlungen fort. Ich schrieb zu dieser Zeit eine kleine Schrift, jedoch ohne meinen Namen zu nennen, unter dem Titel: „Teutschland und Preußen, oder das Interesse Teutschlands am preußischen Staate", die im August in Berlin erschien, von der ich aber selbst kein Exemplar besitze. Ich suchte darin zu erweisen, daß Deutschland zu Erhaltung seiner Unabhängigkeit von Frankreich sich hauptsächlich an Preußen anschließen und Preußen bei dem bevorstehenden Kampfe unterstützen müsse. Der Verleger hatte der Königin Louise von Preußen ein Exemplar überreicht, und diese es sehr wohlgefällig aufgenommen. Sobald aber die Franzosen im October in Berlin eingerückt waren, wurde diese Schrift confiscirt[7]).

Dieses war meine letzte literarische Arbeit in Wittenberg. Denn nachdem ich meine Vorlesungen geschlossen hatte, so trat ich im September 1806 eine Fußreise an, um Thüringen, das ich noch gar nicht kannte, zu besuchen. Ich wanderte über Leipzig, Naumburg, Schulpforte, Camburg, Dornburg, Jena bis Kahla. In Naumburg war, als ich durchging, das preußische Hauptquartier, und zwischen Jena und Kahla fand ich den äußersten Husarenposten der Preußen. In Kahla, wo ich einige Tage verweilte, brachten Reisende die Nachricht, daß die französische Armee den Main heraufziehe, und in Würzburg schon alles voll sei von Franzosen. Da ich wußte, wie die Preußen standen, so war mir auch sogleich klar, daß Napoleon die Preußen auf ihrer linken Flanke umgehen und über Saalfeld her hereinbrechen wolle, und daß ich, wenn ich meine Reise nach Rudolstadt und Saalfeld, wie mein Plan war, fortsetzen würde, den Franzosen in die Hände fallen müsse. Ich brach daher augenblicklich von Kahla auf, setzte mich, um schneller fortzukommen, auf die Post und fuhr über Gera nach Altenburg, von wo ich nach Waldenburg zu meinem Schwager Schmidt ging. Ich hatte in Wittenberg hinterlassen, mir die ankommenden Briefe nach Waldenburg zu schicken, und so fand ich denn bei meiner Ankunft daselbst einen Brief von Reinhard vom 21. Sept. vor, worin er schrieb:

„Ew. habe ich das Vergnügen zu melden, daß das Collegium Sie bereits heute zum Pastor in Schneeberg designirt hat. Man hat Sie einer lästigen Concurrenz überheben, und daher mit Besetzung dieser Stelle eilen wollen. Freilich werden Sie erst gegen Ostern antreten können, da die Wittwe die Gnadenmonate zu genießen hat. Sie sind jedoch nunmehr Ihrer künftigen Subsistenz wegen gesichert, und ich wünsche herzlich, daß Sie das

„Ihnen conferirte Amt länger und glücklicher verwalten „mögen, als ihre beiden Vorgänger."

So war denn durch Reinhards Güte mein Lieblingswunsch über Erwarten schnell in Erfüllung gegangen. Ich stand im 31sten Lebensjahre und war glücklich in dem Gedanken, nun mein Schicksal so ehrenvoll bestimmt zu sehen. Auch Schmidts waren hoch erfreuet, besonders da ich dadurch wieder in ihre Nähe kam, und ich wußte noch jemanden, dem ich mit dieser Nachricht eine große Freude machen würde. Ich meldete meine Versorgung von Waldenburg aus meinem Freunde, dem Hofadvocat Leopold Hauschild, Charlottens Bruder. Denn selbst nach Altenburg zurück zu gehen, war nicht rathsam. Ich eilte vielmehr, so schnell als möglich, nach Wittenberg, um, wie ich glaubte, außerhalb des Bereichs des Kriegs zu kommen, und mich für meine Vorlesungen vorzubereiten. Denn ich gedachte das Halbjahr von Michaelis bis Ostern noch in Wittenberg zu bleiben. Noch hatte man vom wirklichen Ausbruch des Kriegs keine Kunde.

Ich machte die Rückreise nach Wittenberg auf der Post ohne allen Aufenthalt, aber fast zu gleicher Zeit mit mir traf in Wittenberg die Kunde ein von dem nachtheiligen Gefecht bei Saalfeld. Bald darauf kamen auch einige bei Saalfeld versprengte preußische Reiter nach Wittenberg, die ein Dragoneroffizier dort anhielt und sammelte.

Es war in Wittenberg eine geschlossene Gesellschaft im Echt'schen Hause am Markte, wo ich wohnte, und deren Mitglied ich war. Der drohende Krieg war Ursache, daß wir uns jeden Tag dort versammelten, um die politischen Neuigkeiten zu hören. Am 16. October Abends brachte uns der Kreishauptmann von Trotzky die Nachricht, daß er so eben von einem Beamten in Potsdam die Nachricht vom 15. October bekommen habe: „man habe am 14. dort den

ganzen Tag eine heftige Kanonade gehört, und es würde wohl eine Hauptschlacht vorgefallen sein." Dieses war die erste Nachricht von der Schlacht bei Jena. Alles war gespannt und die Versammlung bei Echt wurde fast permanent. Bald trafen Nachrichten ein, und verkündigten einen vollständigen Sieg der Preußen. Napoleon sei bei Naumburg geschlagen worden; die Kanonade habe sich immer mehr entfernt; Mürat sei der Gefangenschaft nur dadurch entronnen, daß er dem Postmeister in Zeitz die Pferde genommen habe, und dergleichen mehr. Ich konnte diesen Nachrichten kein Vertrauen schenken. Schon die Namen Naumburg, Zeitz, die hinter dem Rücken der preußischen Armee lagen, erfüllten mich mit Besorgnissen. Diese wurden mir zur Gewißheit, als ein preußischer Curier, vom Schlachtfelde kommend, durch Wittenberg ging. Wir baten den Kreishauptmann v. Trotzky, mit dem Curier zu sprechen. Er that es, kam aber in die Gesellschaft zurück und brachte die beunruhigende Nachricht, daß der Curier durchaus stumm geblieben sei und sich über gar nichts geäußert habe. Ich zweifelte nun nicht länger an der Niederlage der Preußen, besonders da auch am folgenden Tage das Armeekorps des Prinzen von Würtemberg, das als Reserve nach Wittenberg gekommen war, den Befehl erhielt, nach Halle vorzugehen. Bald kamen auch Flüchtlinge, welche den Verlust der Schlacht bestätigten. Doch waren wir weit entfernt, die ganze Größe des Unglücks zu ahnden.

Bald aber wurde uns alles offenbar. Es sollte eben die Creation der Magister sein, an der ich als Adjunct der philosophischen Facultät Antheil zu nehmen hatte, und wir genossen eben das dazu gehörige Frühstück, als ein preußischer Lieutenant mit 32 bis 40 Jägern zu Fuß eintraf, die Brücke über die Elbe besetzte, und dem Magistrat von Wittenberg

befahl, Kähne, Stroh und Pech herbeizuschaffen, weil er Befehl habe, die Brücke, sobald Franzosen erscheinen würden, anzuzünden und zu zerstören. Alles gerieth in Bestürzung und wir sahen, daß der Krieg vor den Thoren war. Der Offizier ließ nun die Schaalhölzer von 2 Brückenjochen abheben, die Passage über die Elbe sperren, und zwei grobe Kähne mit Stroh, Pech und anderen Materialien an den aufgerissenen Jochen befestigen, um die Brücke anzuzünden. Man bat ihn von Seiten der Stadt, die Brücke zu schonen, er äußerte aber gegen uns in der Echt'schen Gesellschaft: „sobald die Franzosen anrücken, muß ich die Brücke verbrennen, denn, thäte ich es nicht, so könnte es meinem Könige seine Armee kosten". Er hatte sehr recht. Besser aber hätte er gethan, sich nicht so strict an die Buchstaben seiner Ordre zu halten, und die Brücke noch etwas eher, als die Franzosen kamen, anzuzünden. Doch gereicht es zu seiner Entschuldigung, daß er keine Reiterei hatte, um Nachrichten über den Anmarsch des Feindes einzuziehen, und daß er noch das Armeekorps des Prinzen von Würtemberg zwischen sich und dem Feinde zu haben glaubte.

So geschah denn, daß einige Tage darauf früh 5 Uhr die Franzosen unerwartet am linken Elbufer bei der Brücke eintrafen. Sogleich wurde die Brücke angezündet, aber der Lieutenant eilte auch mit seinen wenigen Fußjägern aufs Eiligste davon. Sobald sich die Preußen entfernt hatten, so wurde das Elbthor geöffnet, und wir eilten hinaus zur Brücke. Die zwei aufgerissenen Joche brannten wirklich. Die Bürgerschaft machte nun Anstalten zum Löschen. Man brachte Feuerspritzen hin, die jedoch von oben her nichts wirken konnten, da die Balken unten brannten. Endlich schiffte man eine Spritze auf einer Elbfähre ein und fuhr sie unterhalb der Brücke an die brennenden Joche, und da war das ganze

Feuer in Zeit von fünf Minuten gelöscht. Die Franzosen, die schon über die brennenden Balken hinüber geklettert waren, ließen nun eiligst die weggenommenen, aber in der Nähe der Brücke aufbewahrten Schaalhölzer wieder auflegen, und eine Stunde nach dem Brande zog die Brigade des Generals Morand zuerst über die Brücke, der dann ohne Unterlaß ein Regiment nach dem andern folgte.

Am folgenden Tage kamen die Kaiserlichen Garden. Sie blieben die Nacht in Wittenberg, füllten den ganzen Markt und alle Straßen. Schönere und kräftigere Truppen hatte ich nie gesehen, als diese waren. Ohne Furcht ging ich herunter auf den Markt und stellte mich beim Elbthor auf, um Napoleon zu sehen, wenn er einrücken würde. Er ließ indessen so lange auf sich warten, daß ich mich endlich einen Augenblick entfernen mußte. Indem ertönte das vive l'Empereur aus den Kehlen der Garden, und ich hatte nur noch so viel Zeit, um Napoleon in seinem einfachen Oberrock noch zu sehen, wie er in die Weintraube am Markte ritt, wo er sein Quartier nahm.

Bald aber stellte sich ein anderes Leiden ein, an das ich gar nicht gedacht hatte. Die Franzosen nahmen alle Bäckerladen in Beschlag für die Armee und es war mehrere Tage lang kein Brod zu bekommen. Der Wirth der Garküche, aus der ich aß, war entflohen, und ich — mußte Hunger leiden. Ein Zweigroschenbrod und etwas Salz war alles was ich hatte, und nur verstohlen bekam ich von meinem Wirth zu Mittag einen Teller Fleisch und Gemüse, was der im Hause etablirten französischen Küche entwendet wurde. Endlich, nachdem die Hauptarmee durch war, gelang es mir, ein halbes Commisbrod, schwarz wie die Erde, von einem französischen Soldaten zu erkaufen, und mich zum ersten Male seit sechs Tagen satt zu essen.

Die Franzosen besetzten Wittenberg stark, fingen auf der Stelle an es zu befestigen, und nahmen die Hörsäle der Universität für Lazarethe in Beschlag. Damit war die Universität gesprengt, die Studenten eilten nach Hause. Ich beschloß nun sogleich aufzupacken und mich bis Ostern nach Waldenburg zu meinem Schwager zu begeben. Das Zusammenpacken war leicht, denn außer den Büchern hatte ich nicht viel; schwer aber war das Fortkommen, da die große französische Militärstraße von Leipzig über Wittenberg ging, auf welcher unaufhörlich Truppen nachzogen.

Ich ging zu dem französischen Commandanten von Wittenberg und ließ mir einen Paß für mich und meine Sachen geben, den ich ohne Schwierigkeit erhielt. Ich übergab meine Sachen einem Spediteur, um sie nach Waldenburg zu schicken, und wollte für meine Person Extrapost bis Leipzig nehmen. Der Postmeister Starke in Wittenberg sagte mir aber, daß zwar eine Postchaise von Borna da sei, die zurückmüsse und die er mir geben könne, daß er mir aber ohne schriftlichen Befehl des Platzcommandanten keine Pferde geben dürfe. Ich wendete mich an das Büreau des Platzcommandanten, wo Deutsche und Franzosen arbeiteten. Ich wandte mich an die Deutschen, bekam aber eine rauhe Abweisung. Nun wendete ich mich an die Franzosen, denn zum Glück konnte ich diese Sprache ziemlich sprechen, die mich bald freundlich beschieden, daß ich mich diesfalls an den Hauptcommandanten, den General le Marrois, zu wenden habe. Ich eilte in dessen Quartier, pochte an mehreren Stuben an, ohne Antwort zu erhalten, und öffnete endlich die Thür einer Stube, in welcher ich sprechen hörte. Da war der General selbst. Ohne zu zürnen, daß ich unangemeldet eintrat, kam er mir entgegen, hörte meine Bitte um eine Ordre an den Postmeister, mir zwei Pferde Extrapost

und einen Wagen zu geben, und ließ mir die Ordre dazu auf der Stelle ausfertigen. Ich dankte sehr, eilte mit meinem Zettel auf die Post, war aber noch lange nicht am Ziele. Der Postmeister versicherte, er könne nicht über ein Pferd disponiren, und ich müßte warten, bis etwa Pferde zurückkämen. Ich paßte nun auf. Nachmittags traf eine Extrapost ein, welche von einem Bauer (dem man ein Posthorn gegeben hatte) mit zwei Pferden gefahren wurde. An diesen Bauer machte ich mich, und suchte ihn zu bereden, mich als Rückfracht zu fahren. Er wollte aber durchaus nicht, denn er hatte die Absicht, auf Nebenwegen wieder nach Hause (einem Dorfe bei Düben) zu schleichen. Ich zeigte ihm meine Papiere, die ihn sicher stellen mußten, aber er wollte nichts hören. — Doch ließ ich ihn nicht los, sondern begleitete ihn auf die Post und nahm dort die Postillons zu Hülfe, die endlich den Bauer beredeten, meinen Willen zu thun. Endlich Nachmittags 4 Uhr (am 29. October 1806) spannte nun der Bauer meine Postchaise an, und ich fuhr mit frohem Herzen aus Wittenberg heraus. Eine Masse französischer Truppen begegnete uns unterwegs, aber Niemand focht uns an.

Mein Bauer brachte mich bis Düben, wo er sich eiligst in seine Heimath entfernte. Der Postmeister daselbst durfte mir auch keine Pferde geben ohne Ordre des französischen Commandanten. Ich eilte zu diesem und bekam endlich, jedoch mit Schwierigkeit, meine Ordre, und ein Postillon, der nach Leipzig zurückging, spannte vor meiner Kalesche an. Es war gegen Morgen bei Tagesanbruch, als ich in Leipzig beim Posthofe vor dem Grimmaischen Thore anlangte. Ein wachthabender französischer Chasseur rufte uns sein „qui vive" zu, und mein Postillon antwortete: „Pip pip Du Luder". Der Chasseur war damit zufrieden und ich sagte daher weiter auch nichts.

Aber von Leipzig wegzukommen wurde mir noch schwieriger gemacht, als alles Zeitherige. Napoleon hatte Leipzig noch zur Meßzeit überrascht und die fremden Kaufleute, da man auf englische Waaren inquirirte, erhielten mit Schwierigkeit Pässe zur Abreise. Ich könne nicht fort, sagte man mir, ohne einen Paß vom Commandanten. Eilig suchte ich ihn auf, aber die Wache sagte mir, er sei nur eben begraben worden, sein Secretär aber sei da und besorge die Geschäfte. Ich fragte nach diesem Herrn, hörte aber, er sei ausgegangen und komme erst gegen 10 Uhr nach Hause. Müssig trieb ich mich auf dem Markte herum, um ihn zu erwarten. Plötzlich fiel mir ein, daß ja doch ein bloßer Secretär hier nicht viel zu sagen haben würde. Ich wandte mich daher an einige französische Unteroffiziere, die auf dem Markte spazierten, erzählte ihnen, daß ich eines Passes vom Commandanten bedürfe, und zeigte ihnen meinen Wittenberger Paß vom General le Marrois. Sie versicherten mir hierauf, daß ich mit diesem Passe durch die ganze französische Armee reisen könne und eines andern nicht bedürfe, eine Ordre an den Postmeister aber beim Gendarmeriecommandanten bekommen würde. Dessen Wohnung beschrieben sie mir so genau, daß ich sie (auf dem neuen Neumarkt) sogleich richtig traf.

Da fand ich nun das ganze Vorzimmer voll Juden, die fort wollten und keine Pässe bekommen konnten. Ich ging daher geradezu, pochte an und trat ins Zimmer ein. Ein Offizier trat mir ganz artig entgegen, und fertigte mir, nachdem ich mein Gesuch angebracht hatte, auf der Stelle die nöthige Ordre an den Postmeister unentgeldlich aus. Froh eilte ich, den magischen Zettel in der Hand, wieder hinaus auf die Post. Da aber kam ein Franzose, machte gewaltigen Lärm und brachte das ganze Personal in Bewegung.

Es war der Stallmeister des Fürsten Talleyrand, der alle Pferde für seinen Herrn, der gegen Abend eintreffen sollte, in Beschlag nahm. — An ein Fortkommen war nun gar nicht zu denken. Auch kein Lohnkutscher sollte fahren, um seine Pferde für den Armeedienst in Bereitschaft zu haben. Da ich wohl sah, daß ich auf der Post, wo man sich um meine Wünsche gar nicht bekümmerte, lange würde warten müssen, so beschloß ich, einen Lohnkutscher aufzusuchen. Ich fand auch einen, der sehr willig war, mich nach Altenburg zu fahren, aber das Verbot vorschützte. Ich zeigte ihm meine Ordre und beredete ihn doch endlich, wenigstens einen Versuch zu machen, ob wir darauf zum äußeren Thore hinauskommen würden. Er fuhr auf den Roßplatz, ich schaffte meinen Koffer dahin, und wir fuhren endlich gegen Abend ab. Zwar wurden wir am Schlage vor dem Petersthore angehalten, aber auf die vorgezeigte Ordre ließ man uns unbedenklich passiren. So wie wir Leipzig im Rücken hatten, so reisten wir auch im tiefsten Frieden. Ich kam früh 6 Uhr nach Altenburg und stieg bei Hauschilds ab, wo man froh war, mich gesund zu sehen, denn man hatte gesorgt, wie es mir in Wittenberg ergangen sein möchte.

Ich begab mich nun nach Waldenburg zu meinem Schwager Schmidt, um da bis gegen Ostern, wo ich in Schneeberg antreten sollte, zu verweilen, und meldete sogleich meine Anwesenheit meinem künftigen Ephorus, dem Superintendenten Schlesier zu Zwickau, der mich sofort dem Consistorio in Leipzig zum Examen präsentirte. Dieses Examen bestand ich mit Ehren und bekam die Censur prompte et recte. Nach den Weihnachtsfeiertagen besuchte ich meinen künftigen Ephorus in Zwickau. Als ich da war, bekam ich einen expressen Boten von Oberwiera, und der Baron von Kotzau bat mich, eiligst und mit Extrapost nach Leipzig

zu kommen, weil sein jüngerer Sohn an einer Lungenentzündung tödtlich erkrankt sei und mich zu sehen wünsche. Ich brach sogleich von Zwickau auf und fuhr über Altenburg nach Leipzig, wo ich am Neujahrstage 1807 zu der prachtvollen Illumination kam, mit welcher Sachsens Erhebung zu einem Königreiche gefeiert wurde. Ich blieb 14 Tage bei dem Kranken, der genas, und ging dann wieder nach Altenburg.

Meine Probe in Schneeberg wurde auf den Sonntag Oculi, den 3. März angesetzt und mir vom Superintendenten Schlesier das Thema gegeben: „die Glückseligkeit derer, die Gottes Wort gern hören und bewahren" [8]).

Kaum konnte ich in Waldenburg über die Mulde kommen, um nach Schneeberg zu reisen, weil dieser Fluß von schmelzendem Schnee hoch angeschwollen war, und seine Dämme überströmte. Doch wurde er überschritten, und ich reiste getrost nach Schneeberg.

Dort aber hatten sich für mich, ohne daß ich es im Geringsten ahndete, die Verhältnisse indessen so nachtheilig gestaltet, daß der Stadtrath beschlossen hatte, bei der Probe gegen meine Anstellung zu protestiren. Der Grund war folgender. Zwei junge Oberpfarrer, Berger und Richter, hatte Schneeberg gehabt, die beide schnell am Schlage gestorben waren. Die Stadt hatte daher innerhalb sechs Jahren die Kosten der Anstellung eines Oberpfarrers (die auf 300 Thaler kamen) zweimal gehabt, und jetzt bei mir hatte die sehr erschöpfte Stadtcasse diesen Aufwand zum dritten Male. Es war natürlich und verzeihlich, daß man einen gesunden Mann wünschte, und keinen Sterbling. Nun war ich zwar ein junger, kräftiger und gesunder Mann, aber ich war hager und sah etwas blaß aus. Denn bei den angestrengten Geistesarbeiten, denen ich mich in Wittenberg un-

terzogen hatte, hatten Verdauung und Unterleib gelitten, so daß ich in Wittenberg ernsthaft mediziniren mußte und doch meinen Zustand endlich nur dadurch verbesserte, daß ich mir recht durchgreifende Bewegung machte. Indessen trug doch mein Gesicht die Blässe des Stubensitzens, und da ich zugleich hager war, so konnte wohl ein oberflächlicher Beschauer denken, ich sei hektisch. Dieß war nun die feste Meinung eines Schneeberger Studenten, der bei mir Collegia hörte, und jetzt noch zu Hause war. So wie meine Ernennung bekannt wurde, so erzählte er gleich aller Welt, er kenne mich recht gut, habe bei mir Collegia gehört, aber leider habe ich die völlige Schwindsucht am Halse, eine schwache Stimme, und würde mich in der großen Schneeberger Kirche (einer der größten im Erzgebirge) bald zu Tode predigen. Ich entschuldige jenen jungen Mann wegen seines irrigen Urtheils ganz, aber man kann nun leicht erachten, wie unangenehm eine solche Nachricht und Aussicht den Schneebergern sein mußte, und wie natürlich sich daran der Entschluß knüpfte, mich, wenn man mich wirklich so finden sollte, nicht anzunehmen. Diese Stimmung wurde aber noch durch einen anderen, mir gleichfalls unbekannten Umstand sehr verstärkt. Da ich in Wittenberg nicht gepredigt, sondern nur Collegia gelesen hatte, so hielt ich es für rathsam, ehe ich meine Probepredigt in Schneeberg hielt, ein Mal in Waldenburg zu predigen. Die Kirche in Waldenburg ist nur mäßig groß, aber nicht akustisch gebaut, daher man nicht überall in ihr gut verstanden wird. Nun hatte ich mir, ohne es selbst zu wissen, in Wittenberg den ruhigen und sanften Kathederton, wie er für ein mäßiges Zimmer paßt, angewöhnt und hielt auch meine Predigt in Waldenburg in diesem Tone, war daher nicht überall verstanden worden. Ich bemerkte den Fehler wohl, wollte aber doch, um nicht aufzufallen, ihn

während des Vortrags nicht abändern. Zufälliger Weise war ein reisender Schneeberger Bürger in Waldenburg, geht, um den neuen Oberpfarrer zu hören, in die Kirche, hatte mich nicht gut verstehen können und nun bei seiner Rückkehr nach Schneeberg gesagt, er habe mich gehört, ich habe eine schwache Brust und Stimme und würde in der großen Schneeberger Kirche gar nicht verstanden werden. Dieß hatte nun die Mißstimmung gegen mich noch mächtig gesteigert.

Von diesem Allen wußte ich nicht das Geringste, reiste getrost nach Schneeberg und machte dort meine Visiten. Dieß hatte schon die Stimmung etwas verbessert, denn in meiner körperlichen Ankündigung lag nichts von Schwäche. Ich brauchte aber auch noch eine Vorsicht, die mir sehr zu statten kam. Ich ließ mich den Tag vor der Probe vom Diakonus Voigtländer in die Kirche führen, bestieg die Kanzel und betrachtete da alle Gegenstände, die mir ins Auge fallen würden, und versuchte den Ton, in welchem ich sprechen müsse, um die sehr große Kirche auszufüllen, indem ich auf der Kanzel etwas recitirte, und den Diakonus in einen Seitenwinkel zu gehen bat, um zu hören, ob er mich verstehen könne. Er hatte mich gut verstanden. Da ich musikalisch war, so konnte ich den Ton, in welchem ich gesprochen hatte, leicht merken.

Bei der Predigt ging es daher ganz anders als das Publicum erwartet hatte. Ich predigte mit einer kräftigen, die ganze Kirche, so voll sie von Menschen war, ausfüllenden Stimme, predigte ziemlich lange, zeigte nicht die geringste Ermüdung, und war, da ich mich gewöhnt hatte sehr deutlich zu sprechen, in allen Winkeln der Kirche verstanden worden. Man hatte daher allen Widerspruch aufgegeben, und ich empfing die Vocationsurkunde. Ich eilte darauf nach Leipzig, wo ich am 10. März ordinirt und confirmirt wurde.

VII. Das Amt in Schneeberg.

Ich war nun Oberpfarrer in Schneeberg, und beschloß auf der Rückreise in Altenburg, wo ich, wie immer, im Hauschild'schen Hause einkehrte, endlich Charlotten meine Hand anzubieten. Leider aber war ich dort nur angekommen, als auch einige meiner Altenburgischen Freunde zu Hauschilds kamen, und beschlossen, die wenigen Stunden, die ich da verweilen würde, mir Gesellschaft zu leisten. Dieß war mir höchst verdrießlich, aber ich konnte es doch nicht ändern, machte dazu eine gute Miene und beschloß, meine Sache, wenn ich in Schneeberg sein würde, brieflich abzumachen. Aus meinem ganzen Verhalten hatte aber Charlotte hinlänglich meinen Entschluß abnehmen können.

Schon am 23. März 1807, kurz vor Ostern traf ich in Schneeberg ein, und hielt am 25. März (Mariä Verkündigung) meine Antrittspredigt. Da ich im Predigen wenig Uebung besaß, so hatte ich im Anfange vollauf zu thun, um mich einzurichten. Ich dachte daher nicht sogleich an das Heirathen, und wollte auch für diesen Schritt erst einiges Geld sammeln, da ich wußte, daß Charlotte kein Vermögen habe. Indessen dauerte dieß doch nicht lange, und am 22. Mai 1807 schrieb ich an Charlotten und hielt um ihre Hand an. Am 1. Junius erhielt ich von ihr das schriftliche Jawort. — Das Nächste, was ich vornahm, war eine Fußreise nach Altenburg, wo wir am 7. Junius nun unsere Verlobung den Freunden und Bekannten Charlottens förmlich bekannt machten, und Verabredungen trafen wegen der Zukunft. Ich hatte mich in Schneeberg noth-

dürftig meublirt, indem ich der Wittwe meines Vorgängers einen Theil ihrer häuslichen Einrichtung abkaufte. Anderes, was noch erforderlich war, ließ ich durch Charlotten besorgen, und wir setzten unsere Trauung auf Charlottens Geburtstag, den 3. Julius, fest. Der alte Baron v. Kotzau ließ es sich nicht nehmen, uns die Hochzeit auszurichten. Wir ließen uns daher vom Pastor Rothe in Niederwiera (10 Minuten von Oberwiera) trauen, aßen zu Mittag in Oberwiera und fuhren Abends nach Altenburg zurück, von wo ich am 16. Jul. mit Charlotten nach Schneeberg reiste.

Es gefiel mir in Schneeberg sehr wohl. Die Gegend ist hübsch, die Einwohner sind gebildet, und erwiesen mir alle Freundschaft. Meine Stelle trug ohngefähr 600 Thlr., und dieß genügte bei der Wirthschaftlichkeit Charlottens vollkommen für unsere Bedürfnisse. Nur Eines gefiel mir nicht, nämlich daß die geistliche Kasse, aus der ich meine Hauptbesoldung bezog, in so elendem Zustande war, daß man immer fürchten mußte, sie werde aufhören zu zahlen. Dieß war zehn Jahre vorher der Fall gewesen, und Geistliche und Schullehrer hatten aus jener Zeit noch bedeutende Summen zu fordern, ohne daß der Stadtrath sich dazu verstand, für das schwache Kirchenärarium einzutreten. Dieß regte in mir den Wunsch sehr lebendig auf, bald in ein Amt mit besser gesichertem Einkommen einzutreten; denn ich konnte von der Besoldung nichts entbehren. Einmal hörten wirklich die Zahlungen aus der geistlichen Kasse auf, doch aber verstand sich der Stadtrath dießmal dazu, den Ausfall zu decken, aber, wie mir einer der Senatoren sagte, nur mir zu Gefallen. Dieß war nicht sehr ermunternd.

An literärische Arbeiten kam es in Schneeberg nicht. Ich hatte genug zu thun, um mich als Prediger einzurichten, arbeitete zu meiner Erholung viel in den beiden Gärten der

Pfarrwohnung und lebte auch für meine junge Frau. Nur erst im Winter fing ich an den Josephus zu lesen, um das aus ihm zu excerpiren, was zur jüdischen Theologie gehörte. Bald kamen aber häusliche Störungen. Meine Frau war guter Hoffnung und befand sich oft sehr unwohl. Im Mai sah sie ihrer Niederkunft entgegen.

Da starb im ersten Frühjahr Superintendent Gensel in Annaberg. Ich las seinen Tod in den Zeitungen, dachte aber nicht daran, daß dieses eine Stelle für mich sein könnte, da ich dort ganz unbekannt war und meine Augen nur auf Zwickau gerichtet hatte. Es war mir daher ganz unerwartet, als ich einen Brief vom Bürgermeister Biedermann in Annaberg vom 21. Mai 1808 erhielt, in welchem er mir schrieb: ich sei dem Stadtrathe vom Oberhofprediger Reinhard zum Superintendenten empfohlen worden, und er frage daher an, ob ich diese Stelle annehmen, und ob zu dem Ende ich eine Reise nach Annaberg machen wollte, oder ein Mitglied des Stadtrathes nach Schneeberg kommen sollte.

Ich war wie aus den Wolken gefallen, faßte aber meinen Entschluß sogleich, und schrieb, daß ich nicht abgeneigt sei die Stelle anzunehmen, daß ich aber vor definitiver Entschließung erst Näheres über ihr Einkommen und die Ephorie zu kennen wünschte, daß mir es aber jetzt, wo das Himmelfahrtsfest bevorstehe und meine Frau jeden Tag ihrer Entbindung entgegen sehe, nicht möglich sei, eine Reise nach Annaberg vor Pfingsten zu machen. Ich blieb bis zum 26. Mai, Himmelfahrtstag, ohne Antwort. Als ich aber an diesem Tage aus der Kirche kam, so ließ sich der zweite Bürgermeister Annabergs, Dietze, der mich predigen gehört hatte, bei mir melden. Er wiederholte den Antrag und theilte mir alle nöthigen Aufschlüsse mit. Die Ephorie war groß, enthielt 18 Städte und eine Bevölkerung von ungefähr 90000

Einwohnern. Ich zögerte nicht und schlug ein. Dietze blieb zu Tische bei mir und fuhr Nachmittags nach Hause. Kaum war er fort, so mußte meine Frau nach der Wehefrau schicken, und den 27. Mai gegen Morgen wurde mein ältester Sohn geboren. Die Entbindung war schwer und meine Frau erkrankte bedeutend. Einige Tage darauf sendete ich an den Stadtrath zu Annaberg das Anhaltschreiben um das dortige Pastorat und war nun auf den Erfolg gespannt.

Den 9. Junius 1808 wurde mein Sohn getauft. Der alte Baron v. Kotzau und Schmidts von Waldenburg waren zugegen. Dietze hatte mir geschrieben, daß den 9. Junius Wahltag in Annaberg sein würde, und daß er mir noch an demselben Tage die Ernennung durch den Rathsboten melden werde, wenn sie für mich ausfalle, wie er nicht zweifele. Ich taufte meinen Sohn selbst, und Nachmittags arrangirte ich für meine Gäste ein Spielchen. Mich selbst trieb die Unruhe herum und gegen Abend waren meine Augen immer auf den Kirchhof gerichtet, wo der Bote herkommen mußte. Endlich — kam er und brachte mir die Ernennung, die ich nun meinen Freunden sogleich bekannt machte.

Mit der Besetzung ging es nun rasch. Ich wurde auf den 13. Juli (unsern Trauungstag) nach Dresden zum Colloquium citirt. Da meine Frau wieder ziemlich wohl war, so wurde beschlossen, über Altenburg zu reisen, wo meine Frau mit dem Kinde bleiben, ich aber dann weiter nach Dresden gehen wollte. Den 3. Julius, an einem schönen warmen Morgen, fuhren wir von Schneeberg ab. Als wir aber Zwickau im Rücken hatten, so setzte die Luft plötzlich um. Ein kalter Nordwind wehete uns entgegen, gegen den wir uns nicht genug mit warmen Kleidern versehen hatten. Die Folge war, daß meine Frau in Altenburg mit einer heftigen Cholik an=

kam, sich sogleich ins Bett legen mußte und 24 Stunden lang in Lebensgefahr war. Als ich am 5. Juli nach Dresden abreiste, war sie zwar besser, mußte aber noch immer das Bett hüten. In Dresden angekommen, predigte ich, wie gewöhnlich, am 10. Juli in der Hofkirche vor den Ministern an Reinhard's Statt, und war dann bei diesem zu Tische. Es war das Evangelium vom Splitter und Balken und ich hatte vom „Splitterrichter" gepredigt. Montag hatte ich den Vorstand im Oberconsistorio und bekam den Text zur Mittwochspredigt, die Worte aus dem 1. B. Johannis: „wer den Sohn hat, der hat das Leben, wer aber den Sohn nicht hat, der hat das Leben nicht." Ich arbeitete diese Predigt so schnell als möglich aus und hielt sie Mittwochs den 13. Juli früh in der Hofkirche, worauf ich mich sogleich in das Oberconsistorium zum Colloquio begab.

Diese Colloquia waren zu Reinhard's Zeiten höchst besucht und selbst Minister, Staatsbeamte und Gelehrte wohnten ihnen bei. Es war daher nichts Geringes, da mit Ehren zu bestehen, besonders gegen Reinhard, der seinem Hange zum Witz dabei oft mehr nachgab, als recht war. Als ich in den Sitzungssaal eintrat, war er mit Menschen vollgestopft. Die Hitze war furchtbar. Tittmann begann als ältester Rath das Colloquium zuerst, und es ging da ganz gut. Reinhard, der nun folgte, sprach zuerst über meine Sonntagspredigt, und tadelte, daß ich vom Splitterrichter gepredigt und also vorausgesetzt habe, daß meine Zuhörer diesem Fehler unterworfen seien, was von mir, als Fremden, nicht schicklich gewesen sei. Ich entgegnete ihm zwar, daß ich allerdings glaube, auch die Dresdner möchten von einem Fehler, der so häufig gefunden werde, nicht frei sein; aber in dem Tadel, daß es sich für einen Fremden nicht schicke, gewissermaßen eine Strafpredigt zu halten, hatte er recht. Der

übrige Theil des Colloquiums ging gut und das Oberconsistorium erklärte in seinem Bericht an das Ministerium, „daß mir das Amt wohl und mit Nutzen anvertraut werden könne.“

Froh eilte ich mit Extrapost zurück nach Altenburg, wo ich aber, weil ich in Rochlitz 3 Stunden auf Pferde warten mußte, erst Nachts gegen 12 Uhr eintraf. Ich ließ den Postillon fröhlich blasen, und fand meine Frau besser, die durch die Freude neu belebt wurde. Ich ging nun nach Schneeberg zurück. Den 7. August war meine Probe in Annaberg, und von dort aus reisete ich nach Dresden, wo ich am 10. August confirmirt wurde, den 11. den Königsstein besah, und den 12. August nach Schneeberg zurückreisete.

Am 4. September 1808 hielt ich meine Abschiedspredigt in Schneeberg und trat am folgenden Tage meine Abreise nach Annaberg an. So kalt mich vor 1½ Jahren die Schneeberger empfangen hatten (denn als ich dort einzog, fragte Niemand nach mir, und Niemand begrüßte mich), so ungern sahen sie doch jetzt meinen Wegzug. Sie beehrten mich mit einem Abschiedsgedicht und begleiteten mich in mehreren Wagen einige Stunden weit. Doch hielt sie dieß nicht ab, nachher Ersatz für meine Anstellungskosten zu fordern, wozu sie gesetzlich berechtigt waren, weil ich nicht 3 Jahre bei ihnen gewesen war. Sie machten wir eine große Rechnung, verglichen sich aber endlich doch mit mir auf die billige Summe von 150 Thlr., die ich ihnen später von Annaberg aus bezahlte.

Ich ging gern von Schneeberg weg. Die Amtswohnung, die ich da hatte, war schlecht, und es fehlte stets an Geld, wenn etwas reparirt werden sollte. Die Hauptbesoldung war, wegen Schwäche der Kasse, stets unsicher. Beim Diensteinkommen hing viel von dem guten Willen der Ein-

wohner ab, und ich fand aus älteren Einnahmebüchern von 10 und mehreren Jahren her, daß dieser gute Wille sich beträchtlich vermindert hatte. Ich hatte keinen Beichtstuhl, keine Trauungen und Taufen, und die Accidentien waren gering. Dazu kam, daß ich in der vollsten Lebensblüthe (im 33. Jahre) stand und mich des großen und schönen Wirkungskreises freute, dem ich entgegen ging. Ich fühlte, daß ich wohl etwas mehr leisten könne, als jeden Sonntag einmal zu predigen, was in Schneeberg mein Amtsberuf war.

Mit Freude und Hoffnung zog ich daher nach Annaberg, und der ausgezeichnete Empfang, der mir dort zu Theil wurde, mußte meine Zufriedenheit nur erhöhen [9]).

In Scheibenberg, zwei Stunden vor Annaberg, fand ich den ganzen Stadtrath, der mir entgegen gefahren war und mir dort ein Frühstück bot. Von ihm begleitet, hielt ich meinen sehr stattlichen Einzug in Annaberg. Ein glänzendes Mittagsmahl war für mich und den Stadtrath in dem schönen und massiven Superintendenturgebäude bereitet, und der ganze Reichthum von Speisen und Getränken, der übrig blieb, wurde meiner Frau überlassen. Die Prediger der Ephorie, die Stadtgeistlichkeit überreichten Gedichte; die Bürgerschaft brachte mir Abends ein Ständchen, wo eine Cantate zu meinem Empfange gesungen wurde.

Doch gab es auch in Annaberg einige mit meiner Wahl Unzufriedene, welche die Wahl eines Stadtkindes gewünscht und betrieben hatten. Es waren aber rechtschaffene und redliche Männer, die mir nicht nur nichts in den Weg legten, sondern auch bald meine besten Freunde wurden.

VIII. Das Amt in Annaberg.

Am 11. September 1808 hielt ich meine Antrittspredigt in Annaberg und übernahm das neue wichtige Amt. Ich war dazu nicht völlig vorbereitet. Meine Pastoralerfahrung war nur anderthalbjährig, vom Geschäftsgange wußte ich noch sehr wenig, und eben so war ich im sächsischen Kirchenrecht noch ein Fremdling. Ich half mir aber bald. Das vortrefflich in Ordnung gehaltene Ephoralarchiv wurde von mir vor allem Anderen studirt und daraus der gewöhnliche Geschäftsgang bald ersehen. Das Corpus juris Saxonici kam von meinem Tische fast nicht weg, und bald war ich mit seinem Inhalte völlig vertraut. Die meisten Schwierigkeiten machten mir die sehr zahlreichen Ehe- und Verlobungsstreitigkeiten, die nach der damaligen Kirchenverfassung von den Superintendenten allein zu behandeln waren. Doch wurde ich auch hierin bald einheimisch, da dieser Sachen viele waren, und darin jede Woche gewiß ein Termin gehalten werden mußte.

Die Ephoralacten und Geschäfte fand ich in guter Ordnung, wie denn mein Vorgänger Gensel ein fleißiger Ephorus gewesen war. Ich konnte daher nicht begreifen, warum Reinhard bei meinem Colloquio die Aeußerung that: „die Ephorie Annaberg bedürfe eines thätigen und strengen Ephorus, da sie seither sehr schlaff verwaltet worden sei". Bald aber entdeckte sich mir der Grund dieser harten Aeußerung.

Unter den laufenden Ephoralsachen fand ich auch viele Streitigkeiten, die über das kurz vorher von der Landesregierung promulgirte Schulgesetz entstanden waren, nach wel-

chem für jedes Kind wöchentlich ein Groschen Schulgeld bezahlt, für die Armen aber das Schulgeld aus der Gemeindekasse aufgebracht werden sollte. Man hatte diese Einrichtung zuerst in einigen Ephorien des niedern Landes, z. B. in Weißenfels, zur Probe versucht und sie, da sich dort die Sache machte, als Gesetz fürs ganze Land publicirt. Auf das Erzgebirge und namentlich die Ephorie Annaberg paßte nun dieses Gesetz gar nicht, und es war nicht möglich, dasselbe durchzuführen. Hier waren in einer Schule nicht etwa, wie im Niederlande, 80 bis 100 Kinder, sondern 300 bis 900, und mancher Schullehrer würde ein Einkommen von mehr als 1000 Thalern bekommen haben, wenn man den Befehl hätte ausführen wollen. Dazu kam, daß die Zahl der Armen hier zehnfach größer war, als im Niederlande, daß keine Gemeindekassen vorhanden waren, für die Armen das Schulgeld zu decken; daß mithin die ganze Verordnung hier nicht durchzuführen war. Mein Amtsvorgänger Gensel, ein geborner Annaberger, der die Verhältnisse des Erzgebirges gründlich kannte, sah die Unausführbarkeit dieser Anordnung völlig ein, die von der Landesregierung gleichwohl sehr eifrig betrieben wurde. Wer wollte ihn darum tadeln, daß er, als ein alter Mann, keine Lust hatte, ein Gesetz auszuführen, dessen Unausführbarkeit auf der Hand lag? Nur darin hatte er gefehlt, daß er nicht als Vermittler zwischen die Schullehrer und Gemeinden eintrat, sondern die Sache gehen und sie von den widersprechenden Gemeinden selbst vertreten ließ. Dieß war es, weßwegen Reinhard ihn öffentlich getadelt hatte.

Ich fand in den Acten, daß besonders in dem ansehnlichen Dorfe Lauterbach (Amt Zöblitz) ein harter Streit zwischen dem Cantor und der Gemeinde sei. Der Cantor hatte die Gemeinde wegen des Groschens Schulgeld verklagt, den zu bezahlen sie sich schlechterdings weigerte, und die Gemeinde

hatte dagegen dem Schullehrer zwei böse Processe an den Hals geworfen, einen Denunciations- und einen Injurienproceß. Alle drei Processe schwebten noch unerledigt, und ich fand, daß das Oberconsistorium fulminirende Rescripte an den Superintendenten und den Amtmann wegen ihrer Unthätigkeit in dieser Sache erlassen hatte. Der hochbejahrte Superintendent Gensel war seit vier Jahren nicht in das entfernte Lauterbach gekommen, daß aber auch der Amtmann in Zöblitz nichts gethan hatte, zeigte mir, daß ich von diesem keine Hülfe zur Beendigung dieser Sache zu erwarten habe. Zum Glück bedurfte ich seiner nach der damaligen sächsischen Kirchenverfassung nicht nothwendig, denn nach dieser stand nicht den Beamten, sondern dem Superintendenten die Leitung der Sachen zu. Ich hatte also das Recht, die Sache in Lauterbach in die Hand zu nehmen, und die Verhandlungen einzuleiten und zu führen. Wie unendlich viel dieses austrug, lernte ich bald aus Erfahrung. — Ich reisete nun vor allem Andern nach Lauterbach, um dort Visitation zu halten, zugleich aber auch die bösen Processe, wenn es nur irgend möglich sei, zu vergleichen. Ich hütete mich wohl, der Oberbehörde die Unausführbarkeit des Schulgeldergesetzes vorzustellen, denn sie würde dieses nicht haben anerkennen wollen, aber ich beschloß, die Schullehrer zu bestimmen, daß sie freiwillig auf Vollziehung des Gesetzes Verzicht leisten, und von den kleinsten Kindern, die ihnen noch wenige Arbeit machten, nur 4 bis 6 Pfenn. wöchentlich, von den mittlern 8 bis 9 Pfenn. und nur von den obersten Kindern in den letzten drei Jahren einen Groschen fordern sollten. Eine freiwillige Verzichtleistung auf die Vollziehung des Groschengesetzes ließ dieses in seiner allgemeinen Geltung, und ich zweifelte nicht, daß das Oberconsistorium solche Privatverträge sehr gern genehmigen werde. — Nachdem in Lauterbach das Geschäft der Visita-

tion, der Abnahme der Rechnungen u. s. w. beendigt war, so nahm ich gegen Abend um 5 Uhr die Proceßsache vor, mit welcher ich mich vorher durch das Studium der Acten genau bekannt gemacht hatte. Es gelang mir bald, den Schullehrer für meine Vorschläge zu disponiren, dagegen blieben die Vorstände der Gemeinde meinen Vorstellungen ganz unzugänglich. Der Beamte, der manchmal dazwischen sprach, schadete durch sein zorniges Auffahren den Verhandlungen mehr, als daß er sie gefördert hätte. Ziemlich vier Stunden mühete ich mich ab, die Parteien zu vergleichen, doch vergebens. Endlich begriff ich den Grund, warum die Gemeindevorsteher zu nichts zu bringen waren. Es wollte es keiner allein wagen, sich zu erklären, ohne mit den übrigen Rücksprache genommen zu haben. Ich brach daher die Verhandlungen ab, bat die Gemeindevorsteher, die Sache unter sich zu besprechen und zu bedenken, und folgenden Tages früh 8 Uhr wieder zu erscheinen und ihre Erklärung zu thun. Dieß war der rechte Weg gewesen; am andern Morgen erklärten sie sich willig, die gemachten Vorschläge anzunehmen, es wurde ein förmliches Vergleichsinstrument aufgesetzt, von allen Parteien unterschrieben und darin alle drei Processe gründlich, selbst mit Einschluß der Proceßkosten, verglichen. Das Oberconsistorium war erfreut, diese ärgerlichen Processe beendigt zu sehen, und bestätigte den getroffenen Vergleich in allen Punkten. Für mich hatte diese Sache die gute Wirkung, daß das Oberconsistorium zu mir als Ephorus ein gutes Vertrauen faßte, das dadurch immermehr bestärkt wurde, daß ich auch an anderen Orten die Streitigkeiten über das Schulgeld durch gestiftete Verträge beendigte, welche das Oberconsistorium jederzeit bestätigte.

Ueberhaupt gelang es mir sehr bald, in guten Credit beim Oberconsistorio zu kommen, denn ich war, wie ich ohne Ruhm-

redigkeit sagen kann, wirklich ein sehr thätiger Ephorus, der überall, wo es nöthig war, mit Kraft und Nachdruck eingriff. Je schwieriger und verwirrter eine Sache war, mit desto mehr Lust ergriff ich sie, und es machte mir ein besonderes Vergnügen, ganz verwirrte Sachen zu entwirren und zu Ende zu führen. Es würde zu weitläufig sein und zu ruhmredig klingen, wenn ich Mehreres hier anführen wollte. Nur dieses Eine will ich bemerken, daß fast alle meine Vorschläge beim Oberconsistorium Genehmigung fanden, und daß ich in den acht Jahren meiner Amtsführung nie einen Tadel oder Verweis vom Oberconsistorio bekommen habe, wohl aber oft von ihm belobt worden bin.

Im Jahre 1809 bekam ich einen Brief von Reinhard vom 9. Junius, in welchem mir eine Professur der Theologie in Königsberg nebst einem Pastorate daselbst angetragen wurde. Ich lehnte den Ruf ab, theils weil ich nicht in dieses entfernte Land ziehen wollte, theils weil ich nur eben die Schneeberger wegen meines frühen Wegzugs entschädigt hatte, und nun in Annaberg, da ich noch nicht drei Jahre da war, meine Anstellungskosten wieder hätte vergüten müssen. Dieß hätte mich in Schulden gestürzt. Reinhard empfahl dann den Domprediger Krause in Naumburg, der auch nach Königsberg ging. Noch weniger konnte mich ein Antrag zu einer theologischen Professur in Berlin mit 1000 Thlr. Gehalt reizen, da ich mich in Annaberg viel besser stand.

Mein Diensteinkommen in Annaberg belief sich jährlich auf ohngefähr 1400 Thlr. Davon gab das Pastorat kaum 400 Thlr., das Uebrige waren Ephoralsporteln. Da der vierte Theil der Ephoralarbeiten Officialsachen waren und ein Viertheil der Sporteln wegen Armuth der Leute geschenkt werden mußte, so läßt sich denken, wie viel es zu arbeiten gab, um 1000 Thlr. oder 1100 Thlr. Sporteln zu verdienen. Ich be-

schäftigte einen Copisten Tag für Tag. An gelehrte Arbeiten konnte daher wenigstens in den ersten Jahren gar nicht gedacht werden. Auch fehlten in Annaberg viele Mittel zum Fortgehen mit der theologischen Literatur.

So wohl es mir aber in Annaberg gefiel, so hatte ich doch den Wunsch, später an einen andern Ort versetzt zu werden. Die Sache war diese.

Die Ephoralgeschäfte gefielen mir; die Einwohner waren sehr brave Leute und gaben mir sehr viele Beweise von Achtung und Freundschaft. Ich hatte eine sehr schöne, 11 Fenster breite, massive Wohnung mit großen hohen Stuben, schönen Kellern und feuerfesten Gewölben. Mein Diensteinkommen war bedeutend und reichte für meine Bedürfnisse völlig hin.

Dagegen hatte meine Lage auch manches Unangenehme, was wohl den Wunsch nach einer Veränderung völlig rechtfertigte. Fürs erste hatten die Ephoralgeschäfte auch reichliche Unannehmlichkeiten. Ihre Masse war so groß, daß ich an theologische Studien fast nicht kommen konnte. Ich hatte mit vier königlichen Aemtern (Schwarzenberg, Grünhayn, Wolkenstein und Zöblitz) und mit einer Menge Stadträthen und Gerichtsdirectoren zu thun, wo es nicht immer ohne Unannehmlichkeiten abging. Eine besondere Beschwerde bildeten die zahlreichen Ehe- und Verlobungsstreitigkeiten, die bei einer Bevölkerung von 90,000 Seelen gar nicht abrissen. — Zweitens war zwar mein Diensteinkommen beträchtlich, aber vieles darin war ungewiß, z. B. die Sporteln von stillen Begräbnissen, Sonntagstrauungen und dergleichen, die durch eine Veränderung in der Gesetzgebung leicht wegfallen konnten, und wofür ich keine Entschädigung zu erwarten hatte. Denn von oben herab fragte man bei Veränderungen gar nicht darnach, was die Ephoren einbüßten, und meine Stelle hatte auf

diese Art unter meinem Vorgänger 3 bis 400 Thlr. verloren. Auch war es mir sehr empfindlich, daß man den Ephoren von Seiten des Staates eine solche Masse Officialarbeiten aufgelegt hatte, ohne ihnen nur einen Groschen an Gehalt zu bewilligen, so daß ich nicht nur für den Staat die Arbeit ohne allen Lohn verrichten, sondern auch das Papier dazu und das Mundiren aus meinem Beutel bezahlen mußte.

Drittens sagte mir das strenge Klima von Annaberg nicht zu. Die Stadt liegt 1700 Fuß über dem Meere, den Winden ausgesetzt. An Obstbau, den ich so sehr liebte, war nicht zu denken, der Winter war lang und anhaltend, das Frühjahr rauh und kurz. Ich litt oft an Erkältungen und bösen Hälsen. Nachdem ich von meinem 14ten bis zu meinem 32sten Jahre in dem sanften, milden und fruchtbaren Niederlande gelebt hatte, gefiel mir das rauhe Gebirge nicht und ich hatte eine Sehnsucht nicht nach den Bergen, wie der Schweizer, sondern nach den fruchtbaren Gauen des Niederlandes.

Viertens war im Erzgebirge gar zu viel Armuth. Man wurde daher ohne Ende von der Schilderung derselben betrübt, und vieles Gute, das man beabsichtigte, mußte wegen der Armuth der Leute uuterbleiben.

Dieß waren die Gründe, die mich wünschen ließen, nicht in Annaberg bleiben zu müssen, sondern später an einen anderen Posten zu kommen.

Ich that für diesen Zweck im Jahre 1812 einen Schritt, und promovirte öffentlich am 17. August in Wittenberg als Doctor der Theologie. Es war dieses wohl die letzte öffentliche theologische Doctorpromotion auf dieser Universität. Meine Disputation behandelte die Capita theologiae judaicae aus Josephus, eine Arbeit, zu der ich schon in Schneeberg Anstalt getroffen hatte. Die Sache kostete mich aber

über 300 Thlr., und oft habe ich hinterher bedauert, diesen Aufwand gemacht zu haben, da bald darauf der theologische Doctortitel von den Facultäten in Masse verschenkt wurde. Die guten Annaberger feierten meine Promotion mit Gedichten, die sie mir bei meiner Zurückkunft überreichten [10]).

Bald darauf, im September, starb mein großer Gönner, der Oberhofprediger Reinhard in Dresden. Ich war weit entfernt davon, zu glauben, daß ich bei Besetzung dieser Stelle berücksichtigt werden würde, denn ich fühlte zu gut, wie weit ich als Prediger und Gelehrter hinter Reinhard zurückstand. Dennoch aber wurde ich unerwartet bei dieser Wiederbesetzung berücksichtigt. Ich weihete die Kirche zu Grünhayn ein, und der Minister Graf von Hohenthal, der damals die geistlichen Angelegenheiten leitete, kam unerwartet von Chemnitz aus dahin und hörte mich. Bald darauf übersendete er mir ein Buch, über das er mein Urtheil hören wollte, und endlich mehrere Fragen, die ich ihm beantworten sollte. Unter den letztern war die eine: „ob man die lutherische deutsche Bibelübersetzung verbessern dürfe oder nicht?" Ich erkannte, daß meine Antwort auf diese Fragen mein Loos entscheiden würde. Da ich nun jederzeit diese Bevormundung der theologischen Wissenschaft durch vornehme Laien höchst ungern gesehen hatte, Hohenthal sich diese Bevormundung aber besonders angelegen sein ließ, ich jedoch fest entschlossen war, meine wissenschaftliche Selbstständigkeit nicht zu verleugnen, sondern lieber auf die Nachfolge in Reinhard's Amte zu verzichten, so beantwortete ich die mir vorgelegten Fragen ganz nach meiner Ueberzeugung, und sah dem Erfolge mit großer Ruhe entgegen. Namentlich hatte ich mich für die Nothwendigkeit einer Berichtigung der lutherischen Bibelübersetzung ausgesprochen. Natürlich aber lag mir die Sache doch in Gedanken, und als

ich einst am Fenster meiner Arbeitsstube eben diese Sache bedachte und gedankenlos durchs Fenster sah, so bemerkte ich in der Glasscheibe ein Gekritzel, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil es wie Buchstaben aussah. Nach vieler Mühe brachte ich heraus, daß es die Worte waren:

„hoffe nicht, sondern stirb!"

Einen Augenblick frappirte mich dieser Orakelspruch, den ich vorher nicht bemerkt hatte; doch nur einen Augenblick, denn ich hatte alle abergläubische Furcht längst abgelegt. Ich lächelte und meinte, nach meinen dem Minister gegebenen Antworten sei freilich nichts zu hoffen, aber zum Sterben wollte ich mir Zeit nehmen. Es geschah auch so. Von mir war in Dresden nicht weiter die Rede, und Ammon wurde an Reinhard's Stelle berufen, der dieses Postens in jeder Beziehung viel würdiger war, als ich.

Um diese Zeit fing ich auch an, wieder die theologischen Studien zu cultiviren. Ich recensirte Manches in die von Wachler herausgegebenen theologischen Annalen und vereinigte die in Annaberg und Buchholz lebenden Candidaten zu einem Disputatorium in lateinischer Sprache, wo wir wöchentlich einmal einige Stunden über Theses uns besprachen. Auch legte ich die Hand an eine größere wissenschaftliche Arbeit. Ich habe schon früher bemerkt, daß es an neueren Schriften, in welchen der symbolische Lehrbegriff dargestellt wurde, fehlte, und ich beschloß daher, ein Handbuch der Dogmatik zu schreiben, in welchem zuerst der symbolische Lehrbegriff genau dargestellt, dann mit Schrift und Vernunft verglichen, und alles, was zu seiner Vertheidigung beigebracht werden kann, zusammengestellt, und dann ein Endurtheil ermittelt werden sollte. Der erste Band davon erschien im März 1814 in Leipzig bei Barth. Diese Arbeit richtete v. Ammon's Aufmerksamkeit auf mich, und ich sendete sie auch

Böttiger, da ich diesen nebst Ammon in Annaberg kennen gelernt hatte. Sie wurde später die nächste Veranlassung meiner Berufung nach Gotha.

Die Kriegsunruhen, die im Jahre 1813 auch das sächsische Erzgebirge betrafen, zogen mich von der Fortsetzung dieser Arbeit eine Zeitlang gänzlich ab. Ich war dem Kriegszuge Napoleons gegen Rußland, der das Schicksal von Europa entscheiden mußte, mit größtem Interesse gefolgt, das so weit ging, daß ich mir alle Kriegsberichte abschrieb, um den Gang des Ganzen stets übersehen zu können. Nun hatten wir in Annaberg auch den österreichischen Beobachter zu lesen, der uns unparteiischere Nachrichten brachte, als die anderen Blätter. Ueber den Rückzug der Franzosen und ihr Unglück an der Beresina kamen uns gedruckte und geschriebene Berichte aus Böhmen zu, die wir uns in Annaberg nur heimlich mittheilen durften. Ich excerpirte alles getreulich, und eben so alle Nachrichten über die Schlachten bei Lützen, Bautzen und späterhin bei Leipzig. Ich setzte diese Sammlung gewissenhaft fort bis zum gänzlichen Sturze Napoleons, und so entstand von selbst die

„Geschichte des vierjährigen Krieges der Verbündeten gegen Napoleon",

die im Frühjahr 1816 zu Annaberg in 2 Bändchen erschien.

Ich machte mich dann wieder an den zweiten Theil meines Handbuches der Dogmatik, sah aber diese Arbeit bald durch meinen Ruf nach Gotha unterbrochen. — Von homiletischen Sachen hatte ich in Annaberg eine ziemliche Anzahl von Festpredigten einzeln, und dann auch ein Bändchen Predigten „über Tod, Unsterblichkeit, Auferstehung und ewiges Leben" in Druck gegeben.

Von Annaberg habe ich noch zu erinnern, daß mir dort drei Kinder, die beiden Töchter Pauline und Therese,

und ein Sohn, Oscar, geboren wurden; daß ich dort sehr thätigen Antheil nahm an der Stiftung des Museums, wo die Unterhaltung in Musik, Vorlesen, Declamiren und bisweilen in einem Tanze bestand, und das noch jetzt fortblühet; daß ich dort am 12. December 1811 die bei uns seltene Erscheinung eines bedeutenden Erdbebens erlebte, über welches ich damals einen Bericht in der Leipziger politischen Zeitung abdrucken ließ [11]), und daß wir dort von dem Kriegsungewitter des Jahres 1813 auch hart betroffen wurden. Am 3. März 1813 kam das sächsische Lazareth nach Annaberg und brachte uns das Nervenfieber, an dem mehrere angesehene Einwohner (Postmeister Reiche, Bürgermeister Dietze) starben. Einige Tage darauf, am 7. März, früh 1 Uhr schlug bei einem großen Schneesturme der Blitz in 5 Minuten 3mal in den Thurm der Hauptkirche und entzündete ihn, so daß das ganze Holzwerk und die Glocken vom Feuer zerstört wurden. Am 22. Aug. marschirten 20,000 Oesterreicher ein und gingen auf Dresden. Nach der Schlacht bei Lützen bekamen wir wieder österreichische Einquartierung, und beim Anmarsch der Verbündeten nach Leipzig zogen die Russen unter Wittgenstein, die Oesterreicher unter dem Fürsten von Lichtenstein und General Giulay, und die Preußen unter Kleist durch Annaberg.

Nach der Schlacht bei Leipzig wurde auch die Landwehr in Annaberg errichtet. Ich hielt die feierliche Verpflichtung derselben Abends in der Hauptkirche und war selbst so enthusiasmirt, daß ich mitgegangen wäre, wenn mich nicht Frau und Kinder abgehalten hätten. Doch ging ich mit meinem letzten Goldstück aufs Bureau der Landwehr, um es als freiwillige Gabe zur Ausrüstung derselben niederzulegen, that es aber doch nicht, weil mein ganzes übrige Geld nur noch in 18 Gr. bestand, und ich doch Frau und Kinder zu ernähren

hatte und nicht wußte, wenn ich wieder einen Groschen einnehmen würde. Hinterher habe ich mich sehr gefreuet, daß ich damals mein Geld behielt, nachdem auf dem Wiener Congresse Sachsen so unverantwortlich zerrissen wurde. Nichts in meinem Leben hat mich mehr empört, als die Theilung Sachsens, an die ich auch noch jetzt nicht ohne Unwillen denken kann. In der Predigt, die ich zur Feier der Rückkehr des Königs von Sachsen zu halten hatte, sprach sich die ganze Bitterkeit meines gekränkten Patriotismus aus, so daß ich, als sie später in Gotha gedruckt wurde, viele zu heftige Aeußerungen zu streichen für gut fand. Die Einnahme von Paris und der darauf folgende Pariser Friede wurden von den Bewohnern Annabergs als allgemeine Freudenfeste begangen.

Die Theilung Sachsens wurde dadurch für mich als Theologen noch entscheidend, daß nach ihr der Graf von Einsiedel Minister wurde, und keine Besetzung geistlicher Aemter ohne seine Bewilligung geschah. Er aber war ein treuer Anhänger des später so berüchtigt gewordenen Pfarrers Stephan an der Mährischen Brüderkirche, die er fast alle Sonntage besuchte. Wer sich empfehlen wollte, ging auch hin. Ich sah, wie sich nach dem theologischen Geschmack dieses Ministers alles richtete und durch welche Mittel man seine Protection suchte, und ich war fest entschlossen, solche Wege nicht zu betreten und meine wissenschaftliche Selbstständigkeit in der Theologie zu behaupten. Von dieser Zeit an richteten sich auch meine Blicke wieder aufs Ausland, und ich war fest entschlossen, dem ersten annehmlichen Rufe, der mich aus dieser theologischen ägyptischen Knechtschaft erlösen würde, Folge zu leisten.

Dieser kam unerwartet. — Die Leipziger Zeitung enthielt die Nachricht von dem am 3. Februar 1816 erfolgten Tode des Generalsuperintendenten Löffler in Gotha, den

der Schlag am Altare zu Gamstädt bei Einführung des dortigen Pfarrers rührte. Meine Frau, die früher drei Jahre in Gotha gelebt hatte, erzählte mir von dem Verstorbenen manches Interessante, aber wir dachten auch nicht auf das Entfernteste daran, daß dieses eine Stelle für mich sein könne, da ich mit Gotha nicht die geringste Verbindung hatte, und vergaßen daher diese Nachricht schnell. Im Mai lasen wir in der Zeitung, daß der Herzog August von Gotha zu einem Besuche am Hofe in Dresden sei. Diese Reise des Herzogs war für mein Loos entscheidend. Er hatte in Dresden auch den Oberhofprediger Ammon und den Hofrath Böttiger gesprochen, und bei Ammon angefragt, ob er nicht Lust habe, an Löffler's Stelle nach Gotha zu kommen, auch ihm eine vorläufige Uebersicht des Diensteinkommens der Gothaischen Stelle vorlegen lassen. Da Ammon, wie er nicht anders konnte, die Sache abgelehnt hatte, so hatte er nun von ihm und Böttiger verlangt, sie sollten ihm einen Mann empfehlen, den sie für tüchtig hielten. Diese hatten mich einige Zeit vorher persönlich kennen gelernt, und hatten mich dem Herzoge so entschieden empfohlen, daß er ihnen sogleich den Auftrag ertheilt hatte, an mich zu schreiben und mich zu befragen, ob ich kommen wollte. So geschah es, daß ich am 13. März 1816 zwei Briefe, einen von Ammon, den andern von Böttiger, erhielt, in welchen sie mir den Auftrag des Herzogs meldeten, und um schleunige Antwort baten, die noch vor der Abreise des Herzogs in Dresden eintreffen sollte. Von dem Ertrag der Stelle hatte mir Ammon nur so viel geschrieben, daß ich auf ein Einkommen von 1800 Thlr. und etwas darüber rechnen könne.

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Wegen der Allmacht Einsiedels in Sachsen hoffte ich in meinem Vaterlande auf keine Weiterbeförderung; die Stelle in Gotha war

ehrenvoll, Herzog August war als geistreicher und aufgeklärter Fürst, als Gönner der Gelehrten bekannt. Ich stand im 41. Lebensjahre, also gerade in dem rechten Alter, um einen größeren Wirkungskreis zu übernehmen. Das Einkommen der Gothaischen Stelle war zwar nur um 4- bis 500 Thlr. besser als mein Einkommen in Annaberg, aber es war viel sicherer und mußte nicht, wie in Annaberg, durch eine erdrückende Masse von Ephoralarbeiten einzeln verdient werden. Zugleich wurde dadurch einer meiner Lieblingswünsche erfüllt, in ein mildes und fruchtbares Land zu kommen. Ammon hatte in seinem Briefe noch die Aeußerung fallen lassen: er sähe zwar mich lieber einmal im Vaterlande in einer solchen Stellung, aber ob alle frommen Dresdner so dächten, wisse er nicht, glaube er nicht. Ich verstand diese Andeutung vollkommen, die mir freilich nichts Neues sagte. Wie ich nun immer meine Entschlüsse, wenn sie einmal hinlänglich motivirt waren, dann auch schnell und entschieden faßte, und keinen Bedenklichkeiten Raum gab, so auch hier. Gleich am anderen Tage antwortete ich, daß ich ganz geneigt sei, in den Dienst eines so geistreichen und aufgeklärten Fürsten, wie Herzog August, zu treten, und daß ich den Ruf annehmen würde, jedoch bitten müsse, mir über das Diensteinkommen und die amtlichen Verhältnisse der Stelle zuvor detaillirte Angaben zukommen zu lassen.

Herzog August that nichts halb. Gleich nach seiner Heimkehr hatte er den Regierungs- und Oberconsistorialrath Hoppenstedt beauftragt, an mich zu schreiben, und ich erhielt dessen Brief schon am 24. Mai. Hoppenstedt theilte mir ein specielles Verzeichniß des Diensteinkommens mit, wie es Löffler zuletzt gehabt hatte, schilderte mir die amtlichen Verhältnisse der Stelle und machte mir namentlich bemerklich, daß ich auch Mitglied der großen in Gotha be-

stehenden Wittwenkasse würde, wodurch meiner Frau nach meinem Tode der vierte Theil meines Diensteinkommens als Wittwenpension zu Theil würde. Ich ersah daraus, daß ich mich zwar nur um 400 bis 500 Thlr. gegen Annaberg verbessern würde, daß aber für meine Frau und Kinder, wenn ich früh sterben sollte, gesorgt sei. Der letzte Umstand war mir sehr wichtig, da die Meinigen in Sachsen, wenn ich gestorben wäre, nur etwa 32 Thaler jährliche Pension bekommen haben würden, hier aber 450 bis 470 Thlr. erhalten sollten. Ich antwortete gleich am folgenden Tage, den 25. Mai, daß ich dem Rufe Folge leisten würde unter der doppelten Voraussetzung, daß auch mir das ganze Diensteinkommen, wie es Löffler zuletzt gehabt habe, selbst wenn persönliche Zulagen darunter sein sollten, gewährt, und ich mit meinem ganzen Gehalte in die Wittwenkasse aufgenommen werden würde. Es war eine gute Vorsicht von mir, daß ich diese Bedingungen so bestimmt gemacht hatte. Löffler hatte 400 Thaler persönliche Zulage gehabt, und diese hatten die Minister streichen wollen, indem sie meinten, daß auch ohne sie die Stelle schon einträglich genug sei, der Herzog aber hatte es nicht zugegeben. Die Aufnahme in die Wittwenkasse sollte mir, als ich in Gotha angetreten war, auch verweigert werden, weil die Geistlichen nicht darin seien, und ich daher nur mit meiner Besoldung als Oberconsistorialrath (die nur 100 Thlr. betrug) aufgenommen werden könne. Ich berief mich aber auf Hoppenstedt's Brief und meine gestellte Bedingung, und wurde dann mit meiner ganzen Besoldung „ausnahmsweise" in die Wittwenkasse aufgenommen.

Nach dem Eintreffen meines Briefes in Gotha hatte mich der Herzog am 10. Junius von dem Wahlcollegio wählen lassen, und dieses übersandte mir die Vocation am

12. Juli. Zu Michaelis sollte ich das neue Amt antreten. Ich bat nun um meine Dienstentlassung in Dresden und erhielt sie auf eine ehrenvolle Weise. Da ich beschlossen hatte, bei dem Hinzug nach Gotha noch meine Verwandten in Altenburg und Waldenburg auf einige Wochen zu besuchen, so hielt ich am 1. September 1816 meine Abschiedspredigt in Annaberg, die ich drucken und vertheilen ließ, verauctionirte dann einen Theil meiner Sachen, die ich nicht mitnehmen wollte, und trat am 5. September meine Abreise von Annaberg an.

Der Abschied wurde mir schwer; denn die Annaberger liebten mich, verloren mich ungern und ehrten mich noch bei meinem Abschiede auf alle Weise[12]). Ich hatte acht glückliche Jahre in Annaberg verlebt. Als ich den letzten Gang durch die nun leeren Zimmer meiner Wohnung that, um nachzusehen, ob nichts liegen geblieben sei, und in die Stube trat, wo mir meine Frau drei Kinder geboren hatte, so ergriff mich ein so starkes Gefühl der Wehmuth, daß ich mich eiligst entfernte. Bei meiner Abfahrt begleitete mich eine große Anzahl der Annaberger Honoratioren bis Thum, wo wir zusammen ein Frühstück genossen, und uns dann unter vielen Thränen von einander trennten. Ich war so tief bewegt, als ich von Thum wegfuhr, daß ich im Stillen mir gelobte, von Gotha nie wegzugehen, wenn ich dort wieder Freunde und Achtung finden sollte.

IX. Der Antritt des Amtes in Gotha.

Ich ging zuerst mit meiner Familie nach Waldenburg und dann nach Altenburg. Dorthin hatte ich mir von Gotha zwei Wagen bestellt, um mich und die Meinigen abzuholen.

Den ersten Tag fuhren wir nur bis Naumburg, da wir der Kinder wegen erst spät aufbrechen konnten, und den andern Tag bis Erfurt, weil ich nicht Abends in der Dunkelheit in meiner neuen Wohnung in Gotha ankommen wollte. Den dritten Tag früh am 30. September brachen wir von Erfurt auf, um Gotha gegen Mittag zu erreichen.

Von dem Empfange in Gotha erwartete ich nicht viel, aber auch meine kleinste Erwartung wurde nicht erfüllt. Außer der nöthigen Communication mit dem Stadtrath wegen des Transports hatte ich von Gotha nur von einem Manne, dem Hofrath und Amtmann Perrin, meinem künftigen Collegen beim geistlichen Untergericht, eine freundliche Zuschrift erhalten, sonst von keiner Seele. Die Sache war diese, wie ich späterhin erkannte. Man hatte in Gotha zwei einheimische Geistliche an Löffler's Stelle bringen wollen und sich besonders für den einen viel bemüht. Alle diese Pläne vereitelte die selbstständige Wahl, die Herzog August in Dresden traf. Man kann leicht denken, daß sich dadurch alle, die auf die Wahl eines neuen Generalsuperintendenten einen Einfluß haben zu müssen glaubten, stark verletzt fühlten, und ihren Unwillen gegen mich kehrten. Dazu kam, daß man in Gotha von einem bloßen Superintendenten eine sehr kleine Vorstellung hatte. Daß meine Ephorie 90000 Einwohner, das Gothaische Land aber damals nur 79000

Einwohner, meine Ephorie 18 Städte, Gotha aber deren nur fünf hatte, wußte man nicht. Die Gothaischen Ephorien waren klein, sehr uneinträglich, und die Ephoren standen in vieler Beziehung hinter den Beamten zurück. So hatte man mich nun auch taxirt, und daher geglaubt, nicht nur, daß mir über Verdienst Ehre wiederfahre, sondern auch besonders das mir bewilligte Diensteinkommen enorm gefunden. Sagte mir doch, als ich etwa acht Wochen in Gotha war, der Oberschenk Graf v. Salisch in öffentlicher Gesellschaft mit vorwurfsvollem Tone: „Sie haben eine Besoldung wie ein Minister!" Ich erwiederte kurz und ernst: „Als ich nach Gotha berufen wurde, habe ich nicht gefragt, was dort ein Minister für Besoldung bekomme, sondern was man mir geben wolle. Hätte man mir weniger geben wollen, so wäre ich geblieben wo ich war, denn ich habe mich nur um 400 Thlr. verbessert."

Andere Umstände kamen noch dazu. In Annaberg hatte mich der Stadtrath frei gewählt, hier hatte das Wahlcollegium mich auf höchsten Befehl vocirt. Dort war ich der Pfarrer aller Einwohner, hier nur der Pfarrer der Stadtgemeinde und der ganze Hof und die Garnison bildeten besondere Gemeinden, mit denen ich nichts zu thun hatte. Dort war ich als Superintendent eine der ersten Personen der Stadt dem Range nach, hier stand der Generalsuperintendent gegen eine Masse hoher Staatsbeamten und Hofherrn weit zurück. In Sachsen und namentlich in Annaberg hatten die Einwohner eine große Anhänglichkeit an ihre Geistlichen, hier war dieses weniger der Fall.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß ich in Gotha ganz kalt aufgenommen wurde. Nur der Hofrath Perrin war mir bis Gamstädt, seiner Amtsgrenze, entgegengefahren, begrüßte mich da, und hatte auch den Pfarrer,

den Schullehrer und die Gemeindevorgesetzten veranlaßt, sich am Wege aufzustellen und mich zu empfangen; und nur einige Gymnasiasten, die eben zu Michaelis die Academie beziehen wollten, hatten sich erlaubt, gegen das ausdrückliche Verbot des Directors des Gymnasiums mir entgegen zu reiten und mich einzuholen, wurden aber, als wir an die Stadt kamen, von Gensdarmen angewiesen, sich zu entfernen. Ich setzte mich zu Hofrath Perrin in den Wagen und fuhr durch die große und kleine Sieblebergasse und durch die Sundhäusergasse an meine Amtswohnung, wo ich nun ausstieg. Hier empfing mich im Namen des Stadtraths der Proconsul Purgold.

Wie stach dieser Empfang ab gegen Annaberg!

Der ganze Nachmittag verging nun mit dem Auspacken unserer Sachen und der Einrichtung der Wohnung. Ich schlief die erste Nacht wenig, und konnte mich meines neuen Verhältnisses nicht sehr freuen. Doch wurde ich darum nicht kleinmüthig, sondern eher starkmüthig. Ich hatte gegen Niemanden Verbindlichkeiten als gegen den Herzog. Allen anderen war ich keinen Dank schuldig und trat daher, ohne durch Rücksichten gebunden zu sein, in meine amtlichen Verhältnisse.

Vor Allem wollte ich mich dem Herzog vorstellen lassen, und ich wendete mich deshalb an den die Stelle des Hofmarschalls vertretenden Oberschenken Grafen v. Salisch. Die Antwort, die er mir brachte, fiel mir auf: „der Herzog wird sie im Friedrichsthal sehen!" Ich hatte erwartet, der Herzog werde mich, wie sich wohl auch gebührte, in einer Privataudienz empfangen; aber Salisch hatte dieß zu hindern gesucht. Ich wurde ins Friedrichsthal zur Tafel geladen, und da vor der Tafel dem Herzog vorgestellt. Er that bloß eine Frage an mich: „wie gefällt es Ihnen in

Gotha?" und nachdem ich diese mit einem Compliment für den guten Geschmack, der sich in den Anlagen um die Stadt kund thue, beantwortet hatte, so drehte er sich um, und die Unterhaltung hatte ein Ende. Dieß fiel mir nicht wenig auf; aber ich kannte den Herzog August noch nicht. Es war dieß eine seiner Eigenthümlichkeiten, und er war und blieb mein großer Gönner bis an seinen Tod. — Darauf machte ich alle Besuche, welche meine Verhältnisse forderten, und machte Vielen, denen obgelegen hätte, mich zuerst zu besuchen, den ersten Besuch, ohne mir im Geringsten eine Unzufriedenheit merken zu lassen.

Am 13. October hielt ich dann meine Antrittspredigt, und wurde vom Oberhofprediger Schäffer der Gemeinde präsentirt. Dieser Mann hatte in den letzten Jahren mit meinem Vorgänger Löffler in erbittertem Streit gelebt, und hatte die Stimme des Publicums durchaus gegen sich. Bei meiner Einführung beging er nun die große Unvorsichtigkeit, diese Streitigkeiten zu erwähnen, und dabei Löffler's in nachtheiliger Weise zu gedenken, und die Ueberzeugung auszusprechen, daß ich ganz anderen Sinnes sein und in theologischen Ueberzeugungen mit ihm harmoniren würde. Niemals habe ich mehr Verdruß bei einer öffentlichen Solennität empfunden, als bei dieser. Ich fühlte es lebhaft, was es mir im Urtheil des Publicums schaden könne, und wie niedrig es war, daß mich Schäffer gleichsam im Voraus für seine Theologie verbindlich machen wolle. Die schlimmen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Die Stimme der Mißbilligung erhob sich allgemein, Flugschriften wurden darüber gewechselt, und beschlossen, Löfflern ein öffentliches Denkmal zu setzen, wozu auch alsbald Beiträge gesammelt wurden, zu denen ich auch steuerte [13]).

Am folgenden Tage, den 14. October, erfolgte meine

Einführung und Verpflichtung im Oberconsistorio. Ich nahm hier bald die Gelegenheit wahr, als Hoppenstedt die Einführungsrede des Oberhofpredigers mißbilligte, mich unumwunden gegen Schäffer's Verfahren auszusprechen, was alsbald bekannt wurde, und mich doch einigermaßen gegen die Nachtheile schützte, die mir Schäffer's Unbesonnenheit erregt hatte. Ueberhaupt dauerte es nicht lange, so überzeugte man sich im Publicum doch allmählig, daß man an mir nicht einen Zeloten für kirchliche Orthodoxie bekommen habe. Ein Glück für mich war es, daß Herzog August mein Gönner und Patron blieb bis an seinen Tod, und meine Predigten fleißig besuchte. Auch entschädigten mich für die Kälte, mit welcher mich die Stadt aufgenommen hatte, die Beweise von Achtung, mit denen mich die Landorte bei den zu haltenden Generalvisitationen überall empfingen.

X. Gotha.

Meines neuen Amtes nahm ich mich mit Thätigkeit an, zugleich aber auch mit entschiedener Selbstständigkeit, da ich Niemandem, als dem Herzog August, zu irgend einem Danke verpflichtet war. Die Arbeiten im Consistorio und beim geistlichen Untergerichte, und die Predigten waren die Hauptsache. Denn als Specialephorus hatte ich blos die Stadt unter mir und die Ehesachen wurden beim geistlichen Untergerichte verhandelt. An strenges und rasches Arbeiten gewöhnt, bewältigte ich meine Amtsgeschäfte leicht und behielt noch Zeit übrig, fortzustudiren und literarische Arbeiten vorzunehmen. Da ich

in Annaberg mit der theologischen Literatur nicht hatte fortgehen können, so holte ich dieß in Gotha nach und arbeitete vor allem den zweiten Theil meines Handbuchs der Dogmatik aus, dem dann eine Reihe anderer Schriften folgte, die ich hier nicht alle anzuführen brauche. Auch lieferte ich viele Recensionen in die Leipziger Literaturzeitung.

Was meine äußerlichen Verhältnisse in Gotha betrifft, so blieben sie bis zum Tode des Herzogs August unverändert. Im Jahre 1819 gebar mir meine Frau das fünfte Kind, meinen Sohn Horst, und war dabei, wie bei ihren früheren Wochenbetten, wieder großem Uebelbefinden ausgesetzt, von dem sie sich langsam erholte.

Im Jahre 1820 kaufte ich den Völker'schen Garten, ließ das darin befindliche Haus bewohnbar machen, und bewohnte vom Jahre 1825 bis 1835 alle Sommer das Gartenhaus.

Im Jahre 1822, den 17. März, starb unerwartet der Herzog August in seinen besten Jahren. Dieser Todesfall bewegte mich tief, denn nicht nur war Herzog August mein Gönner, sondern es kam auch nun sein Bruder zur Regierung, der in Rom katholisch geworden war. Ich wußte von Sachsen her, wie viel dieses zu bedeuten habe, und besorgte daher nicht wenig, war aber auch sogleich entschlossen, Alles aufzubieten, um zu verhindern, daß der katholische Herzog das Kirchenregiment in seinem ganz protestantischen Lande in eigner Person führe. Als Vorstand der Landesgeistlichkeit glaubte ich mich dazu verpflichtet und berechtigt. Zum Glück hatte ich einen großen Rückhalt in dem Testamente des Herzogs Ernst des Frommen, wo verordnet war, daß, wenn einer seiner Nachkommen katholisch werden sollte, dieser das Kirchenregiment nicht führen dürfe, sondern an seiner Statt der älteste protestantische Agnat, was im gegen-

wärtigen Fall der Herzog Friedrich von Sachsen in Hildburghausen war, eintreten solle.

Ich ging deshalb zu den Ministern, die mich aber befrembet ansahen und keine Resolution ertheilten. Da ging ich nochmals zu dem jüngsten der Minister, dem Herrn von Lindenau (späterem Minister in Sachsen), und bat ihn dringend, die Sache nach unseren Wünschen zu ordnen, weil wir ja jeden Tag eines Rescriptes von Hildburghausen gewärtig sein müßten, das unsere Obedienz in Anspruch nehmen werde, die wir nach dem Testament Ernst des Frommen nicht verweigern können würden. So kam denn endlich in der fünften Woche ein Rescript des Herzogs Friedrich von Gotha, in welchem er versprach, die Rechte und Verfassung der evangelischen Landeskirche gänzlich aufrecht zu erhalten, nur protestantische Minister zu wählen und durch diese das Kirchenregiment führen zu lassen. Dieß befriedigte uns vollkommen und wir leisteten ohne Bedenken Obedienz. Kaum war dieses geschehen, als ein Rescript von Hildburghausen einlangte und unsere Obedienz, nach Maasgabe des Testaments Herzog Ernst's des Frommen, in Anspruch nahm, und uns untersagte, Befehle vom Herzoge Friedrich zu Gotha anzunehmen. Dieß kam nun zu spät. Wir antworteten, daß Herzog Friedrich das Kirchenregiment seinen evangelischen Ministern übertragen und der Landeskirche die gehörige Sicherheit gegeben habe, daher wir seinem Ministerio Obedienz bereits geleistet hätten und nun dem Herzoge von Hildburghausen überlassen müßten, sich mit unserm Hofe und dessen Ministern darüber selbst zu vernehmen.

Ich war sehr froh, daß die für die Landeskirche wichtige Sache so geordnet worden war, mußte aber doch hören, daß das Verhalten des Oberconsistoriums in der Stadt von Vielen gemißbilligt worden sei. Dieß konnten nur Solche

sein, die von der Sache nichts verstanden, und ich achtete nicht auf ihr zwar gutgemeintes, aber irriges Urtheil.

Herzog Friedrich starb schon im dritten Jahre seiner Regierung. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der Herzöge von Gotha und Altenburg, und nach einem Interregnum kam Gotha in der Erbvertheilung an den Herzog Ernst von Coburg. Mit dieser Regierungsveränderung trat auch eine neue Organisation der Landesverfassung ins Leben, die jedoch das Kirchliche wenig, und meine Amtsverhältnisse gar nicht berührte.

Vorher hatte ich noch für Gotha ein neues Gesangbuch besorgt, das eingeführt wurde, und in welchem die Lieder unter Nr. 17. 90. 334. 359. 394. 420. 440. 471. 556. 572. 612. 652. 785. 793. 825. 829. 862. 866. 874. 875. 880. 881. 884. mich zum Verfasser haben. Auch die vorgesetzten Gebete und Andachten (mit Ausnahme des Kirchengebetes VIII. No. V.) sind von mir. Ich hatte bei der Redaction des Gesangbuches den Grundsatz festgehalten, alte biblische Vorstellungen und Ausdrücke in den alten Liedern beizubehalten, die überbiblischen und nur der Dogmatik angehörigen Vorstellungen aber zu streichen. Die Einführung des neuen Gesangbuches wurde nicht durch Zwang bewirkt, sondern dem freien Willen der Gemeinden überlassen. Dieß hatte die gute Folge, daß das neue Gesangbuch in kurzer Zeit fast in allen Gemeinden angenommen wurde.

Die socialen Verhältnisse in Gotha anlangend, so gestalteten sich dieselben für mich bald sehr angenehm. Gotha hatte damals noch eine große Zahl von gelehrten und berühmten Männern. So waren am Gymnasio illustr. Döring, Kries, Schulze, Ukert, Regel, Rost, Wüstemann, Welcker; es lebten und wirkten in Gotha v. Schlotheim, Fr. Jacobs, v. Hoff, Stieler, Galletti, Becker, Hennicke, Fr. Perthes, Enke, später Hansen, Glenck u. A. m.

Der Umgang mit diesen Männern war Genuß, und bot Belehrung und Annehmlichkeit. Namentlich gestaltete sich mein Verhältniß zu den Lehrern des Gymnasii illustr. vom Anfang meines Amtsantrittes in Gotha an sehr angenehm, und ist stets ein freundschaftliches geblieben. Da in meinem Garten eine Kegelbahn war und ich von jeher, schon der damit verbundenen Motion wegen, ein Freund dieses unschuldigen Spieles war, so lud ich den Theil meiner Freunde und Bekannten, welcher Geschmack daran fand, zu einem Kegelkränzchen wöchentlich zweimal zu mir ein, welches gewöhnlich im Mai eröffnet und gegen Ende Octobers geschlossen wurde. Viele frohe Stunden habe ich hierbei erlebt, und gern wird jeder Theilnehmer, so hoffe ich, daran zurückdenken.

Im Jahre 1833 trat im Herbst mein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Superintendent ein, das ich selbst ganz vergessen hatte, das aber dem Herzoge, der mir gnädig gesinnt war, Veranlassung gab, mich zum geheimen Oberconsistorialrath zu ernennen. Zu Ende dieses Jahres, am Weihnachtsfeste wurde der Hausorden der Herzogl. Sächsischen Häuser hier in Gotha gestiftet, wobei die Herzöge von Altenburg und Meiningen auch zugegen waren. Ich hatte die Ordenspredigt zu halten und bekam das Ritterkreuz.

Diese Ehrenbezeigungen erlebte meine gute Frau nicht mehr. Ihre sonst gute Gesundheit war schon seit mehreren Jahren sehr wankend geworden, ohne daß sie jedoch zu bewegen war, etwas Ernsthaftes dagegen zu brauchen. Sie verließ sich auf Hausmittel, die ihr immer wohlgethan hatten. Im Sommer 1832 feierten wir unser fünfundzwanzigjähriges Ehestandsjubiläum. Bald darauf, im Herbste, wurde meine älteste Tochter Pauline Braut mit dem Actuar Jacobs in Waltershausen. Wir wohnten den Sommer 1832 wie gewöhnlich im Garten, mußten aber dort bis gegen Weihnach-

ten wohnen bleiben, weil in der Amtswohnung ein großer Anbau vorgenommen wurde. Meine Töchter bekamen im November die Masern und mußten sie in der beschränkten Gartenwohnung überstehen, die wir endlich nun kurz vor Weihnachten verlassen konnten. Dieses Alles hatte auf die Gesundheit meiner Frau nachtheilig gewirkt. Sie litt fortwährend, ohne daß sie jedoch beim Arzt Hülfe suchte. Auch zeigte sich bei ihr eine große Reizbarkeit und Verstimmung der Nerven. Endlich, am 11. Februar, meinem Geburtstage, bekam sie Nachmittags ein Fieber, das sie aufs Krankenlager warf, keiner Arznei wich und am 31. März 1833 ihren Tod herbeiführte. Nach dem Urtheile der Aerzte würde sie nur noch ein halbes Jahr haben leben können und an der Wassersucht gestorben sein, wenn nicht das Nervenfieber, das sie befiel, ihren Tod eher herbeigeführt hätte.

Bald darauf kam die Grippe nach Gotha und ergriff uns alle nach und nach. Das einzige Angenehme dieses traurigen Jahres war die Hochzeit meiner ältesten Tochter.

Im Jahre 1834, den 2. Junius, verheirathete ich mich wieder mit der jüngeren Schwester meiner Frau, Henriette. Sie hatte seit dem Jahre 1807 erst ihrem Bruder in Altenburg Haus gehalten, kam aber, als dieser heirathete, auf meine Bitte am 4. März 1811 zu uns nach Annaberg, war seit dieser Zeit ein Mitglied meiner Familie, hatte alle meine Kinder, die sie als ihre zweite Mutter verehrten, mit erzogen und war durch ihre trefflichen Eigenschaften des Gemüthes und Charakters die geeignetste Person, um an die Stelle ihrer Schwester zu treten. Mit welcher Liebe, Treue und Verständigkeit sie die Mutter des Hauses machte, ist meinen Kindern vollkommen bekannt. Nach der Trauung ging ich mit meiner Frau in das Bad von Kissingen, dessen wir beide wegen unserer Gesundheit bedurften, und von da machte ich, nachdem

meine jüngste Tochter Therese in Kissingen eingetroffen war, eine Reise nach Würzburg, Heidelberg, Darmstadt, Mainz, Wiesbaden und auf dem Rhein hinab bis Koblenz. Ich sah den Rhein und seine Umgebungen zum erstenmal und lernte es nun erst fühlen, was wir gewonnen hatten, daß das linke Rheinufer wieder deutsch geworden war.

Im Jahre 1835 kam aber Veranlassung zu einer viel größeren Reise, der weitesten und interessantesten meines Lebens. Die Genfer Kirche feierte im August dieses Jahres ihr 300jähriges Reformationsfest und lud auch die lutherische Geistlichkeit der deutschen Länder ein, durch Deputirte sich an dieser Feier zu betheiligen. Eine solche Einladung erging auch an Gotha, um so mehr, da die in Genf bestehende deutsch-lutherische Gemeinde unter der Patronatschaft der Herzöge von Gotha steht. Der Herzog Ernst, für große und schöne Ideen sehr empfänglich, ging auf diese Einladung ein, sendete mich als Deputirten zu jenem Jubelfest, und bewilligte mir hierzu sehr freigebig ein Reisegeld von 250 Thlr. Ich legte eben so viel aus meinem Beutel zu und nahm meine Frau, meinen ältesten Sohn und meine jüngste Tochter mit, mit denen ich Anfangs August diese Reise antrat.

Wir reiseten über Fulda, Frankfurt, Mainz, Mannheim, Heidelberg, Carlsruhe und Baden-Baden nach Kehl, nahmen in Kehl eine Lohnfuhre und fuhren nach Straßburg, um diese Stadt und ihren Münster zu sehen, dessen Thurm auch von den Meinigen bestiegen wurde, von mir aber nicht, weil ich dem Schwindel in den Höhen sehr ausgesetzt bin. Ich betrachtete indessen dieses Wunderwerk der Baukunst von unten auf allen Seiten, und bedauerte sehr, daß der Raum auf dem Kirchhofe viel zu eng ist, um dieses Prachtgebäude aus der rechten Entfernung betrachten zu können. Unerwartet aber war es mir, daß ich das Volk in dieser alten vormaligen

deutschen Reichsstadt noch so ganz deutsch fand. Alles sprach deutsch. Nur wenn Angestellte oder Damen vorbeigingen, hörte man französisch reden. Es freute mich, dieß so zu finden, und aufs Neue bedauerte ich, daß der Wiener Congreß uns das Elsaß nicht wieder zurückgegeben hatte.

Von Kehl reiseten wir über Freiburg, wo wir den herrlichen Münster besahen, nach Basel, und von da über Solothurn, Neufchâtel nach Lausanne, wo wir zwei Tage blieben und einen Abstecher am Genfer See hinauf nach Vevay und Clarens machten. Von den Alpen konnten wir wenig sehen, da es Gewitter gab und die Alpen immer in Wolken gehüllt waren. Endlich reisten wir nach Genf, wo wir sogleich fühlten, daß wir nicht mehr in Deutschland, sondern in Frankreich waren, denn in der Nähe des Genfer Sees verschwindet das deutsche Idiom gänzlich.

Was das Jubelfest in Genf betrifft, so habe ich darüber in der allgemeinen Kirchenzeitung ausführliche Nachricht gegeben [14]).

Im Allgemeinen hat mich als Deutschen das gesellige Leben in Genf, das ganz französisch ist, nicht sehr angesprochen, und ich würde diese Stadt nicht, wie so Viele thun, zu meinem Aufenthaltsorte zum Vergnügen wählen. Das Schönste in Genf ist der Rhonestrom, der so krystallhell aus dem See tritt, daß man in einer Tiefe von 10 Ellen jeden Stein auf dem Boden erkennen kann. Kaum aber ist der Strom in dieser Schönheit und Majestät einige hundert Schritte fortgegangen, so beginnt er, noch innerhalb der Stadt, einen so reißenden und wilden Lauf, den er auch unterhalb Genf beibehält, anzunehmen, daß er nicht beschifft werden kann.

Da die Alpen immer in Wolken gehüllt waren und es öfters regnete, so konnte ich den Montblanc von Genf aus nicht erblicken. Nach Ende des Jubelfestes aber beschloß

ich nach Chamouni zu reisen. Wir fuhren von Genf über Bonneville nach Salanche. Nachmittags aber fing es an zu regnen, und da es früh in Salanche, wo wir übernachtet hatten, immer fortregnete und ich nicht auf besseres Wetter warten wollte und konnte, so fuhr ich am andern Morgen wieder zurück nach Genf. Am andern Morgen trat plötzlich der Montblanc mit seinen Nebenbergen auf eine halbe Stunde aus den Wolken heraus, und ich sah ihn von Genf aus in seiner ganzen Auszeichnung. Bald aber hüllte sich Alles wieder in Wolken.

Die Rückreise wurde nun gemacht über Lausanne nach Freiburg, wo ich die erste Kettenbrücke sah, die über das schmale und tiefe Thal des Flüßchens Sane gelegt ist. Wir besahen uns den Dom und das Jesuitencollegium, fanden aber, daß hier das Volk noch nicht deutsch spricht, sondern daß das Französische vorherrscht. Von Freiburg reisten wir nach Bern und von da machten wir, da das Wetter ganz schön geworden war, eine Reise nach Thun, Interlaken, Lauterbrunn über die Wengernalp nach Grindelwald, wo wir nun zuerst die Hochalpen in ihrer ganzen Majestät und Eigenthümlichkeit kennen lernten. Auf mich machten sie einen unauslöschlichen Eindruck. Von Bern reiseten wir über Aarau, Baden nach dem lieblichen Zürich, von da über Eglisau an den Rheinfall bei Schaffhausen. Eintretende ungünstige Witterung verhinderte uns, Constanz und den Bodensee zu besuchen. Da ich Verlangen trug, die Donau zu sehen, so fuhren wir nicht auf Stuttgart, sondern von Schaffhausen auf Ulm, von da nach Nürnberg, Bamberg, Coburg der Heimath zu. Die näheren Umstände dieser Reise und was ich da sah und beobachtete, das ist alles in einem besonderen Tagebuche, das ich über diese Reise hielt, aufgezeichnet [15]).

Nur Einiges erlaube ich mir noch zu bemerken. Der

Weg von Heidelberg im Rheinthale herauf bis Kehl hatte für mich etwas sehr Eintöniges und Langweiliges. Immer nur hinzufahren zwischen Obstbäumen, welche die Aussicht versperren, links Berg, rechts Feld und Wald, ermüdete aufs Höchste. — Die fächerförmige Bauart von Karlsruhe würde ich um keinen Preis nachahmen. Sie gibt krumme Gassen und schiefe Ecken in Fülle. Auch hat die Stadt keinen Fluß, nicht einmal einen Bach. Wie weit steht sie doch hinter dem schönen Mannheim zurück! Wäre ich Beherrscher des Landes, so wäre ich keinen Augenblick zweifelhaft, wo ich wohnen möchte. Bekanntlich ist Karlsruhe so gebaut, daß alle Straßen vom Schloßthurm auslaufen und man daher diesen in allen Straßen sieht. Dieser Thurm aber ist kurz und dick und gleicht einem im Wuchse sitzen gebliebenen Bauernjungen. Er ist das rechte Gegenstück des leicht und schlank zum Himmel aufsteigenden Münsterthurmes in Straßburg. Der Anblick dieses Schloßthurmes hatte für mich etwas Widerliches.

Schön und herrlich fand ich die Lage von Freiburg und die Gegend von Basel, Basel selbst aber mit seinen engen Gassen sprach mich nicht sehr an. Ich sah das kleine und schlechte Local, in welchem sich die berühmte Baseler Synode versammelte, die so mächtige Beschlüsse gegen die absolute Macht des Pabstthums faßte. Auch das Grab des berühmten Erasmus sah ich, dem zum Reformator nichts fehlte als ein fester Charakter und moralischer Muth. — Als ich sah, wie das Juragebirge von Solothurn bis Genf wie eine Mauer auf 4- und 5000 Fuß Höhe aus dem Boden plötzlich emporsteigt, so begriff ich erst vollkommen, was eine natürliche Grenze ist, und wie gut Frankreich, wenn es den Jura in seiner Gewalt hat, auf dieser Grenze gedeckt ist. Ganz gegen meine Vorstellung, die ich über die Schweiz aus Büchern aufgefaßt hatte, war es aber, daß

ich vom Jura bis an den Fuß der Alpen oberhalb Bern keine Berge, sondern nur hügelichtes Land fand, wie wir es auch in Thüringen haben. Denn auch die Alpen treten plötzlich aus dem Boden mit einer Höhe von 6= bis 7000 und mehr Fuß empor. Ich hatte geglaubt, die Alpenthäler seien auch, wie die Thäler des Erzgebirges und Thüringens, nur Einschnitte von den rinnenden Gewässern gemacht, überzeugte mich aber bald, daß sie ursprüngliche Spalten und Abgründe sind, die gleich bei der Erhebung der Alpen entstanden sind. Ich kannte das System des Herrn v. Buch über die Erhebung der Gebirge, und hielt es für wahrscheinlich. Hier aber traten mir am Jura und den Alpen die Thatsachen, auf denen Buch's Theorie ruht, so augenscheinlich und, ich möchte sagen, so handgreiflich entgegen, daß ich seitdem an der Wahrheit jener Theorie nicht im Geringsten mehr zweifeln konnte. In Lausanne und am Genfersee fiel mir die Wohlgestalt und Schönheit des Volkes, Männer und Frauen, auf; in Savoyen fand ich ein ganz anderes Geschlecht mit italienischem Typus, und der Reinlichkeit ermangelnd. An den Alpenbewohnern bewunderte auch ich die körperliche Rüstigkeit und Kräftigkeit des Menschenschlags.

Ich habe zwar darüber gelesen, wie stark die optische Täuschung in den Hochalpen sei in Betreff der Höhe und Entfernung der Berge. Ich fand aber die Wirklichkeit alle meine Erwartungen weit — weit übertreffend. Als wir in dem schmalen Thale von Interlaken die Jungfrau das Haupt über die nächste Alpenwand erhebend erblickten, so glaubten wir, es sei eine nahe Alpe am Eingange ins Lauterbrunner Thal.

Der Egoismus hat es in der Schweiz noch nicht zur Einführung von Extrapost kommen lassen und man muß

durchaus (bloß den Strich am Genfersee ausgenommen) mit Miethkutschern fahren, die sehr theuer sind, alle Augenblicke anhalten und nicht weit fahren. Ich freute mich daher nicht wenig, als ich in Schaffhausen wieder gute deutsche Extrapost bekommen konnte.

Die alte Wahrheit, daß man den Uebergang vom Kleinen zum Großen gar nicht auffällig findet, wohl aber den Uebergang vom Großen zum Kleinen, machten wir auch hier. Als wir die Alpen erblickten und sie mit dem Thüringer Gebirge verglichen, so fanden wir den Abstand zwar sehr groß, aber doch nicht außerordentlich. Als wir aber auf dem Heimwege den Zug der Thüringer Berge wieder erblickten, so kamen sie uns nur wie kleine Hügel vor.

Im Jahre 1836 hatte ich die Freude, daß mein ältester Sohn Anton bei der neuerrichteten Realschule als Professor der Mathematik angestellt wurde, und Agnes Arnoldi, die Tochter des Senators Arnoldi, heirathete, mit welcher er in sehr glücklicher Ehe lebte, und die ihm zwei sehr hübsche Knaben gebar. Leider starb diese liebe Tochter im März 1841 im dritten Wochenbette zu unserm größten Schmerze. Ich liebte sie wie meine leibliche Tochter. — Im Jahre 1839 machte ich im August mit meiner Frau, meinem Sohne Oscar und meiner Tochter Therese eine Reise nach Leipzig, Dresden und in die Sächsische Schweiz, die uns sehr viele Befriedigung gewährte. Das schönste Stück der Sächsischen Schweiz war mir der Kirnitzsch Grund.

Am 2. Januar 1841 ernannte mich der Herzog zum Oberconsistorialdirector.

Am Gründonnerstage 1840 trat zuerst ein Unwohlsein bei mir ein, das ich Anfangs nicht achtete, das sich aber bald als bedeutend auswies. Ich hatte schon vorher Mangel an Appetit. An jenem Tage aber bekam ich Abends

5 Uhr einen heftigen und anhaltenden Schwindel, Erbrechen und Diarrhöe. Es gab sich zwar dieses nach einigen Stunden, aber der Anfall wiederholte sich im Laufe des Sommers und Herbstes öfterer, wenn auch minder stark. Besonders stellte sich oft Abends gegen 5 Uhr der Schwindel ein. Die dagegen vom Arzte verordneten Mittel beseitigten das Uebel ziemlich; doch kamen noch öftere Anwandlungen vor. Da sich auf der Zunge ein brauner Beleg gebildet hatte, der nicht weichen wollte, so glaubte ich, das Uebelbefinden rühre vom Farbestoff des rothen Weines her, den ich trank, und bediente mich nun daher des weißen Weines. Indessen zeigte ein eintretendes Augenleiden, daß der Grund des Uebels tiefer zu suchen sei. Von Jugend auf war mein rechtes Auge schwach, das linke Auge aber vortrefflich, und sah gleich gut in der Nähe wie in der Ferne. Schon im Jahre 1839 bemerkte ich, daß ich nicht mehr so klar in die Ferne sah, als sonst, und daß mir es oft wie ein Nebel vor den Augen war. Ich kaufte mir daher auf der Reise nach Dresden in Leipzig eine Fernbrille. Im Jahre 1840 bemerkte ich diese Verschlechterung meines linken Auges immerfort, suchte aber ihren Grund darin, daß ich ein Sechziger war und also auf natürliche Abnahme des Gesichts gefaßt sein müßte. Doch im Herbst 1840 bekam ich oft vor dem linken Auge fliegende schwarze Punkte, sogenannte mouches volantes, die sich im Winter, als die Sonne den Schnee beschien, sehr vermehrten, so wie auch der Nebel, in welchem ich die Gegenstände sah, stärker wurde. Im Februar 1841 aber bemerkte ich auf ein Mal, daß ich klare Schrift nicht mehr gut lesen konnte. Nun erst untersuchte ich die Sache genauer, und fand, daß auf meinem linken Auge von der Nase her eine völlige Verdunkelung eingetreten sei, welche nun die Hälfte des Auges verfinsterte, und

deshalb mir das Lesen erschwerte. Ich rief nun sogleich den Arzt zu Hülfe, welcher jedoch das Auge organisch gesund fand, und die Verdunkelung aus Blutanhäufungen im Unterleibe ableitete, von denen auch der braune Beleg der Zunge herkäme. Ich bekam nun Mittel dagegen, aber auch zugleich die Weisung, so bald es die Witterung erlaube, nach Kissingen zu gehen und das dortige Wasser zu trinken, was allein im Stande sei, meinen Zustand zu beseitigen.

Ehe ich nach Kissingen gehen konnte, nahm die Verdunkelung des linken Auges immerfort zu und bedeckte das ganze Auge, so daß ich mit demselben nichts mehr sehen konnte, und mich bloß mit dem von Natur schwachen rechten Auge behelfen mußte. Ich fühlte überhaupt eine Abnahme meiner Kräfte, und litt auch an einer Neigung zu anhaltenden Katarrhen, die mir von der Grippe zurückgeblieben war, und die sich bei jeder leichten Erkältung geltend machte. Ich hatte schon im vorigen Jahre die Erfahrung machen müssen, daß der mehrstündige Aufenthalt in den oft feuchten und kühlen Kirchen, welchen die jährlich von mir zu haltende Generalvisitation der Kirchen und Schulen mir unvermeidlich machte, mir nachtheilig wurde, und mir Anfälle von Fieber und Katarrhen zuzog, weil dabei Erkältungen, für die ich so sehr empfindlich geworden war, gar nicht zu vermeiden sind. Ich fühlte es, daß mein Körper die damit verbundene Strapaze nicht mehr würde ohne Nachtheil ertragen können, und bat daher den Herzog, mich von dem Halten der Generalvisitation für meine noch übrigen Lebenstage gnädigst zu dispensiren. Mit einer von mir sehr dankbar anerkannten Bereitwilligkeit hatte sich mein College, der Oberhofprediger Jacobi, erboten, die Generalvisitation an meiner Statt zu halten, und auch meine Stelle beim Kirchen- und Schulamte Gotha zu vertreten,

da die Leitung dieser Unterbehörde sich mit der Leitung des Oberconsistoriums nicht wohl vertrug. Ich bat daher zugleich um Entlassung vom Kirchen- und Schulamte Gotha auf so lange, als der Herzog nicht einen Präsidenten des Oberconsistoriums ernennen, und dessen Direction daher mir verbleiben würde. Mit der Milde und dem Wohlwollen, das dem Herzoge gegen alle seine Diener eigen war, wurde mir mein doppeltes Gesuch mit Belassung des davon abhängenden Diensteinkommens gewährt, und die Generalvisitation und die Direction des Kirchen- und Schulamts dem Oberhofprediger, gegen eine Remuneration aus der Hofkirche, übertragen. Ich erkannte aufs Dankbarste in der Bewilligung meiner Bitten eine große mir zu Theil gewordene Wohlthat.

Da mein jüngster Sohn, Horst, seine Studien beendigt hatte, und nach Ostern in Jena als Arzt promovirte, so reiste ich nach Ostern nach Jena, um die dortigen Aerzte wegen meines Auges zu Rathe zu ziehen und der Promotion beizuwohnen. Ich sprach darüber mit den beiden Professoren Stark und Haeser und beide stimmten dem Urtheile meines Hausarztes völlig bei, und riethen mir, in Kissingen Hülfe zu suchen.

Ich trat daher in Begleitung meines zweiten Sohnes Oscar die Reise nach Kissingen zu Ende des Monats Mai an, und trank dort vier Wochen lang die Quelle, die den Namen Ragotzy führt. Ich trank viel, 6 bis 8 Gläser, und das Wasser schien mir gut zu bekommen. Die Witterung aber war nur die ersten zehn Tage schön. Dann trat bis zu Ende meiner Kur Kälte und Regenwetter ein. Die Gesellschaft in Kissingen war nicht gering, und ich fand viele darunter, mit denen ich nähere Bekanntschaft anknüpfte. Doch war ich sehr froh, als ich Kissingen wieder verlassen

konnte. Ich nahm mir noch 50 Flaschen Ragotzy mit, um erforderlichen Falls die Kur zu Hause fortsetzen zu können.

Da ich am 14. October 1816 in Gotha als Generalsuperintendent installirt worden war, so trat in diesem Herbste 1841 mein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum als Generalsuperintendent ein. Ich hatte gegen Niemand davon gesprochen, und gar keine Veranlassung gegeben, diesen Tag bemerklich zu machen, weil ich von Jubiläen kein Freund bin. Doch die Freundschaft meines Collegen im Consistorio, des Oberhofpredigers Jacobi, hatte dafür gesorgt, daß der Eintritt dieses Jubeltags nicht verborgen blieb, sondern bekannt wurde. Alles war so heimlich geschehen, daß ich auf die Ehren, die mir wiederfuhren, ganz unvorbereitet war. Sie begannen am Abend des 13. Octobers, wo das Schullehrerseminar mir eine Abendmusik brachte. Am 14. Octbr. selbst wurde ich durch zahlreiche Beweise der Achtung und Liebe überrascht und erfreuet. Der Herr Geheimerath und Regierungspräsident von Stein erschien, gratulirte mir im Auftrage des Herrn Herzogs, und überreichte mir zugleich das Comthurkreuz II. Cl. vom Sächsischen Hausorden. Von der verwittweten Frau Herzogin von Gotha-Altenburg, meiner besonderen Gönnerin, erhielt ich eine schöne Tischuhr als Andenken an den heutigen Tag. Die Geistlichkeit des Landes erschien zahlreich, um mich zu beglückwünschen. Der älteste Superintendent, der ehrwürdige D. Jacobi von Waltershausen, hielt eine lateinische Anrede an mich, die ich ihm in gleicher Sprache beantwortete, und überreichte mir einen schönen silbernen Pokal und eine Denkschrift für diesen Zweck gedruckt. Die Schullehrer des Landes beehrten mich mit einem silbernen Armleuchter und einem Gedicht. Die Candidaten beschenkten mich mit einem Gedicht und einem Schreibzeuge von Silber mit passenden Inschriften auf Dintenfaß

und Feder. Die beiden Gymnasien überreichten ein Gedicht. Der Stadtrath erschien in corpore, mir Glück zu wünschen, und lud mich und meine ganze Familie zu einem Mittagsmahl ein. Von der Geistlichkeit Coburgs wurde ich durch das Geschenk zweier silbernen Leuchter, und von der deutsch-luth. Gemeinde zu Genf durch das zweier Gemälde, Parthieen von Genf darstellend, erfreut und überrascht. Die Engelhard'sche Druckerei überreichte mir eine schön gedruckte und wohl angeordnete Votivtafel [16]). Das Personal des Oberconsistoriums war früh zuerst bei mir zum Glückwunsch erschienen. Bei dem Mittagsessen, an dem die fremden Geistlichen und Schullehrer Antheil nahmen, wurden eine Menge theils witziger theils ernsthafter Toasts ausgebracht. Die Erwiederung derselben von meiner Seite, so wie das Antworten auf die vielen an diesem Tage gehaltenen Anreden hatte mich nicht ermüdet und ich war noch ganz munter, als mir Abends die beiden Gymnasien eine Musik mit Fackelzug brachten [17]).

Ohngeachtet ich aller Ehrenbezeigungen, deren Object meine Person ist, gern überhoben bin, so mußte ich doch die mir an diesem Tage zu Theil gewordenen Beweise von Theilnahme und Wohlwollen dankbar anerkennen.

Auf die Verbesserung meiner Gesundheit hatten diese Ehrenbezeigungen keinen Einfluß. Dazu kamen nun im Februar und März neue Anfälle von der Grippe, die mir anhaltenden Husten und Katarrh zuzogen. Mit dem Charfreitage mußte ich aufhören zu predigen. Der Husten ließ mich keine Nacht ordentlich schlafen und eine Luftröhrenschwindsucht schien auf dem Wege zu sein, gegen welche alle Mittel des Arztes nichts fruchteten. Da drang mein Arzt in mich, nach Bad-Ems zu gehen, um den Husten und Katarrh los zu werden.

8

Zu Johannis 1842 trat ich die Reise dahin mit meiner Frau an, und brauchte das Emser Wasser vier Wochen lang. Ueber das Bad selbst sage ich nichts; denn es ist bekannt genug. Seine Wirkung auf mich war wohlthätig.

Der Husten verlor sich allmählig und der Appetit verbesserte sich. Doch bekam ich auf dem Heimwege einen neuen Katarrh durch schnellen Temperaturwechsel. Bei erdrückender Hitze nämlich war ich von Frankfurt bis Gelnhausen gefahren und nun trat Nachmittags plötzlich kaltes Regenwetter ein, das mir, da ich noch vom Bade gegen Erkältung sehr empfindlich war, einen solchen Katarrh zuzog, daß ich den andern Morgen kein lautes Wort sprechen konnte.

Ich war daher nach meiner Heimkehr nichts weniger als gesund. Allmählig aber besserte sich doch mein Zustand. Ein Magenpflaster (das Klepperbein'sche), das ich Mitte September auf Magen und Unterleib legte, that mir sehr gute Dienste. Ich erholte mich, Appetit und Schlaf wurden gut, ich nahm wieder zu und konnte jetzt wieder zu predigen anfangen.

Ich brachte daher den Winter recht leidlich hin und konnte auch eine Schrift ausarbeiten und dem Drucke übergeben, nämlich die „Glaubenslehre nach Vernunft und Offenbarung für denkende Leser".

XI. Literarische Thätigkeit.

Nach diesem Umrisse meines äußerlichen Lebens ist es noch erforderlich, über meine literarische Thätigkeit in Gotha einige Nachrichten zu geben.

Ich habe schon vorhin bemerkt, daß ich die mir obliegenden Amtsarbeiten mit Leichtigkeit bewältigte und daher Zeit gewann, die theologischen Studien fortzusetzen und als Schriftsteller zu wirken. Meine Lebensordnung, so lange ich eine vollkommene Gesundheit genoß, war diese: von 6 bis 12 Uhr ununterbrochen in Arbeit, von 12 bis 1 Uhr ein Spaziergang, wenn das Wetter gut war, nach Tische wieder spazieren, dann arbeitete ich wieder von 3 bis 8 Uhr; im Sommer wurde von 3 bis 7 Uhr gearbeitet und dann spazieren gegangen, doch ging ich auch wöchentlich ohngefähr dreimal Abends in Gesellschaft, wo dann die Arbeit um 5 Uhr geschlossen wurde. Diese Lebensordnung wurde nun seit Anfang des Jahres 1840 dahin abgeändert, daß ich zur Schonung meiner Augen Abends bei Licht nicht mehr viel arbeitete und daher viel öfterer des Abends in Gesellschaft ging.

Dabei las ich sehr viel und benutzte dazu jeden freien Augenblick. Auch hatte ich mich gewöhnt, außerordentlich schnell zu lesen, ohne doch dadurch dem Verständniß Eintrag zu thun. Neben den theologischen Schriften las ich zu meiner Erholung auch viele geschichtliche, naturhistorische, geographische, astronomische Schriften und Aufsätze, und verfolgte mit dem lebhaftesten Interesse die reißenden Fortschritte, welche die Naturwissenschaften machten, wovon ich wenigstens die Resultate ziemlich kennen lernte. Das Studium der Na-

tur wirkte wesentlich auf meine theologischen Ansichten zurück, und ich erkannte endlich, daß alle Philosophie und Theologie zuletzt doch abhängig sei von der extensiven und intensiven Vollkommenheit unserer Anschauung der Welt und der Natur: ein für die Theologie, besonders für jede Theorie von Offenbarung höchst wichtiger Satz, den ich späterhin in einem Aufsatze in der allgemeinen Kirchenzeitung weiter ausführte, der aber eigentlich eines ganzen Buchs bedurfte. Es folgt nämlich daraus mit absoluter Nothwendigkeit, daß auch jede in der Zeit gegebene göttliche Offenbarung das Ideale nur nach der Weltanschauung des Zeitalters geben kann, und daher eine fortschreitende sein muß, ein Grundsatz, den ich in einer meiner neuesten Schriften („die Glaubenslehre nach Vernunft und Offenbarung", 1843) zuerst consequent durchgeführt und auf das Christenthum angewendet habe.

Zu meinen Amtspflichten gehört, daß ich wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht in der obersten Klasse des Gymnasiums vortrage. Als ich diesen Unterricht anfing, so sah ich bald ein, daß ich die Religion erst philosophisch begründen müsse, ehe der Glaube an eine geoffenbarte Religion im Gemüthe Wurzel fassen könne. Dieß führte mich zu einem erneuerten Studium der Philosophie und zu einem festen System in derselben, dessen Grundzüge, jedoch unvollkommen, in dem „Lehrbuch der Religion für Gymnasien" niedergelegt sind, das zuerst im Jahre 1824 herauskam.

Ich gewann nämlich die feste Ueberzeugung, daß die Differenz zwischen Subject und Object im Bewußtsein etwas Ursprüngliches sei, ja, daß alles Selbstbewußtsein nichts anderes sei, als die Unterscheidung des Ichs und Nichtichs, und daß es mit dieser Unterscheidung erst entstehe, mithin ein Fragen, woher es entstehe, nicht zulässig und nicht zu beantworten sei. Ich überzeugte mich ferner, daß unser Erkenntniß-

vermögen, sowohl die Sinnlichkeit als der Verstand und die Vernunft, ursprüngliche Formen habe, in denen es sich allein bewegen könne, daß diese Formen zwar subjectiv seien und an sich keine Nachweisung über den Gehalt der Objecte geben, daß sie aber an sich auch leer seien und ihre Anwendung durchaus und immer von einer Einwirkung der Objecte auf unser Erkenntnißvermögen bedingt werde. Auch diese Formen der Erkenntniß sind das Ursprünglich-Wahre, und eines Beweises, d. i. einer Ableitung aus höherer Wahrheit weder fähig noch bedürftig. Alle Formen der Erkenntniß haben gleiche Gewißheit und Wahrheit, und darum ist die Form der Vollkommenheit, welches die der Vernunft ist, und welche die Ideen gibt, eben so gewiß und wahr, als die Form der Sinnenerkenntniß und des Verstandes. Ueber diese ursprünglichen Wahrheiten hinaus, die unmittelbar gewiß sind, gibt es kein Wissen, sondern nur ein Phantasiren, und für blose Phantasie muß ich Schellings Gott und Hegels Weltgeist erkennen, und für einen bloßen Traum es halten, wenn Schelling die objective Welt durch einen Abfall vom Absoluten entstanden zu sein behauptet, oder Hegel sie für das Nichtige erklärt. An beiden Philosophieen war mir aber das höchst widerlich, daß sie ihre Philosopheme in die Worte und Sätze der Kirchendogmen von der Trinität, dem Gottmenschen, dem Sündenfall, der Erbsünde und Rechtfertigung einkleideten, was mir als eine unwürdige, ja selbst heuchlerische Taschenspielerei erschien. In Hinsicht des menschlichen Willens überzeugte ich mich, daß die alte, der Augustinischen Theorie von Erbsünde zu Grunde liegende Vorstellung, daß die Freiheit des Willens ein unmotivirtes Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösen, ein Wollen aus bloßem Wollen, eine ganz unwahre Vorstellung sei, und daß jede Handlung durch eine im Bewußtsein lebendige Vorstellung bestimmt werde. Die

moralische Kraft des Menschen besteht vielmehr darin, daß er auf alle Wahl verzichten und dem Sittengesetz, oder der Idee des Guten in der Vernunft folgen kann. Die Sünde hört dadurch auf, das zu sein, was sie bei Augustin und im Kirchensystem ist, nämlich etwas Selbstständiges, neben der Moralität im Reiche des Geistes Bleibendes, und wird vielmehr etwas Vorübergehendes, Verschwindendes, ein bloßer Durchgangspunkt zur Moralität oder eigentlichen Freiheit.

Ich erkannte dabei immer mehr, wie innig verbunden Philosophie und Theologie sind und wie unmöglich es ist, ein tüchtiger Theolog zu sein, wenn man nicht ernstliche philosophische Studien gemacht hat. Welchen Einfluß nun meine philosophischen Ansichten auf die Bildung meines theologischen Systems gehabt haben, das liegt in meinen Schriften vor, besonders in: „Die Glaubenslehre nach Vernunft" rc., und ich bemerke nur, daß mir die wiederholten Auflagen meines Handbuchs der Dogmatik die nothwendige Veranlassung wurden, mein theologisches System nach allen Seiten auszubilden.

Da ich in dem Handbuche der Dogmatik jedes Dogma auch nach der heil. Schrift prüfte, so nöthigte mich dieses auch zu fortgesetzten exegetischen Studien. Da ich dabei Schleußner's Lexikon und die Commentare über das neue Testament fleißig benutzte, so wurde mir bald fühlbar, wie schwankend und philologisch und grammatisch ungenau die zeitherige Auslegung noch sei, und wie das damalige Hauptwerk, Schleußners Lexikon nicht nur überhaupt, sondern gerade in den dogmatischen Artikeln an großer Unbestimmtheit leide und den Studirenden oft mehr verwirre, als zurechtweise. Ich faßte daher den Gedanken, ein neues Handlexikon des neuen Testaments auszuarbeiten und legte auch sogleich Hand ans Werk. Schleußner bildete die Grundlage. Ich hatte aber kaum einige Buchstaben gearbeitet, als

ich gewahr wurde, daß ich außer Winer's Grammatik des neuen Testaments noch andere Studien machen, und mich mit den ganzen Fortschritten, welche die rationale Grammatik und die Profanphilologie gemacht hatte, bekannt machen müsse. Da jedoch der Druck des Lexikons schon begonnen hatte (es erschien zuerst 1824 in zwei Bänden), so war es mir nicht möglich, alles nachzuholen, und mein Lexikon war in seiner ersten Gestalt noch viel zu abhängig von Schleußner und der Exegese der damaligen Periode. Nur erst in der zweiten und besonders in der dritten Auflage sind die Resultate der neuesten philosophischen Forschungen vollständig benutzt. Unter meinen Schriften für die gelehrte Theologie lege ich den meisten Werth auf mein Handbuch der Dogmatik und mein Lexikon des neuen Testaments.

Außer diesen gedenke ich noch einiger anderer. Im Jahre 1819 schrieb ich zur Beförderung der kirchlichen Union „Aphorismen", wegen welcher ich vom Königlich Preußischen Ministerium die große goldene Reformations-Jubelfest-Medaille zum Geschenk bekam. — Da ich oft kritische Untersuchungen über die Aechtheit der Johanneischen Schriften anstellte, die endlich zu dem Resultate führten, diese Schriften rührten nicht von Johannes dem Apostel her, so fertigte ich einen deutschen Aufsatz darüber, den ich in der „Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit", an der ich als Mitarbeiter eingetreten war, wollte abdrucken lassen. Da er nun aber zu groß geworden war, so wollte ich ihn lieber als eigene Schrift herausgeben, aber um der Laien willen nicht deutsch, sondern lateinisch. Ich beging die Unvorsichtigkeit, statt den Aufsatz von Neuem lateinisch zu arbeiten, ihn aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen und mir auch dazu nicht genug Zeit zu nehmen. Die Folge war, daß das Latein ziemlich fehlerhaft war, wozu noch, wegen meiner nicht

sehr deutlichen lateinischen Handschrift, eine bedeutende Anzahl Druckfehler kamen. Man stach mir dieß auf, und mit Recht. Ich hätte die Sache viel besser machen sollen und auch machen können, wenn ich mir dazu die gehörige Zeit genommen hätte. Die Arbeit erschien 1820 unter dem Titel: „Probabilia de Evangelii et Epistolarum Ioannis Apostoli indole et origine", und brachte eine große Aufregung unter den Theologen hervor. Es erschienen eine Menge Gegenschriften und Gegenbeweise in Recensionen, unter denen viele höchst bitter und leidenschaftlich waren. Ich antwortete Keinem und ließ dem Urtheile der gelehrten Welt freien Lauf. Doch trug diese Schrift dazu bei, daß, als einige Zeit darauf Tittmann in Dresden starb und der Stadtrath daselbst mich nach Dresden hatte vociren wollen, der Minister v. Einsiedel, bei dem ich als „der Johannisschänder" denunciirt worden war, meiner Wahl durchaus entgegen war.

Ueberhaupt hörte um diese Zeit die Periode ruhiger theologischer Forschung auf. Mit der Wiederherstellung der Jesuiten begann in der katholischen Kirche nicht nur, sondern auch in der protestantischen die noch jetzt fortdauernde Reaction zum Altkirchlichen. Die sogenannte „evangelische Kirchenzeitung" in Berlin wurde als Mittel der Reaction in der protestantischen Kirche eigens für diesen Zweck gestiftet, und sie wurde der Sammelplatz aller, welche sich der Reaction anschlossen. Mit welcher Sophistik, Heftigkeit, Bitterkeit und andern gehässigen Mitteln die evangelische Kirchenzeitung das Werk der Verfinsterung betrieben hat und noch betreibt, ist bekannt. Ihren ersten Anlauf zu gewaltthätiger Verfolgung machte sie bekanntlich gegen die Halle'schen Professoren Wegscheider und Gesenius.

Voll Unwillen über solche papistische Ketzermacherei schrieb ich das „Sendschreiben an einen Staatsmann", das diesem Be-

ginnen entgegentrat und, wie mir aus glaubwürdigem Munde versichert worden ist, damals wesentlich beigetragen hat, die Verfolgung der Verketzerten von Seiten des Staats zu hindern. Dafür verfolgte mich nun der Haß der in der evangelischen Kirchenzeitung vereinigten Partei, welche vorher von meinen Schriften keine Notiz genommen hatte. Nun war von mir in der evangelischen Kirchenzeitung oft die Rede, und immer zum Schlimmsten. Alles, was von mir erschien, wurde aufs Liebloseste durchgehechelt. Bald auch trat ein Schildknappe dieser Zeitung, der Professor Hahn, damals in Leipzig, jetzt in Breslau, auf und ließ ein besonderes Sendschreiben an mich drucken, in welchem er mich, so weit seine schwachen Kräfte reichten, nach Möglichkeit verketzerte und verläumdete. Ich empfing dieses Libell, als ich eben von einer schweren Krankheit, einer Entzündung der Milz, genas, und antwortete in der Schrift: „Ueber die Grundprincipien der evangelischen Kirche", die im Jahre 1832 erschien.

Noch verhaßter wurde ich dieser Partei dadurch, daß ich nach Zimmermanns Tode im Jahre 1832 an die Spitze der Redaction der allgemeinen Kirchenzeitung trat, und hier der Reaction zur alten Finsterniß entgegenarbeitete. Für diesen Zweck schrieb ich auch die Schrift: „Die Grundlage des evangelischen Pietismus oder die Lehren von Adam's Falle, der Erbsünde und dem Opfer Christi". Leipz. 1883. 8.

Nachdem die evangelische Kirchenzeitung mich fortwährend befehdet hatte, ohne daß ich sie einer Antwort würdigte, so ergoß sie endlich, nachdem im Frühjahre 1841 meine kleine Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwanges" erschienen war, ihre ganze Galle gegen mich in einem Aufsatze, der den Titel führte: „Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn D. Bretschneider, nachgewiesen aus seiner Schrift über die Unzulässigkeit des Symbolzwanges", und ließ die-

sen Aufsatz auch besonders abdrucken und verbreiten. Ich habe diesen verläumderischen und schändlichen Aufsatz in der allgemeinen Kirchenzeitung abgefertigt.

Eine literarische Arbeit von großem Umfange war das Corpus Reformatorum, von dem zuerst Melanchthon's Werke und namentlich dessen Briefe und Bedenken von mir herausgegeben wurden. Das Verdienst dieser Herausgabe kann nur von Denen begriffen werden, die Aehnliches versucht haben. Hätte ich die unendlichen Schwierigkeiten dieser Sache vorher gehörig gekannt, so würde ich sie nicht unternommen und, wäre ich nicht in einmal angefangenen Arbeiten so beharrlich, sie nicht vollendet haben [18]).

Außer meinen Schriften für eigentliche Theologen habe ich auch mehrere für das gebildete Publikum geschrieben, die sich eines bedeutenden Beifalls zu erfreuen gehabt haben. Die Zeitumstände gaben dazu die Veranlassung. Die arge Proselytenmacherei, welche in den Jahren 1822 ff. durch Jesuitenjünger in Deutschland und namentlich in Sachsen getrieben wurde, veranlaßten die Schrift: „Heinrich und Antonio oder die Proselyten der römischen und evangelischen Kirche", die zuerst im Jahre 1826, und in fünfter Auflage im Jahre 1843 erschien. Sie hatte die Absicht, die Protestanten in ihrem Glauben zu befestigen und sie gegen die Proselytenmacher zu rüsten. Sie ist in Nordamerika auch ins Englische, und in Genf ins Französische übersetzt worden. Ein Katholik, der Pater Handschuh, schrieb eine Gegenschrift.

In einer andern Schrift: „Die Theologie und die Revolution" (Leipzig 1835) entkräftete ich die Verläumdung, als ob die theologische Aufklärung die Ursache der politischen Revolutionen und eine Feindin des monarchischen Prinzips sei.

Die Unruhen wegen des Erzbischofs von Köln, Droste v. Vischering, gaben mir die Veranlassung zu der Schrift:

„Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe“, welche zu Anfang des Jahres 1839 erschien, und noch in demselben Jahre zum vierten Male aufgelegt wurde. Sie hatte die Absicht, nicht nur die Gefahren der gemischten Ehen für beide Theile zu schildern, sondern auch den ultramontanen Grundsätzen darüber zu begegnen und die Katholiken zu milderen und billigeren Urtheilen in dieser Sache zu bewegen. Je schneller sie sich verbreitete, je mehr sie gelesen wurde (der verstorbene König Friedrich Wilhelm von Preußen billigte sie so, daß er mehrere Hundert Exemplare vertheilen ließ), desto erbitterter waren darüber die Gegner. Nicht nur die evangelische Kirchenzeitung suchte sie mit ihrem Gifte zu besudeln, sondern es erschien auch eine bittere Schmähschrift dagegen („der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze rc.“), der ich in der vierten Auflage eine Antwort beifügte, und welche, wie mir gesagt worden ist, in dem Hause eines Ueberläufers von der evangelischen zur katholischen Kirche zu Dresden geschmiedet worden sein soll. Auf meine Antwort auf dieses Libell in der vierten Auflage des Freiherrn von Sandau kam, wahrscheinlich aus eben dieser Küche, eine neue Schmähschrift gegen mich, ein wunderliches Gebräu von Galle, gezwungenem Witz und Bosheit, die ich unbeantwortet gelassen habe.

Die Versuche, den Symbolzwang aufs Neue in der evangelischen Kirche geltend zu machen, gaben im Frühjahr 1841 die Veranlassung zu der Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwanges“, welche hier besonders aus der Beschaffenheit der symbolischen Bücher selbst nachgewiesen wurde. Damit hatte ich der evangelischen Kirchenzeitung ans Herz gegriffen, deren ganzes Streben ist, den Symbolzwang wieder einzuführen; daher das schon vorhin erwähnte verläumderische Libell gegen mich erschien.

Im Herbste 1841 erschien die Schrift gegen die Fröm-

melei unserer Zeit unter dem Namen „Clementine", welche den Haß jener Partei aufs Neue stacheln wird. In dieser Schrift werden die würdigen und unwürdigen Formen der Frömmelei dargestellt, und die wahre Pietät auf ihr rechtes Maaß zurückgeführt. Sie ist gewissermaßen das Bekenntniß meines Glaubens für das gebildete Publikum, und die Theorie über Unsterblichkeit, welche ich darin einem Arzt in den Mund gelegt habe, ist die meinige. Eine zweite Auflage dieser Schrift erfolgte bald.

„Die religiöse Glaubenslehre nach Vernunft und Offenbarung", die jetzt (Frühjahr 1843) gedruckt wird, soll eine Religionslehre für aufgeklärte und denkende Christen sein und zeigen, wie die christliche Religion in unserer Zeit aufzufassen ist, um mit den übrigen Wissenschaften in Frieden zu bleiben [19].

XII. Selbstschau.

Ich erlaube mir noch, etwas über meine Fähigkeiten und meinen Charakter beizufügen, damit man sehe, wie ich mich selbst erkannt und beurtheilt habe.

Die bei mir vorherrschende Geisteskraft ist der Verstand. Die Beschäftigungen, welche das Urtheil und Verständniß in Anspruch nehmen, waren mir immer die liebsten, und nichts machte mir mehr Vergnügen, als verworrene und verwickelte Dinge ins Klare setzen zu können. Vermöge dieser Eigenthümlichkeit eignete ich mich mehr zum gelehrten, als zum praktischen Theologen. Zwar fehlte es mir auch nicht an großer Lebendigkeit des Gefühls, daher auch nicht an Feuer

als Kanzelredner; aber doch immer hielt ich die Gefühle unter der Controle und Vormundschaft des Verstandes. Ich war somit zum rationalistischen, nicht zum mystischen Theologen geboren. Nichts ist mir jemals mehr zuwider gewesen, als unklares und unverständliches mystisches Gerede und Bücher, in denen Unklarheit, Verworrenheit und Inconsequenz der Gedanken gefunden wurde, legte ich bald bei Seite. Was ich nicht verstand, was sich nicht in deutliche Vorstellungen auflösen ließ, das konnte ich mir niemals aneignen, und daher waren und blieben mir wegen ihrer dialectischen Unbestimmtheit, ja Verworrenheit die Schriften und Philosopheme von Schelling und Hegel immer ungenießbar.

Das Gedächtniß war nur für Sachen gut, nicht für Worte und Zahlen und alle Dinge, die nicht in einem innern Zusammenhange stehen. Von diesen vergaß ich immer viel, wenn ich mir es auch noch so fest eingeprägt hatte. Als Sprachgelehrter leistete ich daher nie viel, weil ich immer zu leicht vergaß. Dagegen war es mir ganz leicht, eine wohlzusammenhängende Predigt zu memoriren, und ich bedurfte zum wörtlichen Einlernen meiner Predigten immer nur drei Stunden.

Meine Einbildungskraft ist mittelmäßig, wie auch die Gedichte zeigen, die ich gemacht habe. Mein Wille hat die erforderliche Kraft gehabt, und ich habe immer in mir den moralischen Muth gefunden, auch bedenkliche Maßregeln mit Entschlossenheit zu ergreifen und durchzuführen, sobald ich mich durch Gründe von ihrer Nothwendigkeit überzeugt hatte. Daher habe ich auch nichts liegen lassen, was ich einmal angefangen hatte, mochten auch die Schwierigkeiten noch so groß sein. Nur eine einzige gelehrte Arbeit habe ich liegen lassen, nämlich die Ausarbeitung einer Dogmengeschichte, aber nicht wegen ihrer Schwierigkeiten, sondern weil die Herausgabe

des Corpus Reformatorum dazwischen kam. Letztere darf ich vielmehr unbedenklich als Beweis meiner Beharrlichkeit ansehen, da so viele eine Sammlung von Melanchthons Briefen und Bedenken vor mir versucht haben, keiner aber die Arbeit durchgesetzt hat.

Von Natur bin ich gutmüthig, immer heiter gestimmt, zum Verzeihen geneigt, ohne Neid gegen Glückliche. Immer habe ich die Wahrheit geliebt und Betrug und Heuchelei verachtet und gehaßt, daher mir die frommen Gleißner eben so zuwider waren, als die frommkirchlichen Dogmen der Schellingianer und Hegelianer, die mir schon dadurch widrig wurden, daß sie Kirchendogmatik, ja das rechte Christenthum sein wollen, dem sie doch ins Angesicht widersprechen.

Das Fehlerhafte in meinem Charakter war zuerst eine große Reizbarkeit und Neigung zum Aufbrausen. Diesen Fehler habe ich glücklich besiegt; nicht so den zweiten, nämlich den Mangel an fester Ordnung in meinen Sachen. Wenn man dazu gewöhnt werden soll, so muß man schon in der Kindheit und im ersten Jünglingsalter dazu angehalten werden. Dieß war nun bei mir gar nicht der Fall. Ich sah zwar späterhin wohl ein, daß ich strengere Ordnung zu handhaben habe, und ich machte auch oft Versuche dazu, aber sie wurden nicht durchgeführt. Meine Ausgaben z. B. habe ich nie mit strenger Ordnung aufgeschrieben, die Briefe nicht leicht regelmäßig beantwortet, auf meinem Arbeitstische immer Papiere und Bücher liegen gehabt u. s. w. Ein vortreffliches Ortsgedächtniß ließ mich jedoch immer in dieser anscheinenden Verwirrung das Gesuchte leicht finden. Auch entstand diese Aufhäufung von Sachen und Papieren oft dadurch, daß ich bei einer Arbeit, die ich vorhatte, beharrlich blieb, bis sie zu Ende war, und alles Andere indessen zurücklegte, was darüber freilich oft zu kleinen Bergen anwuchs.

Als einen Fehler muß ich auch anerkennen, daß ich in meinen Ausgaben nicht immer sparsam genug war und manches ausgab, was ich erhalten konnte, und besonders in Trinkgeldern mehr gab, als nöthig gewesen wäre.

Auch bin ich immer ein ziemlich nachlässiger und saumseliger Correspondent gewesen, und habe daher viele Briefe, die ich wohl hätte beantworten sollen, unbeantwortet gelassen. Antwortete ich, so war die Antwort gewiß kurz und betraf bloß die Sache; denn witzige und geistreiche Briefe schreiben zu wollen erschien mir immer als Zeitverderbniß.

Zu meinen Fehlern gehört auch die Ungeduld. Gewohnt, selbst rasch und entschieden zu handeln, verlor ich leicht die Geduld mit Andern, die langsam und unentschlossen waren.

Trotz aller Mühe, mich selbst zu bezwingen, war es mir doch stets leicht abzumerken, wenn mir Jemand Langeweile machte. Dieselbe Raschheit war auch Ursache, daß ich mich selbst manchmal übereilte, bisweilen nicht vorsichtig genug überlegte und daher manches that, was ich späterhin zu bereuen Ursache hatte, z. B. den Ankauf des Völker'schen Gartens, wozu ich damals die Geldmittel nicht hatte.

Da bei mir die Urtheilskraft vorherrschend ist, so hatte mich die Natur eigentlich nicht zum Redner bestimmt. Im Anfange meines Predigtamtes, und noch in Gotha näherten sich meine Predigten zu sehr in der Form Abhandlungen, und nur erst in späteren Jahren lernte ich diesen Fehler vermeiden und wärmer und beredter sprechen. Doch blieb immer ein Haupterforderniß meiner homiletischen Arbeiten, wenn sie **mir** genügen sollten, daß die Gedanken Wahrheit und genauen Zusammenhang haben mußten. Ich habe von jeher alle meine Predigten ganz und wörtlich concipirt und memorirt, weil man nur dadurch sich vor dem Verfallen in Schwätzerei hüten und zum tüchtigen Redner bilden kann.

Ich erwarb mir aber bald auch die Fertigkeit, aus dem Stegreif zu sprechen, und meine Reden bei Visitationen, Präsentationen, Investituren sind größtentheils nicht aufgeschrieben, sondern frei gehalten worden. Sie geriethen, wenn ich gut disponirt war, meistens besser, als die aufgeschriebenen, aber nicht allemal. Beim Memoriren der Predigten, wo ich nur den ganzen Zusammenhang der Gedanken auffassen mußte, machte ich mir selbst die Censur meiner Arbeit. Oft änderte ich viel ab, versetzte selbst die Theile oder gab dem Vortrag eine andere Form, damit er oratorischer werde, ohne jedoch das Manuscript darnach zu corrigiren, was selten geschehen ist. Ich wünsche daher nicht, daß nach meinem Tode Predigten von mir möchten herausgegeben werden. Ich achte die meisten dazu für zu unvollkommen. Sollte ich länger leben und mein Gesicht es verstatten, so dürfte ich vielleicht selbst noch davon eine Auswahl machen.

Ich habe diese Denkwürdigkeiten aus meinem Leben aufgesetzt zunächst für meine Kinder. Hätte ich die Acten, Briefe und Documente dazu benutzen wollen, die sich in meiner Bibliothek befinden, so würde gar Vieles ausführlicher haben dargestellt werden können. Da mir aber meine Augen nicht erlauben, so viel zu lesen, so überlasse ich es meinen Kindern, aus diesen Literalien das Nähere zu entnehmen.

(Beendet den 5. September 1841.)

XIII. Lebensabend.

(Fortsetzung.)

Auf Anrathen meines Hausarztes, und besonders auf Anbringen meines jüngsten Sohnes Horst, zu dem ich als Arzt Vertrauen hatte, machte ich im Sommer 1843 eine zweite Reise nach Ems. Meine Frau begleitete mich und brauchte das Mineralwasser auch mit, mußte jedoch bald aufhören, da es ihr nicht bekam. Mir dagegen bekam Ems recht gut. Die Gefahr einer Luftröhrenschwindsucht war ganz beseitigt und ich erholte mich immermehr. Meine gute Frau aber erkrankte nach unserer Rückkehr so schwer, daß ihr Leben in Gefahr kam. Doch ging dieser schwere Krankheitsanfall glücklich vorüber, ihre Gesundheit aber blieb immer sehr wankend und machte mir viele Sorge.

Im Januar 1844 starb unerwartet der Herzog von Coburg-Gotha in Folge einer Erkältung auf der Jagd. In meinen Verhältnissen änderte dieses nichts; der junge Herzog wollte mir sehr wohl, dieß wußte ich und hatte dafür vielfache Beweise.

Ich hatte im Sommer angefangen, aus meinen Predigten eine Auswahl zu machen, und sie zu besonderen Andachten umzuarbeiten, wobei ihnen die steife Predigtform abgestreift wurde. Es entstand daraus ein Andachtsbuch, das in drei kleinen Bändchen zu Pfingsten des folgenden Jahres erschien; denn ein Unfall verzögerte die Ausarbeitung des dritten Bändchens.

Als ich nämlich am 12. December 1844 aus dem Local des Oberconsistoriums nach Hause ging, fiel ich, da Schnee

lag, der bei 13 Grad Kälte sehr glatt war, auf einer sehr abschüssigen Stelle des Schloßberges. Ich hatte zwar Filzsocken über die Stiefel, aber sie waren vom Schnee glatt geworden. Beim Fallen schlug sich das rechte Bein vor das linke, so daß dieses nicht gestreckt werden konnte und die ganze Wucht des Falles auf das untergeschlagene linke Bein kam. Ich fühlte sogleich, daß ich mir Schaden gethan hatte, und empfand heftigen Schmerz. Der linke Fuß war gegen den Oberschenkel zurückgeschlagen und ich mußte ihn mit den Händen mit Anwendung einiger Gewalt wieder gerade richten, worauf sich auch der Schmerz minderte. Als ich aber aufstehen wollte, und dazu das linke Bein krümmte, so schlug es sich wieder unter den Schenkel zurück. Da bei einem zweiten Versuch dieses wieder der Fall war, so sah ich ein, daß ich liegen bleiben müsse, bis jemand käme. Ich wickelte mich in meinen Mantel und harrte geduldig bei 13 Grad Kälte. Obgleich die Stelle, wo ich lag, etwas einsam war, so kam doch glücklicherweise bald ein auf die Arbeit gehender Mann, der mir aufhalf und von dem gestützt und gehalten ich mühsam und unter großen Schmerzen nach Hause hinkte. Es war gerade der Geburtstag meiner Schwiegertochter Eugenie, und meine Kinder waren zum Mittagessen bei mir versammelt. Es zeigte sich nun, daß von der Wucht des Falles ein Stück von der Scheibe des linken Knies an der oberen Seite abgerissen und dadurch die Verbindung der Kniescheibe mit dem Hauptmuskel des Oberschenkels unterbrochen war. Bei meiner Familie erregte dieser Unfall großen Schrecken. Ich aber war ruhig und verließ mich darauf, daß ich ganz unverdorbene Säfte hatte, und hoffte daher, die Natur werde den Schaden heilen. Ich erkannte freilich die Gefährlichkeit dieser Verletzung nicht genug, die mir erst im Laufe

der Kur offenbar wurde. Meine gute und gesunde Natur half sich, und bildete eine vollkommene feste Verbindung zwischen der Kniescheibe und dem abgerissenen Stücke, die eines Daumens breit von einander abstanden.

Auf meine Frage, wie lange ich würde liegen müssen, gaben mir die Aerzte im Anfang keine bestimmte Antwort. Da ich aber auf eine solche drang und versicherte, ich sei auf Alles mit großer Geduld gefaßt, so sagten sie mir endlich, ohngefähr am 7. Tage, daß ich im günstigsten Falle wenigstens 60 Tage, im ungünstigsten Falle aber auch wohl 90 Tage in der vorgeschriebenen Lage verharren müsse. Ich faßte mich in Geduld, ohngeachtet diese sonst meine Sache nicht ist, und habe sie auch in der Krankheit so behauptet, daß ich nie ungeduldig oder verzagt geworden bin. Und es gehörte Einiges dazu. Denn von der 3ten Nacht bis ohngefähr zur 46sten habe ich keine Nacht ordentlich schlafen können. Die Einförmigkeit der Lage und die Schmerzen am Knie weckten mich immer bald wieder auf, wenn ich auch eingeschlafen war. Ich war sehr glücklich, wenn ich einmal in der Nacht zwei Stunden lang ununterbrochen schlafen konnte. Nur erst in der letzten Woche wurde der Schlaf besser. Dazu kam, daß gleich in der ersten Zeit eine so starke Entzündung der Augen eintrat, daß ich auch durch diese viele Schmerzen litt. Wenn ich einmal aus dem Bette wollte, so mußte ich vorsichtig herausgehoben werden, und meine gute Frau trug besonders das verletzte Bein, damit es ja nicht aus seiner gestreckten Lage kam. Ich selbst konnte dieses Bein gar nicht bewegen, sondern mußte, wenn ich es nur ein wenig in eine andere Lage gebracht wissen wollte, jemanden zu Hülfe rufen. Da mir der Zustand meiner Augen das Lesen unmöglich machte, so hatte ich entsetzliche Langeweile, besonders die Nächte. Mein

Hauptzeitvertreib war, die 24 Stunden des Tags in kleine Bruchtheile zu zerfällen und alle Viertelstunden zu berechnen, wie viele Theile nun zurückgelegt seien und wie viele Tage ich noch bis zum 60sten habe; endlich, ohngefähr am 50sten Tage, kündigten mir die Aerzte an, daß das linke Bein nun nicht mehr erhöht zu liegen brauche, da die Verbindung der Kniescheibe und des abgerissenen Stückes völlig hergestellt sei. Das war mir eine große Erleichterung, denn ich mußte das linke Bein zwar noch immerfort in gestreckter Lage erhalten, aber ich konnte doch nun sitzen und mich daher auch bei Tage auf das Sopha bringen lassen. Es wurden zwei Krücken bestellt, um an ihnen das Gehen wieder zu lernen. Endlich am 57sten Tage, also nach Verfluß von acht Wochen, da ich große Sehnsucht hatte einmal aufrecht stehen zu dürfen, erlaubten mir die Aerzte einen Versuch dazu zu machen. Ich ließ mich nun aufrichten, denn mich selbst aufzurichten vermochte ich nicht, und mir die Krücken unter die Arme stellen, aber ich bekam Schwindel, mußte mich halten lassen und konnte nur einige Secunden stehen. Denn selbst mein gesundes Bein war so ungeschickt geworden, daß es mir den Dienst versagte. Doch entmuthigte mich dieses nicht. Durch fortgesetzte Uebung brachte ich es doch dahin, allein und ohne Stock wieder gehen und auch Treppen steigen zu lernen.

Während meines Krankenlagers wurde mir viele Theilnahme bewiesen, und ich bekam Trostbriefe, selbst von mehreren fremden, mir gänzlich unbekannten Personen des Auslandes. Der Herzog hatte die Gnade, mir am 2. Januar das Komthurkreuz erster Klasse seines Hausordens zu verleihen.— Auf meinen Gesundheitszustand hatte der Unfall nur insofern Einfluß, daß er die Schwäche des Gesichts und des Gehörs,

an der ich vorher litt, merklich vermehrte. Außerdem aber fühlte ich keine Nachtheile.

Das Jahr 1845 bot sonst nichts Merkwürdiges dar.

Im Jahre 1846 bedurfte ich gar keines mineralischen Brunnens, indem ich mich ziemlich wohl befand.

Im Sommer dieses Jahres sagte ich mich endlich von der Redaction der allgemeinen Kirchenzeitung gänzlich los und nahm in einem Abschiedsworte an die Leser unter dem 1. Julius Abschied, indem ich mich noch über die neuesten kirchlichen Zustände erklärte. Ich bekam hierauf im Herbst zwei Dankadressen, die eine von der Geistlichkeit in Nassau Usingen, die andere von der Geistlichkeit der Ephorie Rochlitz in Sachsen, und wurde mir außerdem von vielen Seiten her durch Privatbriefe Dank für die Führung des Redactionsgeschäftes ausgesprochen.

Der Vorsitz im Consistorio, den ich einige Jahre provisorisch geführt hatte, wurde mir im Sommer d. J. vom Herzog bleibend übertragen, der mich zum Präsidenten des Oberconsistoriums zu ernennen die Gnade hatte. Da sonst alle bürgerliche Chefs der Landescollegien nur den Titel Vice-Präsidenten bekommen, so erregte diese Ernennung, besonders bei einem gewissen Theile der Gesellschaft, der auf solche Titel ein Privilegium zu haben glaubt, einigen Neid.

Meine literarischen Arbeiten in diesen beiden Jahren waren zuerst eine Schrift über die Berliner Kirchenconferenz, die Bearbeitung der vierten Auflage meiner religiösen Glaubenslehre, und die Herausgabe meiner zerstreuten Aufsätze in Zeitschriften.

Mit dem Jahre 1846 schließen die Mittheilungen, welche Bretschneider über sein Leben selbst niedergeschrieben hat, und nur ein kurzer Zeitraum ist demnach zu ergänzen übrig.

Seit dem Herbste 1846 wurde das Sinken seiner Lebenskraft immer sichtlicher. Die Arbeit fing an, ihm beschwerlich zu werden, und mitunter klagte er sogar, daß länger anhaltendes scharfes Denken ihn anstrenge und ermüde. Seine Gesichtsschwäche nahm immer mehr zu, und erschwerte ihm Arbeit und Lectüre in hohem Grade. Bei Licht zu schreiben und zu lesen wurde ihm jetzt fast unmöglich. Er, der sonst nur wenig Schlaf bedurfte, fühlte ein sehr vermehrtes Bedürfniß nach Ruhe, so daß er selbst am Tage mehrmals, wenn auch nur auf Viertelstunden, im Schlafe Erholung suchte. Doch war seine Stimmung dabei sehr heiter, und nie hörte man von ihm eine Klage über die Gebrechen des Alters, vielmehr erkannte er stets mit Dank gegen Gott das ihm zu Theil gewordene Loos an. Wenn von jetzt an seine literarische Thätigkeit auch aufhörte, so versah er doch mit musterhafter Berufstreue seine Geschäfte als Präsident des Oberconsistoriums, wo er noch bis kurz vor seinem Tode die schwersten und verwickeltsten Nummern mit dem ihm eigenen Geschäftstact und Umsicht selbst bearbeitete, und war nach Kräften bemüht, auch als Prediger fortzuwirken. Er war hierin stets sehr gewissenhaft, so daß er bis zum Jahre 1839, mit wenigen Ausnahmen, regelmäßig alle vierzehn Tage, längstens alle drei Wochen predigte. Von 1839 an verhinderten ihn am Predigen oft plötzlich eintretende Heiserkeiten, so wie ein durch nichts zu beseitigender Hustenreiz ihm das Predigen sehr erschwerte. Er hatte dabei aber das seltene Glück, daß auch in seinem hohen Alter seine Kirchen stets *sehr* besucht waren.

Im Januar 1847 hatte er das Unglück, die linke Kniescheibe, durch einen Fall auf der Straße bei Glatteis, zum zweitenmale unterhalb des früheren geheilten Bruches, quer zu zerbrechen, und wurde dadurch abermals längere Zeit an das Bett gefesselt. Mit musterhafter Geduld ertrug er auch dieses Schmerzenslager, und namentlich die ihn quälende Langeweile. Allein unverkennbar war es auch, daß dieses zweite lange Krankenlager seine noch übrige Lebenskraft sehr consumirt hatte. Nachdem er den Sommer und Herbst 1847 leidlich zugebracht hatte, erkrankte er im December 1847 leicht an katarrhalischen Affectionen, die indessen bald beseitigt wurden, so daß es ihm möglich war, am Neujahrstage 1848 noch einmal, zum letztenmal, die Kanzel in der mit Andächtigen überfüllten Kirche zu St. Augustin zu besteigen. Mit früherer Kraft und Beredtsamkeit, aber auch mit Seherblick in die Zukunft, sowohl in Beziehung auf die ausbrechenden politischen Stürme, als in Beziehung auf seinen baldigen Hintritt von dieser Erde, sprach er über die Frage: Auf welche Macht nächst Gott müssen wir bei den bedenklichen Zerwürfnissen in der menschlichen Gesellschaft unsere Hoffnungen setzen [20])? — Die Wahrheit, welche doch endlich über allen Irrthum siegt, die Tugend, die nie gebrochen werden kann und über alle Böswilligkeit und Leidenschaft den Sieg davonträgt, und das Recht, das doch zuletzt alle Willkühr und Gewalt bewältigt, bezeichnete er als solche Hoffnungsanker. — Sonntag, den 16. Januar, kurz bevor er in die Kirche gehen wollte, um die Ordination seines innig geliebten Schwestersohnes, des jetzigen Diakonus Alfred Gilbert zu Herbsleben, zu halten, wurde er von einem unbestimmten Gefühl von Unwohlsein befallen, verrichtete aber dennoch diese geistliche Handlung. Sie war seine letzte Amtsverrichtung, dieser Gang sein

letzter Ausgang. Ohne eigentlich krank zu sein, fühlte er sich vom Sonntag an so schwach, daß er weder ausgehen, noch ausfahren mochte. Er schlief auch am Tage viel, mehr als sonst, der Appetit war gering. Doch war er auch stundenweise wieder recht munter und unterhielt sich mit Lebhaftigkeit; so noch namentlich am Vorabende seines Todes, wo er im Familienkreise heiter sich unterhielt und sogar mehrere Gedichte von Bürger mit Lebhaftigkeit deklamirte. Sonnabend, den 22. Januar 1848, Mittag ¼1 Uhr, machte plötzlich ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Nachdem er im Augenblick zuvor noch mit seiner Frau gesprochen hatte, und diese in das Nebenzimmer geht, um etwas zu holen, wird sie durch das Geräusch eines Falles in ihres Mannes Stube erschreckt. Er war vom Stuhle todt zur Erde gesunken.

Bretschneider war auf sein baldiges Ende gefaßt und sprach in der letzten Zeit seines Lebens oft vom Sterben; aber er sprach davon mit einer Ruhe und Freudigkeit, welche nur das Bewußtsein treulich erfüllter Pflicht verleiht. Schnell und sanft trennte ein gütiger Gott die Bande, welche seinen Geist noch an die gebrechliche Hülle fesselten.

Allgemein und aufrichtig war die Trauer, welche sich bei seinem Ableben in Stadt und Land aussprach; allgemein und in allen Ständen gab sich die ihm gezollte Achtung bei seinem Begräbniß kund.

Bei der angestellten Section der Leiche ergab sich, daß die beiden Lungen fast ganz unwegsam und wie verknöchert waren, so wie eine beinahe über das ganze Gehirn verbreitete Erweichung desselben nicht zu verkennen war.

Bretschneider war von mittlerer Größe, hager, aber von kräftiger Muskulatur, und bis zu seinem 62sten Lebensjahre befähigt, auch wirkliche körperliche Strapazen zu ertra-

gen. Sein Erscheinen hatte etwas Würdevolles, fern von aller Künstelei und Anmaßung. Er hatte stets eine bleiche Gesichtsfarbe und war ebenso im Gesicht sehr hager, und somit hatte seine Persönlichkeit im ersten Augenblicke durchaus nichts Auffallendes. Wenn man aber sein offenes, klares, bis in das höchste Alter lebendiges, tiefblaues Auge sah, da erkannte man auf den ersten Augenblick, daß man keinen gewöhnlichen Menschen vor sich hatte [21]). Aeußeren Prunk liebte er nicht und strebte nicht nach Ehrenbezeigungen und sonstigen Aeußerlichkeiten; doch erkannte er die ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen dankbar an, und wußte die sich darin aussprechende Gesinnung gebührend zu schätzen; und so gewährten ihm namentlich die ihm vom jetzt regierenden Herzoge von Coburg-Gotha erwiesenen außerordentlichen Beweise von Vertrauen und Anerkennung seiner Verdienste um so größere Freude, als er in Ihm einen bieder denkenden, ritterlichen Fürsten verehrte und ihm mit vollkommener Hingebung zugethan war.

Auf seinen Wunsch wurden seine sterblichen Ueberreste auf dem sogenannten alten Gottesacker, neben denen seiner ersten Gattin, Charlotte, in die Erde eingesenkt, und die Stätte, wo sie ruhen, nur mit einem einfachen Kreuz bezeichnet, welches auf der einen Seite seinen vollen Namen, auf der andern die Worte trägt:

„Das Andenken der Gerechten bleibet in Seegen.“

Bretschneider ist, wie dieß bei bedeutenden Persönlichkeiten stets der Fall sein wird, im Leben und im Tode oft verkannt, oft angefeindet und verfolgt, oft beneidet worden; wer ihn aber einigermaßen näher kannte, wird ihm das ehrende Zeugniß nicht versagen: er war ein Mann seltener Schärfe des Verstandes, von lebhaftem

Gefühl für alles Gute und Edle, ein getreuer Unterthan, ein thätiger und gewissenhafter Seelsorger und Beamter, ein warmer Freund, ein treuer Gatte, ein liebender Vater!

Friede sei seiner Asche!

Beilagen.

1.

Das Abiturientenzeugniß lautet wörtlich:

L. P. S. Fautricem in tribuendis ingenii dotibus naturam nactus est Iuvenis Humanissimus atque Ornatissmus

CAROLUS THEOPHILUS BRETSCHNEIDERUS,
Lichtenstein. Schoenbrg.,

quem utroque Parente orbatum Propinqui Honestissimi paterno amore ac fide prosecuti sunt, et ante hos fere quinque annos ad nos deductum ita in disciplinam nostram dederunt, ut, quibus artibus ac praeceptis ista aetas ad humanitatem et pietatem informari deberet, iis institueretur. Ex quo enim tempore scholam nostram frequentavit, eum et ingenii sui dotes magis magisque explicare, et non mediocri optimarum artium amore duci, non sine animi voluptate intelleximus. Atque sic factum est, ut et sanctioris doctrinae praecepta bene perciperet, et in linguis eruditis, latina, graeca et hebraica, itemque in musicis ceterisque quae pertinerunt ad humanitatem studiis eos faceret progressus, qui ipsi ad altiora cum fructu tractanda viam aperire possent. Ad quam studiorum rationem cum etiam probi mores, obsequium, pietas et modestia accesserint, Honestum hunc Iuvenem non solum bono vitae apud nos actae testimonio ornandum censuimus, verum etiam omnes eos, qui bonis ingeniis favent, ut ipsius inopiae ope, auctoritate, consilio et quibuscunque possint rebus, subveniant, etiam atque etiam rogamus. Deum autem Optimum Maximum, ut eum etiam in posterum favore suo complecti, studia eius fortunare, commodam ei valitudinem largiri, et propinquorum optimorum nostramque spem de eo conceptam ratam facere velit, religiose veneramur.

P. P. Chemnicii ipsis Non. Februar. A. R. S. MDCCXCIV.

M. IOANNES GOTTFRIED ROTHE,
Rector.

2.

Noch in den letzten Jahren seines Lebens erregte die Erinnerung an des Prälaten Burscher Wunderlichkeiten und wahrhaft naive Eitelkeit bei Bretschneider herzliches Lachen. Bekanntlich hatte der Rector der Universität Leipzig Fürstenrang, und es mußte demnach, wenn derselbe das Thor passirte, die Wache in das Gewehr treten und präsentiren. Das gewährte dem guten Burscher zur Zeit, wo er mit der Rectoratswürde begleitet war, stets eine besondere Befriedigung, namentlich aber dann, wenn er beim Passiren durch das Thor auf einen Bekannten stieß. Mit dem pflegte er sich dann lange zu unterhalten, um die seinem Amte erwiesene Ehrenbezeigung möglichst lange zu genießen, während die armen Thorsoldaten ihn wohl im Stillen weit wegwünschten, wenn sie vielleicht zehn Minuten lang mit präsentirtem Gewehr stehen mußten. Niemals gedachte jedoch Bretschneider Burscher's und seiner Eigenheiten, ohne sich über den übrigens biedern und milden Charakter desselben im Höchsten anerkennend auszusprechen.

In einem Tagebuche aus dem Jahre 1795 finden sich folgende charakteristische Anekdoten von Burscher, welche hier wörtlich Platz finden mögen:

D. Burscher docirte immer mit viel Figuren. Als er biblische Geographie privatim las und auf den babylonischen Thurm kam, so demonstrirte er auf dem Catheder weitläufig, wie der Thurm gebaut gewesen, und sagte, er müßte mit dem Münster zu Straßburg viel Aehnlichkeit gehabt haben. Endlich sprang er sogar vom Catheder herunter, trat vor seine Zuhörer hin und machte ihnen in seiner Hand vor, „wie der babylonische Thurm gebaut gewesen sein müßte." —

In einem andern Collegio sagte derselbe: „Meine Herren! Da ich zwanzig Jahre alt war, wußte ich in der Theologie noch nicht, wo ich zu Hause war, da hatte ich noch

Skrupel und fand noch viele nodos in der heiligen Schrift. Aber nun sind sie alle gelöst, nun bin ich fest! Ich weiß Alles! Die neuen Herren, die ich weiß nicht was Alles in der Bibel finden wollen — hm! hm! — zu denen spreche ich: Komm her, Herr Bruder, komm zu mir in die Schule, ich will Dir Alles so demonstriren, daß Du überzeugt werden mußt. — Ja, kann ich das denn auch? — Ja! denn ich weiß Alles, ich bin fest! Aber, werden mich meine hochzuverehrenden Herren fragen, woher weißt denn Du Alles? — Ich habe die Quellen alle studirt, die die hoch- und vielgelahrten Herren wohl gar nicht kennen. — Ja, werden mich meine hochzuverehrenden Herren fragen, warum schreibst Du denn nicht, und legst der Welt die Wahrheit vor Augen, daß sie glauben muß? — Ha! da gäben sie (die Neologen) mir eins ab, das hätt' ich davon, und mein Buch schmissen sie hin! Nein! da will ich's lieber meinen hochzuehrenden Herren hier im Zusammenhange vortragen, und ihnen den richtigen Gesichtspunkt zeigen. Hier hab' ich Ihnen auch die Quellen selbst mitgebracht, das sind aber noch lange nicht alle; denn wenn ich sie meinen hochzuehrenden Herren alle zeigen wollte, so müßte ich in diesem ganzen Auditorio Repositoria aussetzen lassen, und sie reichten doch noch nicht zu allen zu." — — Derselbe redete einstmals von den Schicksalen der Frommen und der Ketzer am Tage des jüngsten Gerichts: „Was wird denn der Herr Christus an jenem Tage die Socinianer fragen? — Er wird fragen: Glaubst Du, daß ich Gottes Sohn bin? — Nein! — Warum nicht? Hast du wohl die heilige Schrift gehabt? — Ja! aber ich habe sie nicht verstanden. — Nicht verstehen wollen, nicht verstehen wollen! Fort! fort mit dir in den Abgrund! — — Aber, werden meine hochzuehrenden Herren fragen, was wird der Herr Christus zu Dir sagen? — Er wird sagen: Du dahinten, mein treuer Knecht, Prälat Dr. Burscher, komm her, da, hierher, neben mir!"

— In dem Auditorio Burscher's würden die sogenannten „Füchse" gewöhnlich ausgetrommelt. Weil sich nun viele der neuen Ankömmlinge vor dieser Begrüßung fürchteten, so kamen immer sehr wenig Füchse zu Burscher. Er ließ daher einmal ins Auditorium sagen, wir möchten doch nicht trommeln, sondern lieber pfeifen, damit wir die Neuen nicht verscheuchten.

Als Dr. Degenkalb 1784 in Leipzig Doctor der Theologie wurde, so mußte er zuerst mit Burscher disputiren. Burscher war sehr ehrsüchtig und hielt viel auf seine Titel, die er auch stets und überall anbrachte. Burscher lobte in der Anrede Dr. Degenkalb außerordentlich, und wirklich über alle Gebühr, und mochte nun von diesem nicht weniger erwarten; allein dieser sagte, da er auf das Loben kam, nichts als: deberem quidem te laudare, sed non audeo; nam qui Burscherum laudare vult, ipse debet esse Burscherus. — Bei derselben Disputation war Prof. Funke Dekan der philosophischen Fakultät und mußte als solcher opponiren. Funke und Degenkalb waren sehr mit einander gespannt. Weil Funke in den Sprachen und anderen Wissenschaften äußerst schlecht beschlagen war und kaum griechisch lesen konnte, so ließ er sich von einem Prediger an der Neuen Kirche Einwürfe aufsetzen. Er hatte damals gerade seine natürliche Magia herausgegeben, und war damit in allen Zeitungen und Journalen erbärmlich mitgenommen worden. Beim Antrittscompliment sagte daher der Degenkalb: non timeo doctrinam tuam, non timeo sapientiam tuam, non timeo dexteritatem loquendi, non auctoritatem tuam. Sed, quid timeo? — magiam tuam naturalem!

3.

In welcher Achtung Bretschneider bei seinen Coetanen stand, und mit welch inniger Zuneigung ihm die-

selben zugethan waren, beweist folgendes Gedicht, welches die Nachbenannten demselben bei seinem Abgang von der Universität gedruckt und schön eingebunden überreichten:

Am Tage der Trennung von unserm geliebten
Bretschneider,
den 5. des Christmonats 1797.
(Leipzig, gedruckt bei Karl Tauchnitz.)

Aus dem Kreise Deiner Freunde,
Die der holden Freundschaft Hand
Mit der Liebe Rosenband
Innig, fest mit Dir vereinte,
Ruft des Schicksals Stimme Dich.

Sieh! sie schweigen, trauern, klagen,
Und der Cirkel ruft vereint:
Ach! zu früh, o Herzensfreund,
Muß die bittre Stunde schlagen,
Die Dich, Edler, von uns reißt!

Freund! bei unsern frohen Spielen,
Und bei unserm Rundgesang,
Werden wir es Jahre lang
Traurig rückerinnernd fühlen,
Daß Du nicht mehr bei uns bist.

In dem Kreis von jenen Freunden,
Die zur Bildung jeder Kraft,
Die für Kunst und Wissenschaft,
Bester! sich mit Dir vereinten,
Blickt man sehnsuchtsvoll Dir nach.

Doch — der Himmel ruft zum Scheiden!
„Und so gehe, Herzensfreund!"
Ruft der Cirkel allvereint.
„Seegen müsse Dich begleiten!"
Ruft Dir jeder Bruder nach.

Geh'! und wirk' in Deinem Stande
Mit des Helden Thätigkeit,
Mit des Weisen Redlichkeit!
Daß es keinen, der Dich kannte,
Dich gekannt zu haben, reut.

(Unterschrieben sind: Bartsch aus der Oberlausitz, Barth aus Markersbach, Bonitz aus Wittgendorf, Bräuniger aus Sorau, Clarus aus Coburg, Einsiedel aus Hof, Facilides aus Mitweyda, Förster aus Bautzen, Fritsche aus Einsiedel, Gerlach aus Drebach, Harder aus Nassau, Jahn aus Weißenborn, Kaspari I. u. II. aus Waldenburg, Klaus aus Korpizsch, Köhler aus dem Erzgebirge, Kreißig aus Chemnitz, Kruzsch aus Wünschendorf, Leßmüller aus Niederzwönitz, Mehner aus Dittersdorf, Neander aus Lengefeld, Oeßfeld aus Lößnitz, Rudolph aus Zschoppau, Schanze aus Chemnitz, Schneider aus Seifersbach, Stachemeier aus Rochlitz, Tzschirner aus Mitweyda, Wagner aus Lugau, Wahl aus Dresden, Winzer aus Chemnitz.)

4.

Die sämmtlichen Zeugnisse, welche Bretschneider bei seinem Abgange von der Universität erhielt, lauten durchaus günstig. Merkwürdig ist das, welches ihm der Prof. Keil ausstellte, wegen des Prognostikons, welches er dem jungen Candidaten stellt, da sich dasselbe an ihm vollständig bewahrheitet hat. Es mag hier in wortgetreuer Abschrift folgen:

Virum Humanissimum atque Praenobilissimum Carolum Theophilum Bretschneiderum, Gersdorfio-Schoenburgicum, scholas meas, cum publicas, tum privatas, easque vel tradendis librorum N. T. recte explicandorum praeceptis, vel interpretandis ipsis libris illis, vel exponendis fidei religionis nostrae capitibus, iisve examinando repetendis, vel definiendis atque constituendis Christianorum officiis, vel exercendae denique facultati ad populum e suggestu sacro dicendi destinatas, inde ab anno 1794 sedulo adiisse, eo lubentius equidem his literis testor, quo verius possum praedicare, eum mihi non modo in his lectionibus omnibus frequentandis assiduitatem et morum honestatem magnopere probasse, sed factos etiam a se in litteris theologicis progressus tales ostendisse, qui non vanam mihi spem iniicerent, fore, ut in illo, quod amplexus

est, litterarum genere utilissimus olim patriae sit futurus. Quam spem ut Deus T. O. M. ratam esse iubeat, ex animo precor. Scripsi Lipsiae, Calendis Decemb. A. C. MDCCXCVII.

D. Car. Aug. Theoph. Keil,
Theol. P. P. O.

5.

Es liegt eine große Reihe von Gedichten von Bretschneider aus früherer und späterer Zeit vor, welche unzweifelhaft beweisen, daß sein Dichtertalent kein gewöhnliches war. Vortrefflich waren aber namentlich seine Gelegenheitsgedichte, und dürfte er hierin wirklich Klassisches geleistet haben. Folgende Gedichte mögen als Beweis für das Gesagte dienen:

Bei dem Tode meiner zu früh verstorbenen theuren Schwester.

Ach, so bald schon, traute Schwester!
Ach so bald deckt dich das Grab? —
Jetzt schon bleichte Deine Wange? —
Jetzt schon sankst Du in die bange
Dunkle Todtengruft hinab? —

Schlug darum beim letzten Scheiden
Mir das Herz so ahndungsvoll?
Preßtest Du darum so lange
Mich an die beklommne bange
Brust von Trennungsschauern voll?

Wie der Gärtner seine schönste
Rose pflückt im Abendroth,
Wenn er von der Berge Spitzen
Sieht ein Ungewitter blitzen,
Das dem holden Liebling droht;

So nahm Dich der gute Vater,
Der Vollendung früh geweiht,
Aus der Erde Thränenleiden
Aus des Irrwahns Dunkelheiten
Zu des Himmels Seeligkeit.

Dort suchst Du die theuren Schatten,
Längst entflohn dem Erdenschmerz,
Sinkst mit stummen Wonneblicken
Mit des Wiedersehns Entzücken
Ihnen seelig an das Herz.

Auf der Stätte Deines Schlummers
Blüh' Ros' und Vergißmeinnicht!
Unsre Sehnsuchtsthränen fließen,
Bis wir dort Dich wieder küssen,
Wo kein Leid das Herz mehr bricht!

Trost für Thränen.

Laß die Sorgen, still das bange Weinen,
Heitre doch den trüben Wehmuthsblick,
Nie verwaschen tausend Thränen einen,
Einen einz'gen Schlag vom Mißgeschick.

Wird durch Kummer und durch Thränenklage,
Durch des Herzens banges Seufzen wohl
Dir gehoben auch die kleinste Plage
Und dein Loos von Leiden minder voll? —

Was geschehen, muß man doch vergessen,
Und vergangnes Leiden drückt nicht mehr;
Thorheit ist's, es noch einmal zu messen,
Thorheit, denn es wird uns doppelt schwer.

O laß doch der Hoffnung goldne Sonne
Dir die Thränen trocknen vom Gesicht,
Hoffe fest auf bessrer Zukunft Wonne,
Denn es wechseln Finsterniß und Licht.

Und, gesetzt, Du gingst mit Sorg' und Grämen
Auch den langen Lebenspfad hinab;
Nun wer kann dir dann die Ruhe nehmen,
Die des müden Pilgers harrt im Grab?

Wer den Frieden unter Edens Palmen,
Wo die Engel sanfte Kühlung wehn,
Wer die Wonne, wenn in Feuerpsalmen
Alle Geister zu dem Schöpfer flehn? —

Wer der Unschuld und der Treue Krone,
Die der Richter um das Haupt dir flicht?
Alle Leiden weichen diesem Lohne,
Alles Glück der Welt erreicht ihn nicht.

Dahin richte deine Kummerblicke!
Leiden schwinden bald wie Meeresschaum,
Lange Jahre schnell wie Augenblicke
Und das ganze Leben wie ein Traum!

Parodie auf Göthe's „Kennst du das Land ꝛc."

(Abgedruckt in Pölitz, Gesammtgebiet der deutschen Sprache. Lpzg. 1825. 8. Bd. III. S. 476.)

Siehst Du das Licht? das jenseits unbegrenzt
Aus tausend Welten auf uns niederglänzt,
In das der Nächte Finsterniß nie dringt,
Das rein und frei sich durch den Aether schwingt;
Siehst Du das Licht? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens banger Nacht uns fliehn!

Siehst Du das Blau? das jeden Stern umschließt,
Den Aether, der durch alle Welten fließt,
Der nie getrübt, von keinem Sturm bewegt,
Den Strahl des reinsten Lichtes trinkt und trägt;
Siehst Du das Blau? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Nebelluft uns fliehn!

Siehst du den Stern? der dort so hell uns glänzt,
Wo keine Nacht des Lebens Traum begrenzt,
Wo keines Truges Gaukellicht uns scheint,
Kein Donner rollt, kein liebend Auge weint;
Siehst du den Stern? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Thränenthal uns fliehn!

Den Hohen Neuvermählten, Seiner Durchlaucht Herrn **Ernst**, Herzog zu Sachsen ꝛc., Erbprinzen zu Sachsen-Coburg und Gotha, und Ihrer Hoheit Frauen **Alexandrinen**, Herzogin zu Sachsen ꝛc., geb. Großherzoglichen Prinzessin von Baden, am Tage Ihres Einzuges in die Residenzstadt Gotha, den 21. Januar 1842 in tiefster Verehrung gewidmet von dem Stadtrathe und der Bürgerschaft zu Gotha.

Was wogt das Volk die Straßen entlang?
Was verkündet der Glocken Geläute?
Wem schmücket die Stadt sich? wem tönt der Gesang?
Welch' fröhlicher Festtag ist heute? —
Der Erbe des Throns — er tritt in's Land,
Die junge Gemahlin an seiner Hand.

Es zog zu uns her die Nachtigall,
Es kam vom sonnigen Süden
Buntfarbig der Frühling, und überall
Bedeckte das Land sich mit Blüthen.
Viel lieblicher Gaben führt er uns zu,
Doch die lieblichste, die er uns brachte, bist Du.

Zieh' ein denn ins neue Heimathland,
Erhab'ne Frau, mit Vertrauen!
Du kannst auf die Treue von Stadt und Land
Mit fester Zuversicht bauen;
Denn wie auch die Ruhe der Länder geschwankt,
Die Treue von Gotha hat nimmer gewankt.

Doch nicht, wie der flüchtige Lenz enteilt,
Verehrteste, wendet die Schritte!
Bleibt lange und — wäre es möglich — so weilt
Für immer in unserer Mitte!
Belebet den Friedenstein auf's Neu!
Es soll Euch nicht fehlen die Liebe, die Treu!

Wohl baute der fromme Ernst das Schloß
Zum bleibenden Wohnsitz der Erben;
D'rum baut' er es fest und stattlich und groß,
Daß es nimmer möchte verderben;
Da blühte die Stadt in der Zeiten Lauf
Durch ihn zu herrlichem Wohlstand auf.

Doch einsam steht nun des Stammherrn Schloß;
Die fürstlichen Erben, sie wohnen,
Wie's das höhere Walten des Himmels beschloß,
Auf andern erhabenen Thronen.
Doch — was auch die Zeit uns genommen hat —
Der Segen des Frommen ruht noch auf der Stadt.

Der mög' auch, Verehrte, ohn' Unterlaß
Auf Euere Häupter sich senken,
Und Gott des Eheglücks reichlichstes Maaß
Bis zum spätesten Alter Euch schenken!
Euch, Neuvermählte, stets glücklich zu seh'n,
Ist die Gunst, die wir heiß vom Himmel erflehn.

Des schönsten Glückes entbehret der Thron,
Wenn der Zauber der Liebe ihm fehlet;
D'rum Heil Dir, erhabener Fürstensohn,
Daß Du nach dem Herzen gewählet;
Eine Deutsche, die Deinen Sinn versteht
Und mit Dir in einen Tempel geht.

Willkommen denn, hohes fürstliches Paar!
Euch schlagen die Herzen entgegen;
Es ströme der Himmel immerdar
Auf Euch den beglückendsten Segen!
Er lasse der Sächsischen Raute Grün
Durch Euch in frischen Zweigen erblüh'n!

Die bescheidene Gabe, die wir Euch weih'n,
Die fürstliche Tafel zu schmücken,

O möchte sie Euch willkommen sein!
Dies würde die Geber beglücken.
Doch fester, als dieses Gebilde der Kunst,
Ist unsere Treue, — sei Eure Gunst!

Außer den beiden letzten sind noch folgende Gedichte von Bretschneider gedruckt: 1) Ehrfurchtsvolle Huldigungen, der Durchlauchtigsten Herzogin und Frau, Frau Antoinette Friederike Auguste Marie Anne Hoheit, gnädigst regierenden Herzogin von Sachsen-Coburg und Gotha bei Höchst Ihrem festlichen Einzuge in die Herzogliche Residenzstadt Gotha am 31. Dec. 1832 dargebracht von der treuen Bürgerschaft zu Gotha. (Unbezweifelt ein sehr gelungenes Gelegenheitsgedicht.) 2) Die oben S. 100 angegebenen Lieder im neuen gothaischen Gesangbuche.

Eine besondere Gabe besaß Bretschneider in der Behandlung von Casualien, und dieß zu beweisen fand er in seiner langjährigen Amtsführung als Superintendent zu Annaberg und Generalsuperintendent zu Gotha vielfache Gelegenheit. Von den Casualien, welche ein allgemeineres Interesse bieten, führen wir Folgendes als Beleg hierfür an:

„Worte, gesprochen am Grabe des Durchlauchtigsten Herzogs **Friedrich** v. Sachsen Gotha und Altenburg den 17. Febr. 1825."

„Noch sind nicht volle drei Jahre verflossen, als wir, verehrte Anwesende, an dieser Stätte die irdische Hülle unseres unvergeßlichen Herzogs August der Erde, unserer gemeinsamen Mutter, zurückgaben, und schon ist das Grab wieder geöffnet, ein neues theures Opfer zu empfangen; schon stehen wir wieder an diesem Orte des Ernstes und der Trauer, um unserm geliebten Herzog Friedrich die letzte traurige Pflicht zu erweisen. — Eine traurige Pflicht ist es, die wir zu erfüllen haben! Das sagen uns die Gefühle un-

serer tiefbewegten Herzen, das sagen uns die Thränen, die bei der Nachricht von seinem Tode aus den Augen so vieler seiner treuen Unterthanen reichlich flossen. Und gerecht ist unsre Betrübniß. Wir verloren an ihm einen Fürsten von besonderer Güte des Herzens, der jedem, der sich ihm nahte, auch dem Geringsten, mit einem Wohlwollen begegnete, das jedes Herz zu ihm hinzog. In Friede ruhte während seiner Regierung das Land; eine weise Verwaltung ordnete manches Gute, und manche Wunden heilten still, welche uns die Stürme einer früheren Zeit geschlagen hatten. Zu früh, wenn auch nicht für den Rath der Vorsehung, doch zu früh für uns und unsre heißen Wünsche wurde er uns entrissen; und, — was unsern Schmerz vermehrt, — mit ihm erlosch ein Fürstenhaus, das mit Weisheit, Milde und Gerechtigkeit fast zwei Jahrhunderte über dieses Land geherrscht, und eine Reihe trefflicher Regenten aufgestellt hat, die als Väter ihres Volks, als weise Beschützer der Wissenschaft und Kunst, als Verehrer der Religion und als edle und ausgezeichnete Menschen unter den Fürsten Deutschlands mit Ruhm glänzten. Wer unter uns, indem wir hier versammelt stehen, erinnerte sich nicht mit den lebhaftesten Gefühlen der Liebe und Bewunderung der ausgezeichneten Herzoge Ernst und August, die auch hier ihre Ruhestätte fanden?

Aber, wie so anders sind die Fügungen der Vorsehung als die Gedanken der Menschen! Jener treffliche Herzog Ernst, dessen Namen alle, die ihn kannten, (und ihrer sind noch viele unter uns) mit Ehrfurcht nennen, — als er diese stille Insel zuerst zur Grabesstätte eines geliebten Kindes weihte, da hoffte er, da hoffte mit ihm sein Land, daß sein fürstlicher Stamm festgewurzelt stehe für Jahrhunderte; da ahndete er wohl nicht, daß dieser Stamm schon in seinen Söhnen erlöschen, und daß nach Verfluß einer nur kurzen Reihe von Jahren der letzte derselben kinderlos an seine Seite gebettet werden würde. — Staub ist der Mensch, auch der höchste, vor seinem Gott und Schöpfer! Träume

sind unsre Hoffnungen und Wünsche vor dem Rathe der unendlichen Macht und Weisheit! Vergänglich ist alles Irdische; unvergänglich nur Gottes Gesetz, das den Wechsel gebietet. Doch dieses Gesetz des Todes, es ist in Gottes weisheitsvollem Reiche ein Gesetz des Lebens; dieses Altern und Hinsterben, es ist die Bedingung einer ewig erneuten Jugend und Auferstehung. Und so unterwerfen wir uns dem Rathe der göttlichen Vorsehung, zwar mit Trauer, aber doch mit Fassung und Ergebung. Ihm selbst, dem geliebten Herrn, war der Tod, der uns betrübte, ein Engel des Friedens, der ihn aus der Dunkelheit des irdischen Lebens berief zum ungetrübten Lichte der Vollendung, der ihn von einer sterblichen Hülle befreite, die dem freien Wirken des unsterblichen Geistes nicht mehr zu dienen vermochte, der ihn in das stille Land des Friedens führte, zu dem seine Väter vor ihm eingegangen waren. — Wohl daher ihm, dem Vollendeten, daß er die Welt mit ihren Leiden und Mängeln überwunden hat! Friede aber, stiller Friede Gottes walte über den Staub seines irdischen Leibes, den wir derselben heiligen Erde anvertrauen, welche die Asche seines verehrten Vaters und seiner geliebten Brüder umschließt.

Von der Erde richten wir unsern Blick zum Himmel; von der Gegenwart auf die Zukunft. — Wir scheiden nicht von hinnen ohne das tiefe Gefühl des Dankes für alles Gute, das die göttliche Vorsehung uns und unserm Lande durch eine Reihe trefflicher Regenten unseres nun erloschenen Fürstenhauses erwiesen hat; scheiden nicht ohne das tröstende Bewußtseyn, daß es kein fremder, sondern ein nah verwandter Herrscherstamm ist, dem wir in Zukunft angehören, und in welchem die Tugenden, die wir an unsern Fürsten verehrten, als ein theures väterliches Erbe fortblühen werden.

So segne du, erhabener Beherrscher der Welt, segne die verehrten Fürsten, die du berufen hast, uns verwaisete in ihren schützenden Arm zu nehmen, und laß ihre Fürstenhäuser an Zahl ihrer Glieder und an innerer Kraft und

Tugend in reichster Fülle aufblühen! Walte gnädig und segnend über den verehrten Herzoginnen, Wittwen der Herzoge Ernst und August, und laß sie nach den Tagen der Trauer wieder viele Tage einer ungetrübten Freude sehen! Breite deinen mächtigen Schutz aus über diesen stillen Ruheplatz unserer Fürsten, und laß ihre heilige Asche, unentweiht von jedem Frevel, in Friede ruhen bis an das Ende der Tage, bis der Ruf deiner Allmacht auch sie mit allem irdischen Staube verklären wird zu einem höhern Daseyn."

Als im Jahre 1831 Gotha, Stadt und Land, durch das Ableben der von den Gothanern wahrhaft angebeteten Herzogin Louise, der Mutter unseres jetzt regierenden allverehrten Herzogs, in wahre tiefe Trauer versetzt waren, so war an dem Sonntag, an welchem die Abkündigung dieses Trauerfalles von der Kanzel in der St. Margarethenkirche erfolgen sollte, das Gotteshaus von Menschen fast überfüllt. Todtenstille herrschte nach Beendigung der von Bretschneider gehaltenen Predigt, als derselbe folgende von ihm verfaßte Abkündigung sprach:

Seelig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!

„Es hat dem Allmächtigen nach seinem heiligen Rathe gefallen, die Durchlauchtigste Herzogin und Frau, Frau Dorothea Louise Pauline Friedericke Auguste, geborne Prinzessin von S. Gotha und Altenburg, des in Gott ruhenden und in unserm dankbarsten Andenken fortlebenden Herrn Herzogs August von S. Gotha und Altenburg hinterlassene einzige Frau Tochter, am 30. August d. J. zu Paris nach langer und schmerzlicher Krankheit in ihrem 31. Lebensjahre von dieser Welt abzufordern.

Gottes Wege sind unerforschlich, aber weise und gütig. Sie führen zwar oft in tiefe Trauer, in harte Kämpfe, in bange Nächte; aber sie leiten uns auch durch Trauer zur Freude, durch Kampf zum Siege, durch Nacht zum Lichte. Auch Sie, die Verewigte, empfand in den Tagen ihrer kurzen irdischen Wallfahrt, daß der Mensch, wie hoch er

auch stehe im Leben, der Macht eines höhern Geschicks unterworfen ist, daß des Lebens Leiden eben sowohl in die Palläste der Herrscher einkehren, als in die Hütten der Niedrigsten, und daß der ewig weise Vater seine Kinder nicht nur durch Freude, sondern auch durch Schmerz zu sich zieht, und sie läutert für sein ewiges Reich.

Wohl Ihr! Sie ist, obgleich früh vollendet, doch eingegangen in die Heimath, die uns alle einst versammelt, die uns eine neue, nie alternde Jugend verleiht, und uns für immer entbindet von jedem schmerzlichen Wechsel der Erde.

Darum, obgleich unsere Seele voll Trauer ist, so faßt sie sich doch zur willigen Ergebung in Gottes heiligen Rath.

Wir erkennen es auch bei schmerzlichen Begegnissen, daß es wohl gethan ist, was du thust, du Vater voll Weisheit und Güte! Vertrauensvoll flehen wir zu dir: walte mit deinem allmächtigen Schutze über die theuern hoffnungsvollen Prinzen, die du uns durch die früh Vollendete schenktest, und lege ihnen die Lebensjahre mit ihren Freuden zu, welche du nach deinem unerforschlichen Rathe ihrer Frau Mutter versagtest. Nimm unsern theuersten Herzog und Landesherrn, seine geliebte Frau Mutter, sein ganzes Herzogliches Haus, nimm unsere geliebte verwitwete Frau Herzogin in deine gnädige Obhut, erhalte ihnen Leben und Gesundheit, beglücke ihre Tage und erfreue sie bis zum spätesten Alter mit deinem besten Seegen.

Uns allen aber hilf nach deiner Gnade, daß uns die Stunde des Todes, sie mag uns früh oder spät, sanft oder schmerzlich vollenden, wohl bereitet finde, im Glauben an dich und im Vertrauen an unsern Erlöser von dieser Erde zu scheiden, und einzugehen in das ewige Reich deiner Herrlichkeit, das du denen, die dich lieben, bereitet hast. Amen.

Sklavenketten sind der Erde Leiden;
Oefter, ach! zerreißt sie nur der Tod!
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Westhauch zu entblättern droht.

Gewiß werden sich noch viele Gothaner dieses Augenblickes mit tiefer Wehmuth, aber auch mit dem Gefühl voller Befriedigung erinnern; namentlich aber war der Eindruck, welchen der am Schluß gesprochene Vers aus Matthisson (Vollendung) hervorbrachte, ein tief erschütternder und doch unendlich befriedigender.

6.

Wie klar Bretschneider über die Anforderungen, welchen ein academischer Lehrer zu genügen hat, schon damals dachte, wie treffend er aber namentlich die Aufgabe, welche beim Vortrag der Philosophie auf Academien zu lösen ist, beim Antritt seiner academischen Laufbahn erfaßt hatte, wird die Eröffnungsrede seines ersten Collegiums über Philosophie beweisen, welche deshalb hier folgen soll (das einzige Handschriftliche, was sich von seiner Thätigkeit als academischer Lehrer unter seinen Papieren findet):

„Da es das erste Mal ist, daß ich die Ehre habe, in Ihrer Mitte zu sein und einen Vortrag über die Philosophie zu halten, so erlauben Sie mir, Ihnen erstlich meinen herzlichsten Dank für die Ehre Ihrer Gegenwart zu sagen, und dann Ihnen den Gesichtspunkt anzugeben, aus dem ich philosophische Vorlesungen betrachte, so wie die Art des Vortrags, die mir am zweckmäßigsten zu sein scheint. Die Absicht bei philosophischen Vorlesungen auf Academieen kann nicht sein, das ganze Gebiet der Philosophie so zu bearbeiten, daß der Zuhörer nun für sein ganzes Leben genug habe und mit dem gehörten Vortrage alle seine künftigen philosophischen Bedürfnisse bestreiten könne. Wie wäre es doch möglich, in dem kurzen Zeitraume der academischen Jahre, deren größter Theil noch überdieß anderen Wissenschaften gewidmet ist, zu denen sich nach der gewöhnlichen Meinung die Philosophie bloß als Hülfswissenschaft verhält, die verschiedenen philosophischen Systeme kennen zu lernen, gründlich zu prü-

fen oder selbst ein eigenes zu erbauen. Nur lange Jahre fortgesetztes Nachdenken kann uns hier zum Ziele führen, nicht aber einige hundert Lehrstunden auf der Academie. — Sie sehen daraus, welches der Zweck eines jeden academischen Vortrages über Philosophie sein kann und sein muß, nämlich kein anderer, als eine Anleitung zur Philosophie und zum Philosophiren zu geben. Glauben Sie aber nicht, daß dieß ein geringes und unbedeutendes Geschäft sei. Es gehört dazu Kenntniß der verschiedenen Versuche, welche der menschliche Verstand gemacht hat, die Aufgaben der Philosophie zu lösen; eine vollständige Erörterung der Grundbegriffe, auf denen die ganze Philosophie beruht, von denen sie ausgeht, und auf welche sie zurückkommt; und endlich eine Kenntniß der allgemeinen Denkgesetze der menschlichen Vernunft, sowie die Fähigkeit, Begriffe zu abstrahiren, zu entwickeln, zu verbinden und neue Schlüsse daraus abzuleiten. Für alle diese Bedürfnisse muß der academische Unterricht sorgen und den Zuhörer in den Stand setzen, die verschiedenen philosophischen Systeme erforschen, verstehen und beurtheilen zu können. Dieß ist auch der Plan, den ich mir vorgezeichnet habe, und Sie sehen ein, daß ich mich, um ihn auszuführen, nicht einzig darauf beschränken kann, Ihnen die Philosophie eines einzigen Systemes, sollte ich sie auch selbst für die wahre halten, vorzutragen, und die Systeme anderer Denker mit Stillschweigen zu übergehen. Dieses ist nach meiner Ansicht der verkehrte Vortrag der Philosophie auf Academieen. Uebereinstimmend mit meiner Ansicht hierüber und auf dieselbe Weise trug einst der würdige Herr Oberhofprediger Reinhard die Philosophie auf hiesiger Universität vor, nicht nur mit vielem Beifall, sondern auch mit dem größten Nutzen, wie seine vorzüglichen Schüler beweisen, die sich durch eigenes Nachdenken und Freiheit des Geistes von den Fesseln eines allein selig machenden Systemes auszeichnen. Ich werde also mit der Philosophie selbst die verschiedenen Meinungen der größten Denker neuerer Zeiten verbinden und ihre Behauptungen

vergleichen. — Was die Form dieser Vorlesungen anlangt, so werde ich auch da der Methode Reinhard's folgen und einzelne ganz kurze Sätze dictiren, welche die Hauptbegriffe, als den Faden, an welchem sich das Ganze hinspinnt, enthalten, die dann durch nähere Erläuterungen weiter erklärt und ausgeführt werden. Ich hätte allerdings ein Compendium zu Grunde legen können, da es so wenig an Compendien der Philosophie fehlt, daß wir vielmehr einen reichlichen Ueberfluß daran haben. Allein es hat seine ganz eigenen Schwierigkeiten, nach einem fremden Compendium zu lesen. Erstlich denkt man allemal das am Klarsten, Schärfsten und Bündigsten, was man selbst gedacht hat, und ist die Ideenreihe, die man sich selbst schuf, die deutlichste und die zusammenhängendste. Folglich wird man auch nur das selbst Gedachte, selbst Gearbeitete am Besten vorzutragen im Stande sein. Dann pflegen die Verfässer von Compendien Vieles nur anzudeuten, viel Mittel- und Nebenideen, welche ihnen, da sie schrieben, gegenwärtig waren, wegzulassen und auf den mündlichen Vortrag zu versparen. Diese Nebenideen aber aufzufinden und in den Vortrag mit zu verweben, ist ein Dritter durchaus nicht im Stande. Dadurch geschieht es denn, daß der Vortrag steif, trocken, und auch wohl unvollständig und unverständlich wird. Die Zeit aber, welche auf das Dictiren der Paragraphen verwendet werden wird, ist an und für sich gering, und ich werde auch durch Vermeidung unnöthiger Weitläufigkeiten und überflüssigen Polemisirens die wenigen Augenblicke, welche das Dictiren dem Vortrage selbst raubt, wieder zu gewinnen suchen; auch wird dadurch wieder Zeit gewonnen, daß die nachgeschriebenen Paragraphen manche Wiederholung, welche sonst unvermeidlich sein würde, unnöthig machen. Denn weder ein Compendium noch eigene Sätze bei philosophischen Vorlesungen zu Grunde zu legen, halte ich deßwegen für zweckwidrig, weil wohl nur wenige Zuhörer im Stande sein dürften, den Grundriß eines ganzen Collegiums, was in so viele einzelne

Stunden zerstreut ist, zu übersehen, und alle, oft subtile Bestimmungen der Begriffe gleich so fest zu halten, daß sie ihnen nie wieder dunkel werden; und selbst diese werden oft den Nutzen der Paragraphen fühlen, wenn ihnen einige Glieder des Zusammenhanges des Ganzen oder die Bestimmung einiger Begriffe dunkel geworden sein sollte."

7.

Diese selten gewordene, sehr gut geschriebene Schrift enthält vieles Beherzigenswerthe für die Jetztzeit, wo ja die politischen Verhältnisse, wenn auch mit anderen Modificationen, jeden, der es mit Deutschland ehrlich meint, auffordern, „das Interesse Deutschlands am preußischen Staat" fest in das Auge zu fassen. Ich lasse daher zuerst die Vorrede, und dann einige andere Stellen hier abdrucken.

Vorrede. „Die Menschenwelt ist kein Uhrwerk, eine Nation keine Maschine, sondern eine Gesellschaft freier Wesen. Nationen lassen sich daher nicht wie ein Uhrwerk stellen, nicht wie Maschinen richten, sondern durch Vorstellungen leiten. Wie man einzelne Menschen leitet und bestimmt, so auch Nationen. Wer die Natur des Menschen kennt, wer die Geschichte des menschlichen Geschlechts erforscht, der kann ein Wort über das Interesse der Völker mitsprechen. Denn gleich ist sich die menschliche Natur im Einzelnen wie in Massen. Politik ist daher nie ein Eigenthum der geheimnißvollen Staatsmänner, deren unphilosophische Berechnungen die Erfahrung so oft zu Schanden gemacht hat, weil sie die Menschen für Maschinen, die Nationen für ein Uhrwerk hielten, das sie nur mit dem alten Schlüssel aufziehen dürften, um es in die gehörige Thätigkeit zu setzen. An die Feder in diesem Werke, an den Geist dachten sie nicht, weil sie nur Politiker, nur Geschäftsmänner waren. Dieses entschuldige mich, daß ich über einen Gegenstand der Politik schrieb, ohngeachtet ich in keiner Residenz lebe und kein Staatsmann bin. — Das Gute schätzt der Vernünftige überall, er finde es diesseits oder jenseits der Berge; doch erkennt er die menschliche Gesellschaft

für die erste, für die seinige, die sich dem Ideal eines Staates vorzüglich nähert, und die großartige Entwickelung der Individuen ihrem Ziele näher führt. Ein solcher Staat ist sein Vaterland, er liege, wo er wolle! — Dieses ist der Grund, weswegen ich, ein Nicht-Preuße, dem preußischen Staate unter allen Reichen Teutschlands, unter allen Reichen Europa's, den Preis ertheile. — Daß das Gute sich auf Erden mehre, daß das Bessere erkannt werde, daß das Edlere bestehe, ist der Wunsch eines jeden gut denkenden Mannes, der die Menschheit nicht als einen in diesem Erdball wühlenden Maulwurf betrachtet, sondern als einen Schüler, der hier den Elementarunterricht für die Ewigkeit erlernen soll. Zu diesem Zwecke beizutragen, jenen Wunsch zu befördern, ist die Tendenz dieser Schrift. Den 14. August 1806."

S. 13 ff. heißt es: „Konnte es befremden, wenn mit dem teutschen Reiche, das schon längst innerlich todt war, als es noch einen Schein von Leben äußerlich behauptete, der teutsche Patriotismus in gleichem Grade erstarb? — Konnte eine Nation, von der der eine Theil in langen Kriegen dem andern seine religiöse und politische Freiheit zu rauben trachtete, ein gemeinschaftliches Interesse behalten? Konnten sich beide Theile als Brüder einer Familie lieben, sich in ihren Bedrängnissen einander beistehen, sich für einander aufopfern? Konnte der Norden Teutschlands, den der katholische Süden immer nur als einen geduldeten Ketzer, nicht als eingeborenen Bruder von gleichem Rechte betrachten und behandeln wollte, dadurch ermuntert werden, den stolzen Süden zu lieben, besonders da dieser die Religionsverwandten des Norden, die in seinem Schooße als ruhige Bürger lebten, drückte und mißhandelte? Konnten die Protestanten dieses für etwas Anderes halten, als für ein Verdammungsurtheil, das auch über sie ausgesprochen ward, und an dessen Vollziehung nur die Macht der Verdammten hinderte? Mußten sich die Herzen nicht immer weiter von einander entfernen, nicht ihr eigenes Interesse mehr lieben und für das einzige

halten lernen? — Spaltete sich schon dadurch der Patriotismus, der ohne Einheit nicht denkbar ist, in zwei Theile; so zerstückte ihn die Reichsverfassung in noch viel mehrere oder lösete ihn in Nichts auf. Jedes Land sah nur auf sich, auf seine Vorzüge, auf seine Bürger, und Unwissenheit und Parteigeist betrachteten den teutschen Nachbar oft nicht anders, als einen Ausländer. Bei dieser Verfassung war es dem edlen Geiste der Nation leicht, das höhere Interesse der Menschheit dem egoistischen des Bürgers vorzuziehen, und sich eine kosmopolitische Denkungsart anzueignen, die ihn das Besondere vergessen und das Allgemeine umfassen ließ. Keine Nation des jüngeren Europa's hat diesen Geist; keine verlor aber auch den Patriotismus in gleichem Grade. Das Besondere löset sich im Allgemeinen auf; wo dieses herrscht, muß jenes schweigen. Nur eine Zeit der Wunder, wie die jetzige, nur Stürme, die Teutschland so gewaltig erschütterten, wie ein Erdbeben; nur ein Strom von Leiden, der gleich wie ein Lavastrom des Vesuvs plötzlich und schrecklich verwüstet; nur ein so schrecklicher Einsturz des alten Gebäudes konnte die Bewohner Germaniens aus ihrer Lethargie erwecken, die Funken des Patriotismus zur wärmenden Flamme erheben, und durch Mitleiden Herzen vereinigen, welche alte Feindschaft, Cultur, Interesse und Politik von einander getrennt hatten. Aber dieser Zustand wird vorübergehen! Ein Patriotismus, der ganz Teutschland umfaßte, kann und wird nie die teutsch sprechenden Völker vereinigen. Denn was die Natur trennt, kann der Mensch nicht einigen! Wo soll ich dich denn suchen, edles teutsches Vaterland? Wo? wo lebt der treffliche Stamm der Germanen in Freiheit und Kraft? Lebst Du noch, teutsches Volk, oder versankst Du in dem Strome der Zeiten? — — Du lebst noch! Wohl uns! An den Ufern der Elbe, Oder und Weser blühst Du noch in ungeschwächter Kraft; in Einheit der Cultur und Aufklärung, in Einheit der politischen Bande und teutschen Sinnes! Und auch die Völker an den Ufern des Mains, des Neckars, der

Sohn sind deinem Geiste verwandt. Traue deiner Kraft, so stehest Du fest; bleibe dir selbst getreu, so bleibst du frei; behalte Einen Sinn, so bleibst du Ein Volk."

S. 66 ff.: „Der Süden Deutschlands steht zerrissen in zwei Interessen, in das österreichische und das französische, und diese Trennung wird durch die neue Föderativverfassung von Deutschland befestiget. Oesterreich hat, besonders seit dem Preßburger Frieden, aufgehört, sich zu einem Mittelpunct von Teutschland zu qualificiren. Seine teutschen Länder liegen in Südosten von dem Herzen Teutschlands entfernt, durch Baiern bewacht und von dem übrigen Teutschland getrennt. Es ist kein reinteutscher Staat; es hat keine teutschen Bundesgenossen. Es hat nicht das Vertrauen der übrigen teutschen Völker, theils weil es kein reinteutscher Staat ist, theils und vornämlich, weil es einige Jahrhunderte lang blutige Versuche machte, sich auf Kosten Teutschlands auszubreiten, und sich das Reich zu unterwerfen. Es kann endlich nie das Vertrauen der Protestanten besitzen, weil es seit der Reformation mehr als einmal ein williger Diener des römischen Hofes war, seine Armeen zur Unterjochung der Protestanten mehr als einmal bewaffnete, bis in die neuesten Zeiten herab die Protestanten in seinen Ländern als Stiefkinder behandelte, die Geistesbildung durch Censurzwang und andere ungerathene Mittel zu hemmen suchte, und selbst noch im siebenjährigen Kriege so schwach war, seinen General einen geweihten Huth und Degen gegen den ketzerischen großen Friedrich annehmen zu lassen. Oesterreich kann daher nie der Centralpunct für die Kräfte Teutschlands werden, wenn sich nicht die politischen Umstände ganz ändern und zugleich Oesterreich selbst ein liberaler Staat wird. — Könnte aber dieses wohl Baiern? — Weder seine Lage, noch seine Macht, noch seine Verbindungen erlauben dieses. Es ist viel zu abhängig von dem mächtigen Frankreich, seine Macht ist viel zu neu, viel zu wenig consolidirt, als daß man ein Vertrauen zu ihm haben könnte. Wie könnte überhaupt

ein Staat die Basis einer Nationalunabhängigkeit werden, der selbst noch fremder Hülfe zu seiner Existenz bedarf, der erst anfängt sich zu bilden, und den in Zukunft von seinem östlichen Nachbar noch harte Stürme treffen und ihn nöthigen können, seine Kräfte zu sparen, sie für seine eigene Existenz anzustrengen und in einer steten Hülfsbedürftigkeit gegen Frankreich zu bleiben. — Würtemberg und Baden aber sind zu ohnmächtig, als daß sie, selbst wenn ihre Herrscher die Talente eines Friedrich des Einzigen hätten, ein bedeutendes oder selbstständiges politisches Gewicht haben könnten. — Der Süden Teutschlands ist daher, wenigstens für ein Menschenalter, nicht zu vereinigen; hier kann kein teutscher Staat der Centralpunct der teutschen Kräfte werden; hier wird es noch lange Zeit wohl teutsche Völker, aber keine teutsche Nation geben. — Wir müssen also unsere Blicke nach dem Norden Teutschlands wenden, wo, wie oben gezeigt worden ist, noch allein eine teutsche Nation zu finden ist. Hier ist es nun gar keine Frage, wo der Centralpunct von Nordteutschland zu finden sei. Ein mächtiger, ächt teutscher Staat hat sich in seinem Schooße gebildet, der alle Eigenschaften hat, die ein Vereinigungspunct der teutschen Völker haben muß: — Preußen. Preußen ist ein rein teutscher Staat, und muß als solcher weit eher das Vertrauen der Teutschen gewinnen können als Oesterreich, dessen Heere kaum zum dritten Theil die teutsche Sprache sprechen. Denn wie könnte die teutsche Nation zu den Hungarn, Slavoniern, Croaten, Mähren ein hinlängliches Vertrauen haben? Welchen Antheil können diese Völker an dem Wohl und Wehe der teutschen Nation und der Protestanten insbesondere nehmen? Wie könnten sie die Teutschen je als ihre Brüder achten und behandeln? In ganz Teutschland ist es bekannt, daß man diese Völker selbst als Freunde mit scheuem Mißtrauen betrachtet, und es liegt in der Natur selbst, daß dieses so ist. Wie ganz anders ist es mit den Preußen? — Kaum der vierte Theil seiner Heere

wird die teutsche Sprache nicht verstehen, die Hauptmasse des Heeres sind Teutsche; sie betrachten und behandeln die Teutschen immer als ihre Brüder und Freunde, und gewinnen daher das Vertrauen der übrigen Teutschen leicht. Wem wäre es unbekannt, daß man im siebenjährigen Kriege in Sachsen die Preußen, ohnerachtet sie Feinde waren und das Land hart mitnahmen, lieber sah als die Oesterreicher? — Die Ursache davon lag gar nicht in dem Geiste der Oberbefehlshaber, sondern in dem Geiste und Betragen der Truppen. — Als teutscher Staat hat ferner Preußen mit Teutschland gleiche Interessen und gleiche Gefahren; Preußens Hauptmacht ruht auf seinen teutschen, oder teutschsprechenden Völkern; seine teutschen Staaten sind der Fond seiner Größe. Diese Staaten aber liegen im Norden Teutschlands theils zerstreut, theils näher beisammen; die Mark, Magdeburg, die niedersächsischen und westphälischen Besitzungen gränzen an andere teutsche Länder, die es von mächtigen Nachbarn trennen. Die Existenz dieser Nachbarn, so wie überhaupt die unabhängige Existenz der kleinern teutschen Staaten, die für Preußen nie gefährlich werden, aber ihm als Bundesgenossen viel nützen können, kann also Preußen nicht gleichgültig sein, und ist ihm nie gleichgültig gewesen, wie der teutsche Fürstenbund und der baierische Erbfolgekrieg beweisen. Auch war es dieses Interesse, welches Preußen bewog, in den neuesten Kriegen die Neutralität Nordteutschlands zu schützen. — Ferner ist Preußen einig in seinem Interesse. In seinem Diadem kämpfen nicht, wie im österreichischen, mehrere Kronen um Vorrang und Macht; von seinen Ländern kann sich keines bei einem Kriege isoliren, und als ein Staat für sich Unterhandlungen mit dem Feind anknüpfen, wie Ungarn im letzten Kriege that. Preußen hat kein Interesse im Auslande zu verfolgen; es führt keine Kriege gegen die Türken, keinen Krieg in Italien; seine teutschen Bundesgenossen haben nicht zu fürchten, daß sie ihr Blut in fremden Ländern versprützen müssen; und wenn es ja

mit Rußland oder Frankreich kämpfen müßte, so ist das ein Kampf um das Gleichgewicht in Europa und um teutsche Freiheit. Preußen ist einig in sich selbst; Gesetzgebung, Staatsverfassung, Regierung, alles ist sich gleich; nichts ist heterogen; alles wirkt als Einheit und folglich mit Kraft und Nachdruck. — Preußen ist endlich auch durch seine geographische Lage und durch seine Macht geschickt, der Centralpunct der nordteutschen Kräfte zu werden. Braunschweig, Mecklenburg, Anhalt, die Hansestädte, sind ganz, und Sachsen größtentheils von preußischen Staaten umschlossen. Die Fürsten dieser Länder können daher, höchstens Sachsen und Hessen ausgenommen, keinem fremden Interesse folgen, keine Verbindung für sich anknüpfen, sondern müssen sich fest an Preußen anschließen, weil sie nur in Harmonie mit dieser Macht auf dauerhaften Frieden rechnen können. Was nun aber die Staaten anbetrifft, die Preußen am ersten entbehren können, Hessen und Sachsen, so ist dieses bloß Täuschung, und das Interesse beider Staaten fordert die preußische Allianz."

S. 110 ff. „Aber woher die Erscheinung, daß die kleineren teutschen Staaten sich so ungern größern Reichen einverleiben lassen? — Sie sagen: wir leben mit dem größern Reiche verbunden nicht so glücklich; in dem kleinern Staat haben wir weniger Abgaben, keine Recrutirung, keine Kriegslasten. — Wohl, das ist wahr! — aber kurzsichtig, unverständig gesprochen. Denn was hat eure Freiheit, eure Unabhängigkeit bisher geschützt, wem hattet ihr es zu verdanken, daß ihr kein Militair hattet, daß folglich eure Fürsten mit weniger Abgaben sich begnügen konnten; wem verdankt ihr euren Frieden, eure Ruhe? — Den größern, den mächtigen Staaten, die Armeen hielten, die ihren Völkern mehr Abgaben auflegen mußten, die euch vertheidigten, für euch fochten, euch überall umschirmten. Ihr hattet bis jetzt (ein seltenes Beispiel!) euren Zweck, Sicherheit und Ruhe zu genießen, ohne die dazu nöthigen Mittel erreicht; ihr ließt an-

dere für euch sorgen. Diese Zeiten sind aber vorüber. Alles ist jetzt in gewaltiger Spannung, jeder Staat muß seine Kräfte entwickeln; das Ungeschickte, das Zweckwidrige kann nicht in dem Drange unserer Zeiten bestehen. Daran aber erkennt man den bequemen und gemächlichen Teutschen, welcher Charakter sich vorzüglich in den kleinen Fürstenthümern ausbildet, daß sie den Zweck wollen ohne die Mittel, daß sie Frieden und Sicherheit verlangen, ohne sie zu verdienen, daß sie, was nur die Frucht der Anstrengung ist, ohne alle Anstrengung und Gefahr, in aller Gemächlichkeit besitzen, daß sie alle Vortheile eines gesicherten Staates genießen wollen, ohne die Lasten desselben zu tragen, ohne das Geringste für diese Sicherheit zu thun. Welches Recht können wohl die Bewohner dieser Staaten haben, zu verlangen, daß größere, namentlich Preußen ohne Dank und ohne Zweck die Lasten gutwillig übernehmen soll, die ihren trägen Schultern zu schwer däuchten. — Ja die religiöse und politische Freiheit, die Sicherheit und Blüthe des Vaterlandes sind die größten Güter, die ein Staatsbürger wünschen kann! Aber alles Gute muß verdient, muß errungen werden. Soll das Glück der Völker dauerhaft sein, so müssen sie desselben durch Anstrengung würdig werden. Der Träge wird keinen Reichthum, der Bequeme keine Furchtbarkeit, der Feige keine Ehre erlangen. Der Mensch, wenn er wahrhaft genießen soll, muß sich an Entbehrungen, an Aufopferungen gewöhnen. Fern sei daher vom Norden Teutschlands die träge Ruhe, der unmännliche Sinn, der Hang zur Bequemlichkeit, die Scheu vor jeder Anstrengung. Möge er sich ganz zu einem Körper, zu einem Geiste vereinigen; möge jedes Glied dieses Körpers zur Erhaltung des Ganzen mit allen Kräften beitragen! Mögen es die Nordteutschen immer mehr erkennen, daß sie alle Brüder einer Familie sind; mögen sie es erkennen, daß Preußen der Centralpunct ihrer Kraft, die Basis ihrer Freiheit, ihrer Nationalcultur, ihrer theuer errungenen Religions-

freiheit ist. Mögen sie diesen Staat immer mehr achten lernen, immer williger werden, sein Interesse zu dem ihrigen zu machen. Möge der milde Geist der Popularität, der Aufklärung und der Liberalität nie von Preußens Scepter, Heldensinn und Tapferkeit nie von seinen Völkern weichen. Als die stolzen Römer zu Anfang der christlichen Zeitrechnung den südlichen Theil des heutigen Teutschlands besiegt hatten, waren die Germanen im Norden, die Völker an der Weser und Elbe noch frei, und sie erschlugen die römischen Legionen, die in Westphalen eindrangen. Auch jetzt wohnt die wahre teutsche Kraft noch an jenen Strömen; auch jetzt noch beseelt diese Völker Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande; auch jetzt noch würden sie jedem Feinde furchtbar sich in Einigkeit und Kraft erheben, und seine Angriffe blutig zurückweisen. Möge dieser altteutsche Geist nie von ihnen weichen!"

8.

Diese noch nicht gedruckte Predigt verdient wohl den Freunden und Verehrern Bretschneiders nicht vorenthalten zu werden und erscheint der Abdruck derselben um so unbedenklicher, als sie offenbar genau so von ihm gehalten worden ist, wie sie sich niedergeschrieben findet. Dabei hat sie noch das Interessante, daß sie die erste ist, welche er als Geistlicher hielt.

Probepredigt in Schneeberg.

(Dom. Oculi 1807.)

Laß sich Dein Wort zu Deiner Ehr', o Gott, bei uns ausbreiten!
Hilf, Jesu, daß uns Deine Lehr' erleuchten mag und leiten!
O heil'ger Geist, Dein göttlich Wort laß in uns wirken fort und fort
Vertrauen, Hoffnung, Glauben.

„Obgleich die ersten Bekenner des Christenthums, besonders in dem Zeitalter der Apostel, die christliche Religion als das köstlichste Geschenk des Himmels liebten, ihr als der treuesten Führerin im Leben, als der wohlthätigsten Trösterin im Tode fest anhingen, und jedes irdische Glück, ja selbst das Leben mit

freudigem Muthe für sie aufopferten; so finden wir demohnerachtet, daß die Apostel ihre Leser fleißig ermahnen, an dem göttlichen Worte, das Jesus lehrte, fest zu halten und in dem Glauben beständig zu sein. Zu diesen Vermahnungen gehört unter andern auch die, welche wir Coloss. 3, 16. finden: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit, lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in euern Herzen." Es läßt sich erwarten, daß die Apostel wichtige Ursachen hatten, diese Ermahnungen so oft bei Lesern zu wiederholen, die ohnehin schon eifrig in ihrem Christenthum waren. Der Grund davon lag in der Wichtigkeit der Sache selbst, weil nämlich, wie Paulus Röm. 1, 16. sagt, das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, weil, wie Jesus in dem heutigen Evangelium versichert, alle die selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren, und weil Jesus Joh. 8, 51. verheißt: so Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Das Glück also, das aus dem göttlichen Wort entspringt, war die Ursache, weswegen sie so oft zum Glauben und Gehorsam gegen dasselbe ermahnen. Und können wir wohl etwas Anderes von dem göttlichen Wort erwarten? Muß nicht das, was Gott uns schenkt, höchst beglückend sein? Von ihm herab kommt ja jede gute und vollkommene Gabe, er ist ja, wie uns Johannes versichert, die Liebe selbst, und will, daß allen Menschen geholfen werde. Wird nicht daher auch sein Wort, oder die uns von ihm geoffenbarten Lehren für uns höchst heilsam, und zu unsrer Glückseligkeit nothwendig sein? — O gewiß, meine Zuhörer, wenn wir auch keine anderen Beweise dafür hätten, so können wir nicht daran zweifeln, wenn wir nur auf die merkwürdigen Anstalten sehen, durch welche uns Gott sein Wort bekannt machen und erhalten ließ. Schon zu den Urvätern der Welt sprach sein Mund, und verkündigte ihnen, er sei der allmächtige Gott, und er wolle, daß man fromm vor ihm wandle. Schon in den frühesten Zeiten wählte er sich ein Volk aus, bei dem die wahre Kenntniß und Verehrung des wahren Gottes blühen und der Welt mitgetheilt werden sollte.

Schon vor mehr als tausend Jahren erleuchtete sein heiliger Geist die Seelen der heiligen Propheten, daß sie die Zukunft des Erlösers der Welt, und der neuen Religion verkündigten. Und endlich kam der eingeborne Sohn Gottes von dem Throne seines ewigen Vaters herab und ward ein Mensch, um gleich einem guten Hirten durch seine Lehre das menschliche Geschlecht zu der Ruhe des ewigen Lebens zu führen. — Gewiß, meine Freunde, sind diese Anstalten, die Gott zur Bekanntmachung und Ausbreitung seines Wortes traf, höchst merkwürdig; doch eben so merkwürdig ist es auch, daß Gott die Schriften, in denen sein Wort aufgezeichnet ist, so viele Jahrtausende vor dem Untergang bewahrte, ob man gleich hätte meinen sollen, daß die Schriften des A. T. bei der mehrmaligen Zerstörung des jüdischen Staates und Tempels, und die Bücher des N. T. durch die Wuth der heidnischen Verfolger hätten verloren gehen müssen, da diese die heiligen Schriften der Christen überall aufsuchten und verbrannten. Aber Gottes Vorsehung wachte, und erhielt sie, und Gott gab uns auch dadurch einen Beweis, daß es sein Wille sei, daß sein geoffenbartes Wort auf alle Zeitalter forterben und, so lange diese Erde bestehen wird, die Menschen beglücken sollte. — Dieses göttliche Wort muß uns also ohnstreitig höchst wichtig und, weil es Gottes Vorsehung so kräftig schützte, zu unsrem Heil unentbehrlich sein; denn was der Vater der Menschen, was die ewige Güte so sorgfältig pflegt und nährt, trägt gewiß für die Menschheit die seeligsten Früchte. Doch es verdient einer genauen Untersuchung, was wir an Gottes Wort für einen reichen Quell der Glückseligkeit haben. Lasset uns daher darüber weiter nachdenken.

Text: Evangel. Luk. 11, 14—28.

Ein Weib, Zeugin von einer Wunderthat Jesu, und mächtig ergriffen von der göttlichen Macht des Erlösers, pries sie mit lauter Stimme die Mutter Jesu selig, daß sie der Welt einen so außerordentlichen Wohlthäter geschenkt habe. Der Heiland, der jede Gelegenheit benutzte, um zu belehren, machte dieses Weib und die Umstehenden darauf aufmerksam, daß die wohlthätigen Heilungen, die er verrichte, das Geringste wären, was er den Menschen gewähre; daß er auch ihre Seelen heilen

wolle, und daß alle, die das durch ihn verkündigte Wort Gottes annehmen und befolgen würden, selig werden sollten. Selig, ruft er aus, selig sind die Gottes Wort hören und bewahren. Diese tröstliche Verheißung, diese wichtige Wahrheit ist der vorgeschriebene Hauptsatz unsrer heutigen Betrachtung, nämlich:

Die Glückseligkeit derjenigen, die Gottes Wort gerne hören und bewahren.

Es sind vorzüglich zwei Fragen, die hier unsre Aufmerksamkeit erfordern: 1) wie entspringt unsre Glückseligkeit aus dem göttlichen Worte, und 2) wie ist diese Glückseligkeit beschaffen? — Ehe ich aber zur Beantwortung dieser Fragen fortgehe, muß ich die Worte des Hauptsatzes selbst erst kürzlich erläutern.

Der Ausdruck Wort Gottes wird zwar in der Schrift oft von einem göttlichen Befehl, oft von einer göttlichen Verheißung oder Drohung, oft auch von einer Weissagung gebraucht; wir nehmen ihn aber hier in der gewöhnlichen Bedeutung, wo er die von Gott bekannt gemachte Religion, insbesondere die Lehre Jesu bezeichnet, welche von Jesu selbst das Wort des Vaters genannt wird, wie z. B. wenn er Joh. 14, 24. sagt: das Wort, das ihr höret, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Dieses göttliche Wort hören, kann nun nichts Anders bezeichnen, als dasselbe immer sorgfältiger kennen lernen, und ihm von Herzen Glauben beimessen; es aber bewahren, dieses göttliche Wort, was könnte dieses sonst anzeigen, als demselben getreu bleiben, und es zur einzigen Richtschnur des Lebens machen. Die Gottes Wort gerne hören und bewahren, sind also wahre Christen, die gegen ihre göttliche Religion einen festen Glauben und einen treuen Gehorsam zeigen. Diese sollen durch das göttliche Wort glückselig werden. — Ich darf euch nicht daran erinnern, andächtige Zuhörer, daß die Erfüllung unsrer Wünsche, der Genuß des Vergnügens, die Erwerbung von Macht, Reichthum oder Ehre, nicht Glückseligkeit, sondern Glück genannt wird, und daß man unter Glückseligkeit nie äußeres Glück, sondern Seligkeit versteht, oder jenen beneidenswerthen Zustand der Seele, welcher durch ein kindliches Vertrauen auf Gott, einen freudigen Muth in Leben und

Sterben und durch das selige Bewußtsein eines reinen Herzens entsteht. Diese Seligkeit

schenkt das Wort Gottes allen denen, die dasselbe gerne hören und getreu bewahren; denn es überzeugt sie von den beglückendsten Wahrheiten, es reizet sie zur reinsten Tugend, es tröstet sie mit den wichtigsten Verheißungen. Dieses ist das erste, was eine genauere Untersuchung verlangt.

a) Beglückende Wahrheiten sind es, von denen uns das göttliche Wort überzeugt; ich darf sie nur nennen, und ihr werdet sogleich einsehen, daß es ohne dieselben keine Glückseligkeit der Seele geben kann. Daß ein ewiger Gott, voll Liebe und Weisheit, der Schöpfer und Herr der Welt sei, daß er seine Welt nach einem ewigen, eben so weisen als gütigen Plane regiere, daß alle Erfolge in der Welt unter seiner Leitung stehen; daß er insbesondere dem Menschengeschlecht eine Bestimmung der Heiligkeit gab; daß wir nach diesem Leben in die Gefilde der Unsterblichkeit übergehen, an Kenntniß und Tugend wachsen, und mit dem großen Reiche Gottes in nähere Verbindung kommen sollen, daß uns Gott die Unvollkommenheit unsrer Tugend um Jesu willen verzeihen, und uns demohnerachtet an der Vollkommenheit und Freude einer neuen Welt Theil nehmen lassen will; — daß alles dieses das Wort Gottes überzeugend lehre, wer wird das bezweifeln? Beinah jedes Blatt der h. Schrift predigt eine dieser Wahrheiten.

Zwar ist es nicht zu läugnen, daß auch schon die Vernunft uns in einem gewissen Grade von jenen Wahrheiten überzeugen kann; allein blicket zurück, m. Fr., in die Zeiten, wo das Wort Gottes die Völker noch nicht erleuchtete! Hat wohl je eine Nation des ganzen Alterthums den Ewigen und Unsichtbaren richtig erkannt; waren sie nicht alle, selbst die erleuchtetsten, der Abgötterei ergeben; waren nicht selbst die Vorstellungen ihrer Weisen von Gott mit vielen Irrthümern vermischt? Glaubten sie nicht beinahe alle an ein blindes Schicksal, dessen eiserner Nothwendigkeit alle Erfolge in der Welt, ja selbst die Götter unterworfen wären? Hatte je einer von ihnen einen würdigen Begriff von der Vergebung der Sünden und suchten sie nicht Gott

durch ihre Opfer, wie Menschen ihre Richter durch Geschenke, zu bestechen? Hatten sie je eine wahre und würdige Vorstellung von dem Leben nach dem Tode, besonders von dem, dem Menschengeschlecht für Ewigkeiten vorgesteckten Ziele der Tugend? Hat nicht die Erkenntniß der Vernunft von jenen Wahrheiten gewöhnlich die doppelte Unvollkommenheit, daß sie theils nie rein von Irrthümern, theils selten überzeugend genug ist, um nicht durch viele Zweifel geschwächt und erschüttert zu werden? — Und doch ist der Glaube an jene Wahrheiten, der feste unerschütterliche Glaube an sie, die nothwendige Bedingung unsres geistigen Lebens und der Ruhe unsrer Seele. Ich müßte euch verkennen, andächtige Zuhörer, wenn ich euch dieses erst noch beweisen wollte. Denn welches vernünftige Wesen könnte sich in einer Welt ohne Gott, ohne Vorsehung, ohne Unsterblichkeit, in einer Welt, wo der Zufall erniedrigte und erhöhte, und Tugend und Glück durch die Tyrannei eines vernunftlosen Mechanismus in den Staub getreten würde, — wer könnte sich in einer solchen Welt glücklich, zufrieden und getrost fühlen? Welcher gewissenhafte Mensch könnte bei dem Gefühl seiner strafwürdigen Unvollkommenheiten getrost an die vergeltende Gerechtigkeit jenseit des Grabes denken? — O gewiß! das Wort Gottes lehrt uns solche Wahrheiten, ohne welche die menschliche Glückseligkeit nicht bestehen kann. Doch dieses ist nicht das Einzige, wodurch es unsre Glückseligkeit begründet.

b) es reizt uns auch ferner zur reinsten Tugend, ohne welche es für vernünftige Wesen kein wahres Glück giebt. Denn lehrt uns nicht das göttliche Wort die Natur der Sünde und unsre moralische Schwäche kennen und bringt uns dadurch zur Erkenntniß unsrer Strafwürdigkeit, welche die erste Bedingung der moralischen Besserung ist? Verheißt uns nicht dieses Wort den Beistand des göttlichen Geistes, und erfüllt uns bei dem Gefühl unsrer Schwäche mit freudigem Muthe, das Werk der Besserung zu beginnen? enthält es nicht die rührendsten Ermunterungen zur Tugend und die lehrreichsten und kräftigsten Beispiele derselben? Vorzüglich das edelste und schönste Muster der Tugend, das Leben Jesu, das uns die Ausübung des Guten so anschaulich, den Umfang unsrer Pflichten

so deutlich und das Gute selbst so liebenswürdig macht, befestigt es nicht unsern Glauben an einen Gott, an eine heilige Weltregierung und an eine Vergeltung nach dem Tode, ohne welchen Glauben wir wenig Kraft zum Guten haben würden? — Denn wo wäre der Mensch, der den tausendfältigen Versuchungen zum Bösen, der Gewalt der Begierde, den Reizen der Sinnlichkeit widerstehen, und den ernsten und großen Kampf der Tugend kämpfen und sein Glück und Leben für Recht und Wahrheit aufopfern könnte, wenn ihn nicht der Gedanke an den heiligen Herrn der Welt, und an das Gelingen alles Guten aufrichtete? Und endlich welches Hauptgesetz ist es wohl, auf das uns das Wort Gottes verpflichtet, das es zur unwandelbaren Richtschnur unsres Lebens macht; welches Ziel unsres moralischen Lebens zeigt es uns? — Ihr sollt heilig sein, denn Gott ist heilig, sagt Moses; — ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt Christus, und sie legen uns damit die Pflicht auf, ewig im Glauben und in jeder geistigen Vollkommenheit zuzunehmen. — O wie viele Aufforderungen zur Tugend enthält doch das göttliche Wort! Zu welcher vollkommenen Tugend verbindet es uns! und diese Tugend sollte uns nicht glücklich machen? — Wer könnte dieses bezweifeln? Ist nicht die Gottheit deswegen das seligste Wesen, weil es das heiligste und vollkommenste ist? — werden daher nicht auch wir in eben dem Grade an Seligkeit gewinnen, in welchem wir an Gottähnlichkeit zunehmen? — Ja gewiß, die Sünde ist nach dem Ausspruch der heil. Schrift ein zweischneidiges Schwert, das verwundet, so daß Niemand heilen kann; hingegen soll der Thäter des göttlichen Worts selig sein in seiner That.

Doch es ist unnöthig, euch, gel. Z., die beglückende Kraft der Tugend beweisen zu wollen, da dieselbe jeder wahre Christ aus seiner Erfahrung kennt und allen denen, die dieselbe nicht kennen, nichts Besseres gerathen werden kann, als so bald als möglich eine Erfahrung davon an ihrem Herzen zu machen. Ich wende mich nun zu dem dritten Punkt, in dem uns das göttliche Wort glückselig macht, indem

c) es tröstet uns mit den wichtigsten Verheißungen. — Es verheißt uns, daß Gott uns in Ewigkeit wie ein

Vater seine Kinder lieben, daß er uns weder verlassen noch versäumen, sondern für alle unsre Anliegen sorgen, sich unsrer Noth erbarmen, unsre frommen und kindlichen Bitten erhören, die Tugendhaften beschützen, die Lasterhaften bestrafen, und uns, wenn wir ihm folgen, ewig glücklich machen werde. — Es verheißt uns dieses göttliche Wort, daß Jesus, unser Heiland, uns nach diesem Leben zu sich nehmen will, in die Wohnungen, die er uns bei dem Vater bereitete, daß er für das Wohl und die Erhaltung seiner Kirche und des Reiches Gottes unablässig sorgen, und seine tugendhaften Verehrer mächtig schützen will; denn er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende; ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und niemand soll die Seinen aus seiner Hand reißen. — Es verheißt uns, daß der Geist Gottes in unserm Herzen stets wirksam sein, unsrer Schwachheit aufhelfen, und es zu einem Tempel der Gottheit heiligen, das Reich Gottes unablässig mehren und uns für jene Welt würdig vorbereiten will. — Doch wie könnte ich die wichtigste aller Verheißungen mit Stillschweigen übergehen, die Verheißung der Vergebung der Sünde durch Christum, und dereinst der ewigen Seligkeit? Ist diese nicht die tröstlichste und erfreulichste? — Welche Ruhe, welches Glück der Seele müssen aber diese Verheißungen in uns erzeugen, wenn wir sie festiglich glauben? Muß nicht ein kindliches Vertrauen auf Gott und eine freudige Hoffnung auf seine Hülfe uns in jeder Noth beleben? Wer wird nicht mit freudigem Muthe an den Tod denken und ihm entgegensehen, da uns Christus aufnimmt in sein ewiges Reich? Müssen wir nicht mit freudigem Eifer dem Guten anhangen und der Tugend uns weihen, da Jesus, der von keiner Sünde wußte, sein Reich, das Reich der Tugend und aller frommen Christen, mächtig beschützt? Müssen wir nicht mit getrostem Muthe an unsrer Besserung arbeiten, da uns die Kraft des göttlichen Geistes unterstützt? Wird nicht die Verheißung der Vergebung der Sünde durch Jesum uns neuen Muth zur Besserung, fröhliche Hoffnung im Tode und dereinst die ewige Seligkeit schenken?

Ja gewiß, selig sind die Gottes Wort hören und bewahren! selig sind die, welche seine beglückenden Wahrheiten festig-

lich glauben, seine Gebote treulich befolgen und auf seine Verheißung vertrauensvoll hoffen! Ihnen wird der Friede mit Gott, die Freude eines guten Gewissens und der Trost der seligsten Hoffnungen, mit einem Worte, ihnen wird die ganze Glückseligkeit zu Theil, die Gott durch sein Wort über das Menschengeschlecht verbreiten wollte.

Lasset uns nun diese Glückseligkeit selbst genauer betrachten und ihre Vorzüge vor jedem andern Glück kürzlich entwickeln. Es wird nicht schwer sein, euch diese Glückseligkeit als eine innere und wahre, als eine beständige und ewige, und als eine bessernde und tröstende darzustellen.

a) Sie ist eine innere jene Glückseligkeit; denn sie besteht blos in Gütern der Seele, in einem freudigen Vertrauen auf Gott, dem guten Gewissen und den tröstlichen Hoffnungen im Leben und Sterben; sie bezieht sich blos auf unsern Geist und wird einzig und allein durch Glauben, durch Tugend und durch Hoffnung erzeugt. Sie wird hier nur erst angefangen; ihre Vollendung erwartet sie in einer neuen Welt. Diese innere Glückseligkeit ist nun der gewisse und allein begehrenswerthe Preis der Religiosität, die schönste Belohnung derer, die Gottes Wort gerne hören und getreu bewahren. Aber erniedrigen würde man die Religion zu einem Gewerbe, wenn man sie, um äußeres Glück zu erlangen, hörte und bewahrte. Das hieße das Göttliche entweihen, das Heilige gemein machen, das Reine verunreinigen. Zwar geschieht es, daß die göttliche Güte, um uns durch das Gefühl der Dankbarkeit noch mehr zum Guten zu reizen, öfters auch äußres Glück mit der wahren Frömmigkeit verbindet; allein wir dürfen nicht erwarten, daß unser Glaube und Gehorsam gegen das göttliche Wort mit den Freuden und Gütern dieser Welt nothwendig belohnt werden müsse. Gedenket an Jesum, meine Zuhörer, der von keiner Sünde wußte, und dennoch arm und verfolgt, von Beschwerden und Lasten gedrückt, endlich den schmerzlichsten Tod erduldete. Vielmehr ist das beste und edelste Gut, das uns Gott als seinen treuen Verehrern gewähren kann, und das nothwendig aus wahrer Religiosität folgt, das innere Glück der Seele, das ganz allein das wahre Glück des menschlichen Herzens ausmacht, und ohne wel-

ches alle äußern Güter uns wenig Vergnügen gewähren würden. Denn ist nicht die erste Bedingung eines jeden frohen Genusses Ruhe der Seele, Zufriedenheit in unserm Innern? Wie wäre es möglich einen Zustand des Vergnügens zu behaupten, wenn Zweifel und Furcht unser Herz ängstigten, wenn uns die Bitterkeit, die das Vollbringen des Lasters erzeugt, jeden Genuß vergällte, die Reue an unserm Herzen nagte, und das nimmer ruhende Gewissen uns die Schrecknisse eines sündenbefleckten Lebens immer vorhielte?

Ist also die innere Glückseligkeit die Bedingung der äußern, so ist auch jene gewiß die wahre, die schätzenswertheste, nach ihr müssen wir vorzüglich streben. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes ꝛc." Und davon werden wir uns noch mehr überzeugen, wenn wir einsehen werden, daß

b) diese Glückseligkeit auch eine beständige und ewige ist. — Das äußere Glück steht nicht in unsrer Gewalt; es entspringt aus dem Besitz äußerer Güter, die uns durch unzählige Zufälle und Widerwärtigkeiten geraubt werden können, und nie ein sicheres Eigenthum sind. Wie leicht kann doch der Reiche durch einen einzigen Schlag verarmen, der Schwelger auf ein Krankenlager geworfen werden, der Ehrgeizige in Niedrigkeit und Schande gerathen, der Mächtige in Ohnmacht, der Stolze in den Staub gestürzt werden! Wie viele Beispiele dieser Art sahen wir nicht von jeher, und besonders im verflossenen merkwürdigen Jahre! Aber auch davon abgesehen, so ist doch das äußere Glück blos ein kurzes und vergängliches. Denn es erreicht sein Ende im Tode und nichts davon folgt uns hinüber in die Ewigkeit, es hat schon einen Keim der Zerstörung in sich. Der Genuß übersättiget das Herz, stumpft die Empfindung ab, und erfüllt uns endlich mit einem Gefühle der Leere und Gleichgültigkeit, das aufs neue heftige Wünsche und stürmische Begierden in uns aufregt. — Betrachtet dagegen jenes innere Glück der wahren Verehrer Gottes; es ist beständig, denn es stehet ganz in unsrer Gewalt, da es aus der tugendhaften Beschaffenheit unsrer Seele entspringt, welche uns Niemand, kein Wechsel des Glückes, keine Macht der Erde rauben kann; es hat in seinem Innern keinen Keim der Zerstörung,

dieses Glück, denn die Reize der Gottesfurcht und Tugend veralten nie, sättigen uns nie, führen nie eine Bitterkeit bei sich, sie sind die edelsten und würdigsten und werden weder durch Leiden noch durch Unglück aus unsrem Herzen gerissen, sondern erscheinen uns erst bei dem Verlust des äußern Glücks recht theuer und schätzenswerth. Und endlich ist dieses Glück nicht auch ein ewiges? — Ist es nicht das Eigenthum unseres Geistes, Weisheit, Tugend und Glaube, das Einzige, was uns mit hinüber folgt in die Gefilde der Unsterblichkeit? Schließt sich nicht die Seligkeit jener Welt an das Glück treuer Verehrer Gottes in dieser Welt an? — Ja gewiß, o Herr, das Gesetz deines Mundes ist mir lieber denn viel Tausend Stück Goldes und Silbers; denn selig, hier und dort selig, sind die dein Wort hören und bewahren! — Jene Glückseligkeit wahrer Verehrer Gottes ist aber endlich auch

c) eine bessernde und tröstende. Es bedarf keines Beweises, daß Reichthum, Macht, Vergnügen, Ehre, kurz daß das äußere Glück oft der gefährlichste Feind unsrer Tugend ist, uns unvermerkt von den edlern Gütern des Geistes abzieht und nach und nach in den Strudel des Lasters hineinreißt. Das Unglück verschlimmert gute Menschen nie, und kann höchstens nur einzelne gesetzwidrige Handlungen durch den Drang der Umstände hervorbringen; hingegen haben wir tausend Beispiele, daß das Glück den Charakter guter Menschen nach und nach verschlimmert und wohl endlich ganz verdirbt, und daß es besonders bei Lasterhaften oft abscheuliche Ausbrüche der verborgenen Laster zur Reife bringt. — Allein ganz anders verhält es sich mit jenem Glück, das aus dem Glauben an das göttliche Wort und aus einem tugendhaften Gehorsam gegen dasselbe entspringt; dieses muß uns auffordern, immer folgsamere Verehrer des göttlichen Worts und der Tugend zu werden, um einen immer höhern Grad dieser Glückseligkeit zu erlangen. Denn wer wollte, wer wünschte nicht, wenn er sich glücklich fühlt, noch glücklicher zu werden! — Sie, jene Glückseligkeit, muß unser Herz von unedlen Begierden und gefährlichen Leidenschaften reinigen, und uns immer fester mit Gott verbinden; denn wie könnten jene Begierden und Leidenschaften in einem der Tugend ganz erge-

denen Herzen Raum finden? wie könnten die Reize der Sünde auf eine Seele wirken, die schon durch die unendlich reinen Reize der Tugend gefesselt und beseligt ist? — Sie, jene Glückseligkeit, wird auch jeden andern Genuß veredeln, und uns selbst das äußere Glück richtig schätzen und es dem innern Glück weit nachsetzen lehren; denn wie könnte ein Gott und der Tugend geweihtes Herz im Genusse ausschweifen, wie könnte ein dem Ewigen und Vollkommenen ergebener Geist in den Schlamm der irdischen Lüste versinken? — So bessernd aber jene Glückseligkeit ist, so tröstend ist sie auch; denn sie verläßt uns mit ihren Freuden nie ganz, wenn auch Leiden und Trübsal über uns hereinbrechen, sie ist die einzige und beste Entschädigung bei dem öftern Verlust des äußern Glücks, der kräftigste Trost bei der Hinfälligkeit alles Irdischen; sie bleibt uns immer unversehrt und unverkümmert, wenn wir auch alles verlieren, und sie allein hört nie auf, unser Herz zu beseligen und unsern Geist mit himmlischer Kraft aufzurichten, wenn ihn der traurige Wechsel des Irdischen niederbeugt.

O wenn hätten wir wohl mehr Ursache gehabt, nach dieser wahren und unvergänglichen Glückseligkeit zu streben, als eben jetzt, meine Brüder? — jetzt, wo sich der Unbestand aller irdischen Herrlichkeit, alles äußern Glücks mehr als je beweist? Wenn hätten wir wohl je mehr Aufforderung, die beseligenden Wahrheiten des göttlichen Wortes festzuhalten, als jetzt, wo Gottes Verhängnisse so wunderbar, die Zeiten so gefahrvoll und das Schicksal eines großen Theils des menschlichen Geschlechts noch unentwickelt sind? — Wenn hätten wir wohl je dringendere Gründe, der Religion und Tugend unerschütterlich treu zu bleiben, als jetzt, wo die Versuchungen zum Bösen so mächtig, die Leiden so empfindlich, das äußere Glück so ungewiß ist? Wenn wäre es wohl je für unser Herz nöthiger, an den tröstenden Verheißungen des göttlichen Wortes festzuhalten und unsern Sinn auf das Ewige zu richten, als jetzt, wo alles Irdische so vergänglich, das Feste so hinfällig, jedes Scheingut so werthlos erscheint?

Ja, wohl uns, daß wir noch einen festen Grund des Trostes, eine unversiegbare Quelle des Glücks bei allen Wechseln

und Leiden der Erde kennen! Zu ihm, zu ihm wollen wir uns wenden, dem Ewigen, dem Vater der Welt und Menschen, der uns jedes wahre Gut so gerne gewährt; an sein Wort wollen wir uns halten, das sei unseres Herzens Freude und Trost, denn dieses gibt uns drei ewige und unschätzbare Güter: Glaube, Tugend und Hoffnung; diese allein sind das festeste Schild gegen alle Anfälle des Unglücks; diese allein geben unserm Dasein einen Werth, und erheben uns als ewige und vernünftige Geister über den Staub der Erde.

O so hilf, Herr, daß dein Wort unter uns reichlich wohne! denn selig — hier und dort selig — sind alle, die es hören und bewahren! Amen.

9.

Sehr freundlich und ehrenvoll war der Empfang, der Bretschneider in Annaberg zu Theil wurde; so begrüßten ihn die Mitglieder der pädagogischen Gesellschaft in der Gegend von Marienberg, eine Reihe Geistlicher aus der Superintendentur Zwickau, die Mitglieder des Ministeriums zu Annaberg, die Mitglieder der literarischen Predigergesellschaft in der Gegend um Wolkenstein, und mehrere einzelne Geistliche in Zuschriften und Gedichten, von mehr und weniger Werth. In allen aber spricht sich aus, daß Bretschneider allgemeine Achtung genoß, und man ihn der neuen bedeutenden Stellung für würdig erachtete.

10.

In gleicher Weise wurde seine Promotion als Doctor theologiae von den Annabergern und sonstigen Freunden gefeiert. In besonderen Gedichten begrüßten dieses Ereigniß das Rathscollegium und die Bürgerschaft zu Annaberg, das Schullehrercollegium, die Geistlichen der Diöces Annaberg, die Mitglieder der Gesellschaft zur Harmonie in Annaberg, und einzelne Geistliche; namentlich aber auch sein alter Freund Kreyßig in folgender Ode:

> Gaudes carminibus: carmina possumus
> Donare, et pretium dicere muneri.
> Horatius.

Phoebus remotis Aoniae iugis,
Non vana fingo, per liquidum aethera
Descendit, et, lauro decorus,
Saxoniam petit obstupentem.

Qua Leucoream, Pieriis sacram,
Albis quietis fluctibus adluit:
Latous, in ripa recumbens,
Fila lyrae digitis oberrat.

Auditis? — an me fallit amabilis
Imago vocis? — Nominis incluti
Sonus repercussus profundo
Accidit ex nemoris recessu.

Te, Praesul Alme, Te celebrat melos,
Quod ore pulchro dicere Cynthius
Gaudet, modosque aptare doctus,
Ingeminat fidibus canoris:

„Hunc, hunc sacrarum praemia frontium,
„Queis Diva alumnos condecorare amat,
„Referre fas est; hic superbo
„Conspicuus gradiatur ostro."

Parent ministri: — plaudite, plaudite,
Humumque apricis spargite floribus,
Qua Praesul incedit, vetusto
Palladis ex adyto reversus!

Nec vota desint: Lene fluentibus
Bis quinque lustris, lux eadem Tibi
Reducat insignes honores!
Vive, vale, memor usque nostri!

11.

Mit dem höchsten Interesse folgte Bretschneider der Entwickelung der Naturwissenschaften und war bis in sein

höchstes Alter eifrig bemüht, seine Kenntnisse hierin zu erweitern und den Fortschritten derselben zu folgen. Er studirte in seinen Mußestunden fortwährend eine Menge geographischer Werke, Reisebeschreibungen, Landkartenwerke, sowie die Schriften von Littrow, Burdach, von Hoff, Sommer u. A. — Eine Eigenthümlichkeit Bretschneiders war seine Vorliebe für fließendes Wasser; der Anblick und die Erinnerung an den gehabten Anblick eines großen Flusses gewährte ihm den höchsten Genuß.

12.

Der Abschied von Annaberg wurde Bretschneider sehr schwer, und wenn er auch in späteren Jahren nie Ursache fand, es zu bereuen, daß er von Annaberg und aus Sachsen weggegangen war, so konnte er doch nie ohne ein wehmüthiges Gefühl dahin zurückdenken. Aber auch den Annabergern blieb er in gutem Andenken, was sich bei allen Gelegenheiten aussprach. Er wurde im Jahre 1834 zum Ehrenmitglied des Gewerbvereins zu Annaberg ernannt; als er im Jahre 1846 die Kniescheibe zum erstenmal gebrochen hatte, erhielt er von dort von Personen aus allen Ständen Zuschriften und Beileidsbezeugungen; und als die Nachricht seines Todes nach Annaberg gelangte, wurde diese mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen und vom jetzigen Superintendenten Dr. Schumann sein Tod in sehr anerkennender, ansprechender Weise von der Kanzel abgekündigt.

13.

Dieser Verstoß von Seiten des damaligen Oberhofpredigers Schäfer erregte in Gotha viel Aufsehen und verursachte indirekt Bretschneider viele Verdrießlichkeiten. Am Unpartheiischsten spricht darüber ein Augenzeuge, Friedrich Jacobs, in seinen Personalien, (Leipz. 1840. 8.) Seite 160 bis 163. Er sagt: „Sechs Monate nach Löffler's Tode wurde Dr. Bretschneider von Annaberg hierher

berufen. Seine Einführung als Ephorus der Kirchen des Landes gab zu einem kleinen Kriege Veranlassung, über den ich einige Worte zu sagen genöthigt bin. Das Geschäft der Einführung war dem Oberhofprediger Schäfer übertragen worden, einem unbescholtenen Manne, der sich aber weder auf der Kanzel, noch im Consistorio, noch in Gesellschaft geltend zu machen wußte. Im Jahre 1791 von Magdeburg hierher berufen, schloß er sich zunächst an Löffler an, der ebenfalls aus dem preußischen Dienste nach Gotha gekommen war, und lebte eine Reihe von Jahren mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen. Er hatte früher mit ihm rationalistischen Ansichten gehuldigt; später gab er sich dem symbolischen Glauben hin; und diese Meinungsverschiedenheit wurde durch collegialische Mißverständnisse geschärft. Doch wäre dieß wahrscheinlich dem Publikum gänzlich unbekannt und unbeachtet geblieben, hätte sich Schäfer nicht beigehen lassen, in seiner Einführungsrede dem Verstorbenen religiöse Irrthümer zur Last zu legen, und sich auf diese Weise zum Richter über Wahrheit und Irrthum aufzuwerfen. Diese, an der Stelle, wo sie gesprochen wurden, höchst unschicklichen Anklagen gegen einen verstorbenen Freund und Amtsbruder erregten den allgemeinsten Unwillen. Ein von Mehreren schon früher gefaßter Gedanke, dem Verstorbenen ein Denkmal zu setzen, wurde von Neuem wach, und jetzt bei erneuter Anregung, mit größerer Lebhaftigkeit — vielleicht von Einigen auch mit nicht lobenswerther Heftigkeit — durchgesetzt. Als mir diese Sache zu Ohren kam, beschloß ich, einige Worte über dieses Vorhaben und das Religionswesen im Lande zu schreiben, und ohne alle Beziehung auf die durch Schäfer's Ungeschick verursachte Aufregung, der Sache eine christliche und humane Richtung zu geben. In diesem Sinne ließ ich, zum Besten der Freischule, einige Blätter an das Licht treten, unter dem Titel: „Zufällige Gedanken bei einem, dem Gedächtnisse des sel. Löffler zu errichtenden Denkmale" — ohne auch nur von Ferne zu ahnden, daß diese

Schrift, die von allen persönlichen Rücksichten gänzlich frei war, irgend einen Anstoß geben oder Widerspruch erfahren würde. Dennoch geschah dieses. Ein junger Prediger von höchst leichtsinnigem Wesen benutzte diese Gelegenheit, einem Gönner gefällig zu sein, und ließ eine Schrift ausgehen, der er in Beziehung auf die meinige den Titel gab: „Auch zufällige Gedanken über das Löffler'sche Denkmal". In diesem Pamphlet war dem Verstorbenen jedes Verdienst auf die allergemeinste Weise abgesprochen; Schäfer hingegen mit lächerlichem Pathos gepriesen; die Errichtung des Denkmals verhöhnt und verunglimpft; die Gesinnungen der Stadt in Beziehung auf Religion geschmäht und verketzert; und in diesen Blättern standen die niedrigen Gesinnungen mit dem platten Stil in gleichem Verhältnisse. Mir selbst war nirgends darinne zu nahe getreten; ja, geschmeichelt sogar; aber die Entrüstung, die Ton und Absicht der Schrift in mir zurückließ, zwang mich fast, eine Anzahl Fragen an den ungenannten Verfasser zu richten, in denen ich ihm, unter meinem Namen, die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit vorhielt, deren er sich schuldig gemacht hatte. Diese Fragen erhielten eine weitschweifige, unlesbare Antwort von dem ungenannten Gegner, den die dringendste Aufforderung nicht hatte bewegen können, seine Gesicht zu entblößen; worauf eine zweite Schrift gleichen Inhalts unter Schäfer's Namen erschien, die nicht lesbarer war als die frühere. Da mich die Sache jetzt ekelte, vornehmlich da ich sah, daß mein Gegner weder den Streitpunkt des Handels begriff, noch die beispiellose Nichtswürdigkeit seines Lobredners fühlte, machte ich der Sache ein Ende durch die Erklärung, daß ich auf die gegen mich gerichteten sogenannten „christlichen Antworten auf unchristliche Fragen" keine Silbe erwiedern würde; wodurch ich meinem Gegner den angenehmen, aber von keinem Andern getheilten Glauben ließ, Unwiderlegliches geschrieben zu haben."

14.

Als Festgabe zu dem Reformationsjubiläum zu Genf gab Bretschneider folgende Briefsammlung, welche sich unter den Handschriften der Herzoglichen Hofbibliothek zu Gotha befindet, heraus: Ioa. Calvini, Theod. Bezae, Henrici IV. Regis, aliorumque illius aevi hominum literae quaedam nondum editae. Lips. 1835. 8. Die übrigen hierauf Bezug habenden Schriften und Predigten siehe man sub 19.

15.

Das ausführliche Tagebuch, welches sehr viele interessante Bemerkungen enthält, mitzutheilen, dürfte überflüssig sein, da es uns an Reiseberichten aller Art nach jener Gegend nicht mangelt. Doch soll das über das Genfer Jubiläum dort Bemerkte hier folgen:

„— — Wir gingen nun in die Amtswohnung des Pastors Wendt und dort hatten sich die Vorsteher der lutherischen Gemeinde versammelt, die mich begrüßten und mit denen ich eine Conferenz hielt, wobei von ihren geistlichen Angelegenheiten viel zur Sprache kam. Mit vielem Lobe äußerten sie sich über Wendt a) und Heyder b), besonders über den erstern. Bei ihrer Stiftung hatte sich die Gemeinde dem calvinischen Ritus so viel als möglich nahe halten müssen, daher ihre Kirche und ihr Gottesdienst vom Genferischen wenig abweicht. Doch sind sie nun gesonnen, mehrere lutherische Einrichtungen auch bei sich herzustellen. Ihre Kirche ist ein anständiger Versammlungssaal, aber, wie hier die Kirchen, ohne allen Schmuck, und statt des Altars hat sie nur einen bloßen Tisch. Auch hat sie keinen Thurm. Wendt hat seine Amtswohnung in demselben Gebäude. Die Gemeinde hier ist merkwürdig, weil sie die einzige lutherische ist in der Schweiz und hier im Süden. Die Lutheraner aus Savoyen und der Schweiz kommen daher hierher, um hier zu communiciren. Ihre Erhaltung hat daher einen beson-

a) erster, b) zweiter Geistlicher an der lutherischen Kirche zu Genf.

dern Werth. — Diese Conferenz dauerte eine Stunde. Nach derselben führte mich Wendt zu dem Rector der Academie, dem ein Ehrenbesuch gemacht wurde. Ich traf noch daselbst den Präsidenten des Pariser Consistoriums, Hrn. Mollard, der auch zum Jubiläum hergekommen ist, und einige andere Herren. Hier machte ich denn von meinem Bischen Französisch nothgedrungen Gebrauch, da keiner der Herren ein Wort Deutsch konnte. Wenn ich im Französischen nicht fortkonnte, so machte Wendt den Dolmetscher, und so ging die Unterhaltung doch recht gut. Zum Glück war mir doch alles leicht verständlich, was die Herren sprachen. Für das Buch, das ich zum Genfer Jubiläo habe drucken lassen und das noch nicht bekannte Sachen von Calvin und anderen Genfer Reformatoren enthält, die wir in der Bibliothek von Gotha haben, zeigten sie sehr vieles Interesse und schienen darüber sehr erfreut. — Dann wurde ein gleicher Ehrenbesuch beim Director des Genfer Consistoriums gemacht, den wir aber nicht zu Hause trafen, worauf ich Ammon aufsuchte, aber auch nicht fand. Ich ging dann mit zum Diaconus Heyder, und mit diesem gingen wir wieder heraus auf das Landhaus von Wendt, wo wir quartieren, und das in der Vorstadt Mont brillant liegt, an der Straße nach Paris. Wir aßen da zu Mittag, tranken eine Tasse Kaffee und gingen dann alle in die Hauptkirche St. Pierre, wo das große Tedeum von Händel von dem hiesigen Singvereine zur Probe gegeben wurde. Es waren Einlaßkarten ausgegeben und die ganze Kirche war mit den Honoratioren von Genf gefüllt. Nachdem dieses vorüber war, so überließ ich die Frauenzimmer und Anton ihrem Geschick und ging mit Wendt noch Besuch zu machen beim regierenden Syndikus der Republik, als der obersten politischen Behörde, an dem wir einen sehr hübschen Mann fanden. Dort kam auch der Generalsuperintendent Röhr von Weimar hin, der heute mit dem Dampfschiffe angekommen war. Darauf gingen wir nun in das conservatoire botanique, wo heute alle Fremde

sich versammelten, Einlaßkarten für alle Festins und alle Sehenswürdigkeiten der Stadt bekamen, und nun mit einander in dem daran stoßenden botanischen Garten Bekanntschaften machten. Da wurde mein Bischen Französisch erst recht nothwendig und that mir gute Dienste. Alle zu nennen, die ich da traf, das vermag ich nicht, denn ich habe zu viele wieder vergessen. Unter andern waren zwei französische Professoren da, welche mein Handbuch der Dogmatik ins Französische übersetzt haben; der reformirte Prediger aus Petersburg, ingleichen aus Zürich, aus Neufchatel und aus einer großen Menge anderer Orte. Es wird ein Verzeichniß der hier anwesenden fremden Deputirten herauskommen. Ich machte heute vielfältig die Erfahrung, daß ich den französischen Reformirten sehr wohl bekannt bin. Das macht, daß Mehreres von mir ins Französische übersetzt worden ist, namentlich mein Aufsatz: „Charakteristik Calvins" im Reformationsalmanach von 1819, den mir, als einem Lutheraner, die Franzosen sehr hoch angerechnet haben, was ich jetzt erst erfuhr (der Rector der Universität erzählte mir aber auch die lächerlichen Schnitzer, die der französische Uebersetzer, aus Unkunde des Deutschen, bei dieser Gelegenheit gemacht hatte), ferner mein „Heinrich und Antonio", drittens meine beiden Sendschreiben über die Hallesche Streitsache, und endlich das Handbuch der Dogmatik. Ich ersah daraus, daß die französischen reformirten Theologen auch der neueren wissenschaftlichen Theologie huldigen. — Die Versammlung war über 100 Personen stark und genoß zuletzt eine Collation, die in dem jetzt leeren Gewächshause aufgetragen war. Ohngefähr 8 Uhr ging ich mit Wendt nach Hause, wo wir den Thee genossen und dann musicirten. Es blitzte Abends stark und war sehr heiß.

Den 22. August, Sonnabends, hatte es die Nacht geregnet und regnete früh immer noch ein wenig, als ich halb 8 Uhr in die Stadt ging, um den Conferenzen beizuwohnen, die um 8 Uhr beginnen sollten. Alle anwesende Deputirte

der auswärtigen Kirchen versammelten sich im Sitzungssaale des Consistoriums, wo auch die Genfer Geistlichkeit war, und ging dann mit dieser in die daneben stehende Kirche de l'Auditoire. Hier war eine grüne Tafel etwas erhöht, hinter welcher die sogenannte „Venerable Compagnie", oder was wir Consistorium nennen würden, ihren Platz nahm, aus vier Geistlichen und zwei Secretairen bestehend. Der Moderateur oder Vorsitzende war der Pastor und Professor Duby. Die fremden Abgeordneten nahmen ihre Sitze rings auf besonders dazu eingerichteten Plätzen ein, ohne Rangordnung, wie sie kamen. Der Moderateur Duby begann die Handlung mit einem Gebete und hielt dann im Namen der Genfer Geistlichkeit und Kirche eine Anrede an alle Deputirten, und hieß sie willkommen. Nachdem diese Rede beendigt war, so wurden nun die Deputirten aufgefordert, das Wort zu nehmen, und zwar zur Vermeidung aller Rangstreitigkeiten nach alphabetischer Ordnung zuerst der Länder und dann in ihnen der Städte. Nun waren Deputirte da aus Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz. Es wurde daher jedes Land durch die Anrede eines der Consistorialen zum Sprechen aufgefordert. Allemagne war die erste Provinz, welche daher der Moderateur Duby anmeldete, worauf, nach den Städten, Dresden, Gotha, Weimar, durch den Secretair zuerst der Name von Ammons, als königl. sächsischen Abgeordneten von Dresden, aufgerufen wurde. Ammon erhob sich von seinem Sitz und hielt nun eine Anrede in französischer Sprache, worin er seine Glückwünsche aussprach; dann wurde mein Name vom Secretair ausgerufen und ich sprach deutsch; dann kam Weimar, und der Generalsuperintendent Röhr sprach lateinisch, was nur Wenige werden verstanden haben, weil die Franzosen das Lateinische ganz anders aussprechen als wir. Weiter war Niemand von Deutschland persönlich da, sondern nur Glückwünschungsschreiben, die auf den Montag vorgelesen werden sollen. Auf Allemagne kam nun la France, und diese Deputationen

waren die zahlreichsten. Sie kamen auch nach dem Alphabet der Städte, daher Paris ziemlich spät. Alle diese Abgeordneten sprachen natürlich französisch. Mehrere sprachen mit höchst lebhaften Declamationen und bei einigen merkte man es sehr, daß sie durch harten Druck hindurch gegangen waren, denn sie sprachen von dem Glück der protestantischen Glaubensfreiheit mit einem Feuer und einer Rührung, deren der ruhige Besitz dieses Glückes nicht fähig macht. Am Meisten zeichnete sich hierin der Deputirte von Lyon und Nimes aus. Nachdem die Franzosen durch waren, was sehr lange dauerte, so kam Grande Bretagne an die Reihe, wo aber nur zwei Deputationen anwesend waren, deren eine englisch, die andere französisch antwortete. Hierauf kam viertens la Suisse, wo Aargau begann und Zürich endigte. Für Appenzell sprach Niederer, der vormalige Gehülfe Pestalozzi's, zwar in sehr schweizerischem Dialekt, aber sehr gut und in deutscher Sprache, deren sich auch noch einige andere Schweizer Deputirte bedienten. Von Lausanne war der Pastor Bridel da. Dieser war der einzige, der von der mystischen Spaltung im Waatland sich etwas merken ließ. Es ist nämlich hier eine mystische, methodistische Partei unter dem Namen der Momiers bekannt, die sich von der Genfer Kirche, als einer, die Calvins Lehre nicht mehr rein vortrage, losgesagt hat und auch am Jubiläo, obgleich eingeladen, keinen Theil nahm und keine Deputirten sendete. Sie hat auch die Genfer Kirche in Schottland so verschrieen und in Preußen, daß auch von dorther keine Deputationen erschienen sind. Doch ist vom Könige von Preußen ein freundliches Antwortschreiben eingegangen, von Schottland aber ein grobes, das die Venerable Compagnie geradezu öffentlich, zur Schande der Schotten, hat abdrucken lassen. — Diese Sache dauerte von 8 bis 1 Uhr und wir gingen dann gleich in die Hauptkirche zu St. Pierre, wo die Kinder dieses Kirchspiels versammelt waren. Die Handlung begann mit einem Gebet des Geistlichen von

der Kanzel. Hierauf folgte ein Gesang der Kinder, eigens für diese Feierlichkeit gedichtet und in Musik gesetzt, während welchem der Geistliche auf der Kanzel blieb und dann eine Rede und Ermahnung an die Kinder hielt. Dieser Geistliche hatte sehr theatralische Deklamation und Gestikulation, wie wir sie in Deutschland nicht gewohnt sind. Darauf kamen die Kinder, Knaben und Mädchen besonders, an zwei vor der Kanzel aufgerichtete Tafeln, wo sie eine für dieses Fest besonders gedruckte Geschichte der Genfer Reformation und eine Jubelmedaille bekamen. Während diese Handlung vor sich ging, musicirte die sehr schöne Orgel recht zweckmäßig bloß von einigen wenigen Instrumenten unterstützt. Den Schluß machte wieder ein kurzes Gebet des Geistlichen, worauf Alles aus einander ging. Ich ging mit Wendt nach Hause, um 4 Uhr aber in die Stadt zurück, wo alle fremde Deputirte in dem Saale des Museums ein Mittagsmahl bekamen. Ich, Ammon, Röhr, Wendt und der zufällig anwesende Professor der Theologie Gebser von Königsberg setzten uns zusammen und hatten noch den Pastor aus Chur in Graubündten und den Prediger der reformirten Gemeinde in Petersburg zur näheren Gesellschaft. Nachdem die Tafel beendigt war, ging ich mit Wendt nach Hause. Es regnete sehr stark, und setzte das Regnen den ganzen Abend fort. Noch gedenke ich, daß ich von der Regierung und von der Geistlichkeit sehr höfliche Danksagungsschreiben wegen der ihnen überschickten Schrift erhielt. Sämmtliche fremde Deputirte haben eine Karte bekommen, wodurch sie freien Eintritt in alle öffentliche Anstalten erhalten. Ich habe aber noch keinen Gebrauch davon gemacht. Für den Abend waren alle Deputirte zum Professor la Rive eingeladen; ich ging aber des schlechten Wetters wegen nicht hin.

Den 23. August, Sonntags, an dem eigentlichen Jubeltage, stand ich sehr früh auf, wo es noch trübe war, aber doch allmählig Anstalt machte, sich aufzuziehen. Um halb 7 Uhr eilte ich in die Stadt zu Pastor Wendt's Woh-

nung und der deutsch-lutherischen Kirche, wo der Gottesdienst um 7 Uhr angehen sollte. Ich kam eben an, als der Gesang begann. Die Vorsteher der Gemeinde erwarteten mich, und führten mich in die Kirche, wo vor dem Altar Stühle, und in der Mitte ein Armstuhl für mich gestellt war, und wo wir uns niederließen. Die Kirche war sehr voll, weil ich mich auf Wendt's Bitte entschlossen hatte, nach der Predigt eine kleine Rede zu halten, und dieses bekannt worden war. Es waren auch Fremde da, die der deutschen Sprache mächtig waren, unter andern auch Röhr. Das Gothaische Gesangbuch ist es, aus dem hier gesungen wird, daher ich an den Liedern alte Bekannte fand. Der Pastor Wendt predigte recht hübsch. Es war der Stiftungstag der hiesigen lutherischen Kirche. Mit Benutzung der Textesworte: „mein Haus ist ein Bethaus" stellte er den heutigen Tag dar als einen Tag des Lobes Gottes, des Dankes gegen Gott, und der Bitte zu Gott, und zwar a) als Sonntag, b) als Stiftungstag der lutherischen Kirche, c) als Jubeltag der Stadt Genf. Er führte dieses recht gut und gemüthlich aus und wußte besonders den Werth der vaterländischen Sprache beim Gottesdienste hier im fremden Lande ergreifend darzustellen. Nach der Predigt, und nachdem ein Vers gesungen worden war, trat ich vor den Altartisch, und hielt eine Anrede an die Gemeinde. Ich zeigte, wie und warum man auch bei Verschiedenheit im Glauben und Gebräuchen doch die christliche Liebe gegen andere müsse walten lassen, und warnte namentlich gegen den Geist des Separatismus, der hier jetzt sein Wesen ziemlich arg treibt. — So wie wir hier fertig waren, so gingen wir (9 Uhr) in die Hauptkirche zu St. Pierre, wo der erste reformirte Gottesdienst statt hatte. Erst wurde von einem Candidaten ein Stück aus der Bibel, ein Gebet und die zehn Gebote (letztere so ausführlich, wie sie im Moses stehen) verlesen. Dann sang die Gemeinde einen alten französischen Psalm, nur mit untergelegtem neuen Text, von drei Ver-

sen. Hierauf hielt der Pastor Diodati die Predigt, die recht gut ausgearbeitet war, aber anderthalb Stunden dauerte, was die Gemeinde sehr ruhig aushielt. Ich begehrte endlich gar sehr nach dem Amen, bei dem die vor der Kanzel sitzende Versammlung die Verbeugung des Predigers gegen die Gemeinde erwiedert. Darauf verlas er das Gebet, es wurde noch ein Vers aus einem Psalm gesungen, und mit Segen und Vaterunser (von der Kanzel) geschlossen. Kirchenmusik gibt es nicht. Der Gottesdienst gefiel mir nicht recht. Er ist zu einförmig, und die Gemeinde hat dabei zu wenig zu thun. Diese Kirche dauerte $2\frac{1}{4}$ Stunde und dabei hatte die Gemeinde nichts gethan als vier Strophen gesungen, die etwa eine Viertelstunde mochten gedauert haben. Es kamen also 2 Stunden auf Vorlesen, Predigen und Beten. Unsere Kirchengesänge hat man bei den Reformirten nicht. Man singt sehr wenig, und was man singt, sind alte französische Psalmen. Der Prediger sprach mit vielem Pathos und Feuer; doch fingen am Ende die physischen Kräfte an nachzulassen. Als dieser Gottesdienst $11\frac{1}{4}$ Uhr vollendet war, so gingen wir in Wendt's Amtswohnung, wo ein Frühstück bereitet war, und $\frac{3}{4}$ auf 12 Uhr wurde der mittägliche Gottesdienst eingeläutet. Ich und Wendt gingen nun wieder zur Kirche, kamen auch hinein, und auf einen leidlichen Platz. Da sich aber junge Bursche vor uns auf Bänke gestellt hatten, so waren wir so eingeklemmt, und es war wegen dieser Stellung und der Masse Menschen so eine erstickende Luft, daß wir uns wieder aus der Kirche herausmachten, was aber eine höchst schwierige Sache war, die wir jedoch endlich glücklich durchsetzten. Wir gingen nun wieder in Wendt's nahe Amtswohnung, wohin auch meine Frau kam, weil sie nicht in die Kirche hatte kommen können. Die Hauptkirche hat keine eigentlichen Emporkirchen, sondern Alles sitzt unten. Der ganze untere Raum ist mit Bänken dicht besetzt, ohne gehörige Zwischenräume und Gänge zu lassen. Nun hatte das herbeigeströmte Volk alle

Räume so ausgefüllt, daß es unmöglich war vorwärts zu kommen. Hier ist aber das Volk souverain, und daher keine Polizei gegen dasselbe zulässig. Wir gingen nun heraus in Wendt's Gartenhaus, und um 4 Uhr ging ich mit Wendt zum Pastor und Professor Chenevière, einem sehr hübschen Mann, der eine Auswahl der Fremden zu sich zu Tische geladen hatte. Die andern Deputirten aßen im gestrigen Locale. Ammon, Röhr und Gebser von Königsberg waren auch mit da. Der Schmaus war glänzend, und wir waren bei Tische sehr munter. Es war wie am Pfingstfest; man hörte die deutsche, die französische, die englische und die lateinische Sprache. Um 7 Uhr wurde Händels Te Deum in der Peterskirche, die illuminirt war, aufgeführt, und wir gingen hin. Es war aber so entsetzlich voll, und solch eine erstickende Hitze, daß ich mit Röhr wieder herausging und diesen in sein nahes Quartier begleitete, wo wir eine Pfeife Tabak rauchten, die erste, zu der ich heute gekommen war. Nach 8 Uhr waren alle Deputirte zum Rector Munier zum Thee gebeten, wohin ich mit Röhr ging. Die Stadt war nun größtentheils illuminirt, und es wogten solche Massen Menschen auf den Straßen, daß wir kaum durchkommen konnten. Besonders war an einem Thor ein solches Gedränge, daß ich meine Ellenbogen ordentlich gebrauchen mußte. Endlich kamen wir doch zu Munier, der uns sehr artig empfing, und wo wir noch viele andere Gelehrte und Deputirte, unter andern auch den berühmten Geschichtsschreiber Sismondi, fanden. Hier traf ich mit Wendt wieder zusammen, mit dem ich dann noch die Stadt durchwanderte, und die an vielen Orten recht hübsche Illumination besah, die sich besonders längs den Häusern an der Rhone sehr gut ausnahm. Auch waren auf den öffentlichen Plätzen Obelisken erleuchtet, auf einem Platze Calvins Bildniß. Um 10 Uhr endlich kamen wir wieder nach Wendt's Gartenhaus. Die Erleuchtung

war freiwillig. Da der Kanton Genf auf dem Wiener Congreß mit mehreren katholischen Landestheilen ist vergrößert worden, und daher Katholiken auch mit in der Kantonalregierung sind, so hatte die Regierung weder diese Illumination veranstaltet, noch sonst das Jubelfest angeordnet, sondern es war alles freiwillige Veranstaltung der evangelischen Bürgerschaft. Die Katholiken, die in der Stadt nur eine kleine Gemeinde bilden, hatten sich sehr feindselig benommen. Ein katholischer Geistlicher hatte eine heftige Flugschrift gegen das Jubelfest geschrieben. Der hiesige katholische Pfarrer hatte bei Strafe der Excommunication allen Katholiken untersagt, an dem Jubelfeste irgend einen Antheil zu nehmen. Es waren aber doch viele Katholiken in der lutherischen Kirche und beim reformirten Gottesdienst, und mehrere hatten bei dieser Gelegenheit, unwillig über ihre Priester, erklärt, Protestanten werden zu wollen. Unter der Bürgerschaft herrschte daher große Erbitterung gegen die Katholiken. Diese indessen theilten den Fanatismus ihrer Geistlichen nicht, und viele, wie mir versichert wurde, hatten Abends ihre Häuser auch illuminirt. Die Momiers hatten das Fest auch nicht mitgefeiert. Sie sind im Abnehmen begriffen."

16.

Die prachtvoll gedruckte Votivtafel, deren Satz und Druck der als Philolog rühmlichst bekannte Vorstand der Engelhard-Reyher'schen Buchdruckerei zu Gotha, Herr Dr. Straubel, besorgt hatte, ist ein wahres Meisterstück der Typographie, und dürfte nicht leicht Aehnliches weiter existiren.

17.

Die bei diesem Jubiläo erschienenen Gratulationsschriften sind: a) Christ. Ferd. Schulze: Ueber die Benutzung der Geschichte. Ein Nachtrag zum historischen Bildersaale. Gotha. 1841. 8. 48 S. b) Commentationi, qua

viro magn. C. Th. Bretschneidero Clerus Gothanus congratulatur, appendiculam pie et modeste subiungit D. Ioh. Adolph Jacobi. (Ueber den Ursprung der Jubiläen). Gothae. (Engelhardo-Reyherianis liter.) 8. 14 S. c) Der kirchliche Zustand in Gotha zur Zeit der Reformation und die Veränderungen, welche durch dieselbe herbeigeführt wurden, von Joh. Ad. Fr. Hochgesang (Gratulationsschrift). Gotha. (Engelh.-Reyher.) 8. 82 S. (Außerdem ein Festlied vom Herrn Pfarrer Schwerdt.) d) I. H. F. Mülleri disquisitiones de polygonis solidis et polyedris simplicibus. 4. — Außer diesem und außer dem schon oben Angegebenen erhielt Bretschneider eine große Menge von Zuschriften von nah und fern, in Prosa und Versen. — Sehr belebt war das vom Stadtrathe Bretschneider zu Ehren veranstaltete Mittagsmahl, sowohl durch die Menge der Theilnehmer als durch die Menge der Trinksprüche, deutscher und lateinischer. Namentlich erregte aber ein vorgetragener theatralischer Schwank unseres beliebten Professors Millenet, worin ein „Major von Sandau," eine „Clementine," ein „Thomas" und ein im Geiste der berliner Kirchenzeitung eifernder „Unbekannter" die hauptsächlichsten Rollen spielten, ungetheilte Heiterkeit und stürmischen Beifall.

18.

Friedrich Jacobs, durch Unwohlsein behindert ihn persönlich zu begrüßen, schickte Bretschneider zu dessen 63. Geburtstag folgende Zuschrift:

C. G. Bretschneidero.
Viro venerabili.
Doctori Germaniae.
Felici Melanchthonis per omnia aemulo.
diem natalem celebranti
omnia fausta precatur
F. J.

Defensor fidei, sincerae religionis
Verius assertor dictus ac Henriades,
Ingenio tantum placidus Tu, quam ferus ille,
Tamque animo sanctus, quam fuit ille malus;
Artibus, eloquio, doctrinae divite vena,
Quavis Tu totus laude Melanchthonius.
Magnum, Germaniae Doctor! quem laudibus aequas
Heroem, annorum fac superes numero.

19.

Ich habe im Folgenden eine genaue Zusammenstellung von Bretschneiders sämmtlichen Schriften zu geben versucht, und ich hoffe, daß darin nichts Wesentliches vermißt werden wird. Es war dieß für mich als Nicht-Theologen in sofern eine schwierige Aufgabe, als sich ein Nachweis darüber unter den Papieren des Verstorbenen durchaus nicht vorfand, ja derselbe mehrere seiner Schriften nicht einmal selbst mehr besaß.

I. Schriften zur Dogmatik.

Systematische Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe nach den symbolischen Schriften der evangelisch-lutherischen und reformirten Kirche und den wichtigsten dogmatischen Lehrbüchern ihrer Theologen. Nebst der Literatur, vorzüglich der neueren über alle Theile der Dogmatik. Lpz. 1841. gr. 8. (Joh. Ambr. Barth.) VI. u. 898 Stn.
Die erste Aufl. erschien das. 1805. 8. XVI. u. 551 Stn.
Die zweite Aufl. erschien das. 1819. 8. XVI. u. 847 Stn.
Die dritte Aufl. erschien das. 1825. 8. XIV. u. 870 Stn.
(Ist in das Französische übersetzt.)

Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apocryphischen Schriften des alten Testaments. 1ster Bd. die Dogmatik enthaltend. Lpz. 1805. 8. (bei Siegfried Lebr. Crusius.) XVI. u. 359 Stn. (ist nicht weiter erschienen.)

Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christl. Glaubenslehre ausgesprochen hat. Lpz. 8. (J. Ambr. Barth.) 1838. 4te Aufl. 2 Bde. XVIII. u. 830 u. 828 Stn.
(Ist zweimal in das Französische übersetzt.)

Die erste Aufl. erschien I. Bd. 1814. 8. X. und 702 Stn.
" " " " II. Bd. 1818. 8. XXIV. u. 863 Stn.
Die zweite Aufl. erschien I. Bd. 1822. 8. XXIV. u. 696 Stn.
" " " " II. Bd. 1822. 8. XII. u. 857 Stn.
Die dritte Aufl. erschien I. Bd. 1828. 8. XXII., 71 u. 762 Stn.
" " " " II. Bd. 1828. 8. XII. u. 895 Stn.

Die historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testamentes. Nach ihren Principien, Quellen und Hülfsmitteln dargestellt. Lpz. 1806. kl. 8. (J. Ambr. Barth.) XIV. u. 311 Stn.

Lehrbuch der Religion und der Geschichte der christlichen Kirche für die obern Klassen der Gymnasien und für die gebildeten Stände überhaupt. Gotha, 1827. 8. (Just. Perthes.) X. u. 305 Stn.
Die erste Aufl. erschien das. 1824. 8. X. u. 306 Stn.

Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung f. denkende Leser dargest. Halle, (Schwetschke). 1846. 8. 4te Aufl., 418 Stn.
Die erste Aufl. das. 1843 im Mai. 8. VIII. u. 406 Stn.
Die zweite Aufl. das. 1843 im Julius 8. X. u. 406 Stn.
Die dritte Aufl. das. 1844 im Februar 8. X. u. 406 Stn.
[N. F. S. Grundtvig, vom wahren Christenthum. Als Gegenschrift gegen D. K. G. Bretschneider's religiöse Glaubenslehre. Aus dem Dänischen übersetzt v. D. Emil Francke. Lpz. 1844. 167 S. — Der Anti-Bretschneider. Ein apostolisch freimüthiges Zeugniß v. J. N. Müller, Pastor zu Irrleben. Magdebg. 1844. 8. 151 S. (In Bretschneiders Handexemplar hat derselbe dabei bemerkt: „ist eine Schmähschrift, aus der nichts zu lernen ist.")]

Die Grundlage des evangelischen Pietismus oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christliche Theologie beurtheilt. Leipzg. 1833. 8. (bei Fr. Chr. W. Vogel), XII. u. 426 Stn.

Lehrbuch der Christlichen Religion nach Anleitung des Katechismi Lutheri entworfen von M. Johann Christian Förster.

Zwölfte verbesserte Auflage, besorgt von Dr. K. Gottl. Bretschneider. Lpz. 1831. 8. (Baumgärtner.)

Erläuterungen zu M. J. Ch. Försters Lehrbuch der christl. Religion nach dem Katechismus Lutheri (12. Aufl. 1831), aufgesetzt für den Lehrer, zunächst bei'm Gebrauch dieses Lehrbuches, aber in Verbindung mit diesem auch bei andern Lehrbüchern brauchbar. Von Dr. K. G. Bretschneider, Lpz. 1831. 8. (Baumgärtner.) VIII. u. 160 Stn.

Ueber die Grundprincipien der evangelischen Theologie, und die Stufenfolge göttlicher Offenbarung in heiliger Schrift. Antwort an Herrn Prof. Dr. August Hahn in Leipzig, von Dr. K. G. Bretschneider. Altenburg. 1832. 8. (Mit dem Motto: „Ich gebe ihnen das Zeugniß, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand." Paulus zu den Römern, Kap. 10. V. 2.) VI. u. 242 S.

(Ueber die Lage des Christenthums in unserer Zeit und das Verhältniß christlicher Theologie zur Wissenschaft überhaupt, nebst einer Beilage: Der St. Simonismus als religiös-politisches System im Zusammenhange dargestellt. Ein Sendschreiben an Hrn. Dr. Bretschneider von Dr. August Hahn. Lpz. 1832. 8. 169 S.)

II. Exegese.

Liber Iesu Siracidae graece. Ad fidem codicum et versionum emendatus et perpetua annotatione illustratus a Car. Gottlieb Bretschneider. Ratisbonae. 1806. 8. (Montag u. Weiss.) XVI. u. 758 S.

Lexici in interpretes Graecos Vet. Testam. maxime Scriptores apocryphos specilegium. Post Bielium et Schleusnerum congess. et edidit Carol. Gottlb. Bretschneider. Lipsiae. 1805. 8. (Lebrecht Crusius.) VI. u. 281 S.

Capita theologiae Iudaeorum dogmaticae e Flavii Iosephi scriptis collecta; quibus accessit πάρεργον super Iosephi de Iesu Christo testimonio. Diss. inaug. theolog. quam sine praeside pro summis in theologia honoribus rite consequendis die XIII. mens. Aug. 1812 publice defendit C. G. Bretschneider. Viteberg. 8. (ex Officin. Grässleriana.) 48 S.

De libri sapientiae parte priore Cap. I.—XI. e duobus libellis diversis conflata. Auctor. C. G. Bretschneider. Viteberg. 1804. (litteris F. Z. Shiedrichii.) 4. Pars I. 35 S. Pars. II. 16 S. Pars III. 29 S.

Probabilia de evangelii et epistolarum Ioannis, Apostoli, indole et origine eruditorum iudiciis modeste subiecit C. Theoph. Bretschneider. Lipsiae. 1820. 8. (Barth.) XVI. u. 224 S.

Lexicon manuale Graeco-Latinum in libros novi testamenti. Auctore Carolo Gottl. Bretschneider. Lipsiae. 1824. 8. (Barth.) Tom. I. 444 S. Tom. II. 333 S.

Zweite Auflage: das. 1829. 8. Tom. I. XIV. u. 708 S.
Tom. II. 662 S.

Dritte Auflage: das. 1840. 4. 456 S.

III. Schriften, welche Zeitfragen in der Theologie behandeln.

Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Den Gebildeten der protestantischen Kirche gewidmet. Gotha. 1820. 8. (Justus Perthes.) VI. und 192 S.

Zweite Auflage. das. 1822. 8. VIII. u. 206 S.

Der Simonismus und das Christenthum. Oder: Beurtheilende Darstellung der Simonistischen Religion, ihres Verhältnisses zur christlichen Kirche, und der Lage des Christenthums in unserer Zeit. Lpz. 1832. 8. (Fr. Chr. W. Vogel.) VI. u. 215 S.

(In das Schwedische übersetzt: Simonismen och Krissendomen etc. üswers af J. Hahl. Norrköping, Bohlin. 1834. 8. 144 S.)

Die Theologie und die Revolution. Oder: Die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Lpz. 1835. 8. (Fr. Chr. W. Vogel.) X. u. 178 S.

Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: ob die evangelischen Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben? Lpz. 1830. 8. (Fr. Chr. W. Vogel.) 100 S.

Zweite Aufl. das. 1830. 8. 99 S.

(Bemerkungen über die Halle'sche Streitsache, und die Frage, ob die evangelischen Regierungen gegen den Ra-

tionalismus einzuschreiten haben? Mit Beziehung auf Hrn. Dr. Bretschneider's Sendschreiben und ähnliche Schriften. Lpz. 1830. 8.)

Zweites Sendschreiben an einen Staatsmann ꝛc. Lpz. 1830. 8. (Fr. Chr. W. Vogel.) 88 S.

Aphorismen über die Union der beiden evangelischen Kirchen in Deutschland, ihre gemeinschaftliche Abendmahlfeier und den Unterschied ihrer Lehre. Gotha, 1819. 8. (Just. Perthes.) XIV. u. 128 Stn.

Apologie der neuern Theologie d. evangelischen Deutschlands gegen ihren neuesten Ankläger, oder Beurtheilung der Schrift: „Der Zustand der protestantischen Religion in Teutschland ꝛc. v. James Rose. Aus dem Engl. Lpz. 1826. 8." Halle, 1826. 8. (C. A. Kümmel.) 66 Stn.

Die Unzulässigkeit des Symbolzwangs in der evangelischen Kirche. Aus den symbolischen Büchern selbst und deren Beschaffenheit nachgewiesen für alle Freunde der Wahrheit. Lpz. 1841. 8. (F. C. W. Vogel.) VIII. u. 131 Stn.

[Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Hrn. Dr. Bretschneider aus seiner Schrift über die Unzulässigkeit des Symbolzwanges nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit. Aus der evangelischen Kirchenzeitung. Berlin, 1841. 8. (Lud. Oehmigke.) 43 Stn.]

Antwort auf das aus der evangelischen Kirchenzeitung abgedruckte Libell: „die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Hrn. Dr. Bretschneider ꝛc." Aus der allgemeinen Kirchenzeitung abgedruckt. Darmstadt, 1841. 8. (Leske.) 35 Stn.

Der Streit über die Anbetung Christi, geführt im Februar und März 1840 zu Magdeburg, erzählt und beurtheilt von Dr. K. G. Bretschneider. Aus der allgemeinen Kirchenzeitung Nr. 61, 62, 63, 82, 91 besonders abgedruckt. Darmstadt, 1840. 8. (Leske.) 68 Stn.

Theologisches Gutachten über die Frage: ob die mit Unterlassung der kirchlichen Trauung von einem evangelischen mit der höchsten Episkopalgewalt bekleideten Landesherrn geschlossene Ehe und namentlich eine Gewissensehe desselben nach den Grundsätzen des evangelischen Christenthums für eine wahre Ehe angesehn werden könne. Lpz. 1844. 8. (Tauchnitz.) 46 Stn.

Ueber die jetzigen Bewegungen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Votum zur Förderung des Friedens abgegeben von ɩc. Lpz. 1846. 8. (Ph. Reclam.) IV. und 53 S.

Für die Deutsch-Katholiken. Ein Votum von ɩc. Jena. 1845. 8. 48 S.

Die deutsche Reformation der Kirche, nach ihrem Wesen und ihrem Werthe historisch dargestellt von Dr. K. G. Bretschneider. Lpz. 1844. 8. (Ph. Reclam.) VIII. u. 242 S.

Ueber die unbedingte Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die Kirchenbekenntnisse. Ein Bedenken von Dr. K. G. Bretschneider. Jena. 1847. 8. (C. Hochhausen.) IV. u. 96 S.

Kirchlich-politische Zeitfragen behandelt in zerstreuten Aufsätzen von Dr. K. G. Bretschneider. Lpz. 1847. 8. (Verlags-Magazin.) VI. u. 381. S.

Heinrich und Antonio, oder die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche; von Dr. K. G. Bretschneider. Gotha. 1843. 8. (Justus Perthes.) X. u. 288 S.

Die erste Auflage erschien 1826. 8. X. u. 269 S.
" zweite " " 1827. 8. X. u. 307 S.
" dritte " " 1828. 8. XII. u. 307 S.
" vierte " " 1831. 8.

(Englisch: Henry and Antonio, or the proselytes etc. etc. with additional notes by a minister of the lutheran church. [John G. Morris, pastor of the english Lutheran Church Baltimore.] Baltimore. 1834. 8.)

[Dr. Bretschneider's Heinrich und Antonio, oder die Proselyten der römischen und evangelischen Kirche. Fortgesetzt von Joseph Handschuh. Wien. 1828. 8. (Franz Wimmer.) X. u. 264 S.]

Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. K. G. Bretschneider. Halle. 1839. 8. (Schwetschke.)

1. Auflage Jan. 1839. VI. u. 210 S.
2. " 1839. " " " "
3. " 1839. VI. u. 216 S.
4. " Sept. 1839. VIII. u. 252 S. (Nebst dem offenen Briefe.)

[Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik. Lpz. 1839. 8. (Reclam.) — Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Anti-Bretschn. Merkwürdige Nachrichten vom Selbstmordversuche eines bereits gerichteten Delinquenten, oder literarische Variationen auf das Thema: O si tacuisses! Von dem Doppelgänger des Verfassers des Freiherrn von Sandau auf dem Richtplatze. München. 1840. 8. VIII. u. 166 S. — Generalbaß zu den literarischen Variationen des Herrn Anti-Bretschneider über das Thema: O si tacuisses! Eine selbsterbetene Proclamation, daß dieses merkwürdige Requiem vorhanden sei. Von einem kritischen Dilettanten aus der Mitte des lesenden und urtheilenden Publikums. Plauen. 1841. 8. (Verfasser ist Christ. Kraft, Privatlehrer zu Plauen.) 44 S. — Der Freiherr von Wiesau, oder die gemischte Ehe. Ein Seitenstück zu Bretschneider's Freiherr von Sandau. Von G. Jos. Götz. Regensburg. 1839. 8. (Joseph Manz.) VIII. u. 225 S.]

Clementine oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Dr. C. G. Bretschneider. Halle. 8. (Schwetschke.)
1. Auflage. 1841. XII. u. 227 S.
2. " 1841. " " "

Votum über eine neuerlich geforderte repräsentative Verfassung der evangelischen Kirche besonders in den „Wünschen der evangelischen Geistlichkeit Sachsens" abgegeben von Dr. K. G. Bretschneider. Lpz. 1832. 8. (Vogel.) VIII. u. 52 S.

Offener Brief an die Hochwürdigen Herren Bischöfe von Passau, Rottenburg und Würzburg, die von ihnen erlassenen Verfügungen über die Beerdigung der Protestanten betreffend. Darmstadt. 1844. 8. (Leske.) 52 S.

IV. Reformatoren.

Corpus Reformatorum. Ed. C. G. Bretschneider. Vol. I.—XV. Etiam sub titulo: Philippi Melanchthonis Opera

quae supersunt omnia. Ed. C. G. Bretschneider. Vol. I.—XV. 4 mai. Halis Saxon. (Schwetschke.) 1834—1848.

Ueber die Bildung und den Geist Calvin's und der Genfer Kirche. (Im Reformationsalmanach auf das Jahr 1820. Erfurt. 1820. III. Jahrg. 144 S.)

Luther an unsere Zeit, oder Worte Luthers, welche von unserem Zeitalter besonders beherzigt zu werden verdienen. Aus dessen sämmtlichen Werken zusammengestellt von Dr. K. G. Bretschneider. Mit einem Bildnisse von Luther, nach Cranach von F. Bolt gestochen. Erfurt. 1817. 8. (G. A. Kayser.) VII. u. 272 S.

Ioannis Calvini, Theod. Bezae, Henrici IV., Regis, aliorumque illius aevi hominum literae quaedam nondum editae. In memoriam sacrorum Genevensium ante tria saecula emendatorum ex autographis in bibliotheca ducali Gothana ed. C. Theoph. Bretschneider. Acced. IV. tab. aen. lap. incis. Lips. 1835. 8. (Vogel.) XII. u. 228 S.

V. Praktische Theologie.

Ueber Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung. Für Zweifelnde u. Trauernde. In einigen Religionsvorträgen v. Dr. K. G. Bretschneider. Lpz. (Barth.) 8. 1813. VI. u. 146 Stn.

Predigten an Sonn- und Festtagen gehalten von Dr. K. G. Bretschneider. Lpz. 1823. (Barth.) 8. Bd. 1. XVI. und 248 Stn. Bd. 2. VI. u. 290 Stn.

Casualpredigten und Reden bei besonderen Vorfällen und Veranlassungen in der Kirche und im Staate, während einer siebenundzwanzigjährigen Amtsführung, gehalten von Dr. K. G. Bretschneider. Gotha. 1834. (Becker.) 8. IV. u. 360 Stn.

Christliches Andachtsbuch für denkende Verehrer Jesu. Von Dr. K. G. Bretschneider. Halle. 1845. 8. 3 Thle. VIII. u. 390, IV. u. 394, IV. u. 380 Stn. Mit Bildniß u. Facsimile des Verfassers. — Neue Auflage: 1849.

(1807) Predigt am zweiten Bußtage über Daniel Kap. 9, 7.

„Du Herr, bist gerecht; wir aber müssen uns schämen." Schneeberg (gedruckt bei Fr. Fulde). 22 Stn. 8.

(1811) Predigt: Ob die Schuld der Sünde durch Reue, Besserung und Tugend ausgetilgt werden könne? Annaberg (gedruckt bei Hasper). 8. 24 Stn.

(1811) Predigt: Der fruchtbare Unterricht über das selige Leben nach dem Tode, in der Stelle 1 Petr. 1, 3—5. Annaberg. (Hasper). 8. 20 Stn.

(1812) Predigt bei der Einweihung der neuerbauten Kirche zu Grünhayn am 25. Oct. 1812. Schneeberg (Fulde und Hofmann). 8. 20 Stn.

(1813) Predigt über Psalm 68. V. 20, nach dem nächtlichen Brande des Hauptkirchthums zu Annaberg. Annaberg. (Hasper.) 8. 29 Stn.

(1813) Ueber die Veränderungen, durch welche das Christenthum und mit ihm ein besserer Zustand der Menschheit eingeleitet und herbeigeführt wurde; in Beziehung auf die Begebenheiten unserer Zeit. Eine Predigt über die Epistel Jes. Kap. 40. V. 1—5. Annaberg. (Hasper.) 8. 20 Stn. (Wiederholt in den Casualpredigten).

(1814) Predigt über Jesaias Kap. 14, V. 3—7 am allgemeinen Dankfeste wegen der am 31. Mz. geschehenen Einnahme von Paris. Annaberg. (Hasper.) 8. 16 Stn. (Wiederholt in den Casualpredigten).

(1814) Predigt über Esra Kap. 3, V. 10—13, gehalten am Dankfeste des 31. Oct. 1814. Annaberg. (Hasper.) 8. 20 Stn.

(1816) Das Fest der Ernte als ein wirksames Belebungsmittel der Religiösität. E. Predigt. Gotha. (Reyher'sche Buchdruckerei.) 8. 19 Stn.

(1816) Die besonderen Hindernisse, welche in unseren Tagen der nützlichen Verwaltung des evangelischen Predigtamtes entgegenstehen. Antrittspredigt zu Gotha. Gotha. (Hennings.) 8. 23 Stn.

(1816) Was einem Religionslehrer, wenn er sein Amt niederleget, gegen Gott und gegen seine Gemeinde obliege? Eine Predigt vom 1. Sept. 1816 in der Hauptkirche zu Annaberg

gehalten. (Waldenberg, gedruckt bei E. F. Wizsch.) 8. 23 Stn.

(1817) Zwei Predigten am ersten und dritten Tage des Reformations-Jubelfestes, den 31. Oct. u. 2. Nov. 1817, in der Augustinerkirche zu Gotha gehalten und mit erläuternden Anmerkungen und einer kurzen Nachricht von der Jubelfeier in der Stadt Gotha begleitet. Gotha u. Lpz. (Steinacker.) 8. 67 Stn. (Wiederholt in den Casualpredigten.)

(1817) Predigt an dem feierlichen Dankfeste wegen der vollzogenen Vermählung der Durchlaucht. Herzogin Louise mit dem Dchlchtgtn. Hz. Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. (Reyher.) 8. 20 Stn.

(1821) Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beschützerin der Gesundheit und des Lebens. Eine Predigt, gehalten am 14. Sonntage nach Trinitatis. Nebst einem erläuternden Vorworte über die Wunderkuren des H. Fürsten von Hohenlohe. Gotha. 8. 40 Stn. (Just. Perthes.)

(1824) Rede bei der Jubelfeier des Gymnasiums den 21. Dec. 1824 gehalten in der Kirche zu St. Augustin. Abgedruckt in: Beschreibung der dritten Jubelfeier des Gymnasiums zu Gotha. Gotha. 1825. (Glaeser.) 8.

(1825) Gedächtnißpredigt auf den Herzog Friedrich von S. Gotha u. Altenburg, gehalten am 20. Mz. 1825. Gotha. (Engelhard-Reyher'scher Verlag.) 16 Stn.

(1826) Predigt an dem feierlichen Dankfeste den 26. Nov. 1826 in der Margarethenkirche zu Gotha gehalten. Gotha. (Engelhard-Reyher.) 8. 24 Stn.

(1827) Predigt am zweiten Advent-Sonntage in der Kirche zu St. Margarethen zu Gotha zum Andenken der vor hundert Jahren erfolgten Einweihung dieser Kirche gehalten — nebst einigen historischen Nachrichten von der Kirche zu St. Margareth. Gotha. (Engelhard-Reyher.) 8. 24 Stn.

(1830) Ueber das pflichtmäßige Verhalten bei Mängeln und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft. Predigt über das Evang. am 23. Sonntag nach Trinitatis. Gotha. 8. (Becker.) 19 Stn.

(1830) Welche Gefühle die neuesten Zeitbegebenheiten bei dem wahren Christen erregen müssen? Eine Predigt. Gotha. (Engelhard-Reyher.) 8. 23 Stn.

(1833) Predigt am 26. Dec. 1833 gehalten von Dr. K. G. B. Gotha. (Engelhard-Reyher.) 8. 19 Stn.

(1835) Rede des H. General-Superintendenten Dr. Bretschneider und Predigt des H. Oberpfarrers F. G. Wendt am dritten Jubiläum der Genfer Reformation, den 23. Aug. 1835. Genf. 17 Stn. 8.

(1837) Predigt am Sonntage Reminiscere 1837 in der Hofkirche zu Gotha, gehalten v. Dr. K. G. B. (Was wir zu thun haben, wenn Christus unsern Seelen ein Heiland werden soll). Gotha. (Beim Buchbind. Jac. Höck.) 8. 16 Stn.

(1838) Predigt am 2ten Bußtage den 7. Dec. 1838. Gotha. (J. G. Müller). 1. 2. u. 3. Aufl. (1839.) 8. 18 Stn.

(1845) Predigt über die sich bildenden Gemeinden deutscher Katholiken. Gotha. (J. G. Müller.) 8. 16 Stn.

(1844) Predigt zum Gedächtnisse des am 29. Jun. 1844 selig verstorbenen Herzogs Ernst von S.-C.-G. Gotha. (Engelhard.) 8. 15 Stn.

(1844) Was hat die Reformation gethan, um die christliche Kirche zu einem Tempel Gottes zu machen? Predigt am Reformationsfeste 1844. Gotha. (J. G. Müller.) 8. 16 Stn.

Beleuchtung der neuesten Reformationspredigten und der antikatholischen Literatur überhaupt. Ein Beitrag zur Toleranzgeschichte des 19. Jahrh. von Const. Christ. — Dr. K. G. Bretschneider's Reformationspredigt, angegriffen von Constantin Christ, vertheidigt von P. Berneaud. Gotha. (J. G. Müller.) 1845. 8. 70 Stn.

(1848) Auf welche Macht nächst Gott müssen wir bei den bedenklichen Zerwürfnissen in der menschlichen Gesellschaft unsere Hoffnungen setzen? Letzte Predigt des Dr. K. G. Bretschneider, gehalten am Neujahrstag 1848. Nach dem Tode des Verf. aus seinen Papieren auf Verlangen dem Drucke übergeben. Gotha. (J. G. Müller.) 8. 12 Stn.

Außerdem sind in der Sonntagsfeier, herausgeg. von Zimmermann, mehrere Predigten abgedruckt, worüber die Register ders. den Nachweis liefern.

VI. Geschichte und Politik.

Teutschland und Preußen oder das Interesse Teutschlands am preußischen Staate. Von einem Nichtpreußen. Berlin. 1806. 8. (J. Fr. Unger.) VI. u. 114 Stn.

Der vierjährige Krieg der Verbündeten mit Napoleon Bonaparte in Rußland, Teutschland, Italien und Frankreich in den Jahren 1812—1815. Dargestellt von Dr. K. G. Bretschneider. Annaberg, 1816. 8. (Freyersche Buchhandlung.) Bd. I. VIII. u. 312 Stn. Bd. II. VIII. u. 547 Stn.

(Hierher gehören folgende Abhandlungen von Bretschneider in Pölitz, Jahrbücher der Geschichte und Statistik: 1) Ueber den Verfall des Mittelalterlichen in der christlichen Kirche. 1832. Sept. S. 215—242. 2) Der Supernaturalismus und die Monarchie. 1834. Nov. S. 403—434. 3) Ueber den Hang zum Mysticismus in unserer Zeit. 1829. Febr. S. 159—181. 4) Die Reformation und die Revolution. Eine Parallele. 1832. Febr. S. 97—126. 5) Zufällige Gedanken über die Ursachen der Veränderungen, welche zu unserer Zeit in der kirchlichen und bürgerlichen Welt sichtbar sind. 1833. Sept. S. 209—240. 6) Ueber das Verhältniß des Beamtenstandes zu der Monarchie. 1836. Oct. S. 289—313.)

VII. Abhandlungen in Zeitschriften.

1) In der allgemeinen Kirchenzeitung. (Man sehe die Registerbände.)
2) In der Zeitschrift „Hermes." (Desgl.)
3) In der Oppositionsschrift. (Desgl.)
4) In dem Journal für Prediger. (Vergl. die Registerbände.)
5) In der Halleschen allgemeinen Literaturzeitung. Jahrg. 1817—24. (Hier war nicht nachzukommen.)

(Bibliothek der Bekenntnißschriften der deutsch-katholischen Kirchen. Herausgegeben von Dr. J. G. Günther mit einem Vorwort von K. G. Bretschneider. Jena. 1845. 8. Sammlg. 1. — Außerdem lieferte Bretschneider noch mehrere Vorreden, als zu Umbreit's Choralbuch rc.)

VIII. Artikel im Conversations-Lexikon.
(Lpz. Brockhaus. 1848 ff. 9te Ausgabe.)

Abendmahl, Aberglaube, Ablaß, Absolution, Accommodation, Chr. Fr. v. Ammon, Analogie des Glaubens, Andacht, Anthropomorphismus, Auferstehung, Augsburgische Confession, Beichte, Beichtgeld, Beichtsiegel, Bibel, Bibelverbot, Biblische Theologie, Christenthum, Christologie, Christus, Confirmation, Dogmatik, Dogmengeschichte, Deutsche Kirche, Dreieinigkeit, Erbsünde, Erlösung, Exegese, Exorcismus, Fanatismus, Gebet, Gewissen, Gewissensfreiheit, Gnade und Prädestination, Gott, Gottesdienst, Heiliger Geist, Himmel (biblischer und kirchlicher Begriff), Inspiration, Jesus, Pietisten, Protestantismus, Rationalismus und Supernaturalismus, Reformation, Reformirte Kirche, Reinhard (Franz Volkmar), Religion, Religionsfreiheit, Religionsschwärmerei, Religionsunterricht, Religionswechsel, Religiosität, St. Simonismus.

Desgleichen lieferte derselbe eine große Zahl von Artikeln in das ebenfalls bei Brockhaus erschienene Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur, 4 Bde. und Conversationslexikon der Gegenwart, 5 Bde. Hier ist aber nicht nachzukommen.

Hier dürfte es auch am Orte sein, etwas über Bretschneiders Verhältniß zum Freimaurerbund zu sagen. Bretschneider trat 1809 in der berühmten Loge Archimedes zu den drei Reißbretern zu Altenburg als Mitglied ein. Nach seiner Uebersiedelung nach Gotha blieb er dieser Loge bis zum Jahre 1829 treu, und nahm an den Arbeiten der Loge Ernst zum Compaß im Orient von Gotha bis dahin nur als besuchender Bruder Theil. Erst 1829 trat er letzterer Bauhütte als wirkliches Mitglied zu, erlangte in derselben den Meistergrad, und nahm von jetzt ab, soweit es seine Zeit erlaubte, an den Arbeiten derselben Theil. Mehrfache Anträge, den ersten Hammer in derselben zu übernehmen, lehnte Bretschneider ab, wohl einsehend, daß es ihm zur Uebernahme dieses so geschäftsreichen Amtes an der nöthigen Zeit fehlen werde. Fast stets, wenn er in der Loge erschien, sprach er,

und stets, bis an seinen Tod, gehörte er dem viel verkannten Maurerbunde in treuer, thätiger Theilnahme zu, den er wahrhaft hochschätzte und oft im Gespräch als eines der segensreichsten Institute pries. Der großen Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin gehörte er als Ehrenmitglied an, so wie er von seiner eigenen Loge in späteren Jahren zum Ehrenmeister erwählt wurde. Die Mitglieder der Loge zu Gotha folgten seiner Leiche trauernd zu Grabe, und erwiesen dem in den ewigen Osten eingegangenen BBr. Meister auf maurerische Weise die letzte Ehre. An seinem Grabe sprach aber der hammerführende Meister die eben so wahren als beziehungsreichen Worte: „Das Licht, welches der Verewigte durch Wort und Schrift um sich her verbreitete, wird auch dann noch in vollem Glanze leuchten, wenn von denen, welche mit ihm wandelten, keiner mehr Zeugniß davon ablegen kann".

Von seinen in der Loge gehaltenen maurerischen Vorträgen ist nur einer dem Druck übergeben, unter dem Titel: „Jubelfest am 27. September 1827. Gefeiert von der Loge Ernst zum Compaß im Orient von Gotha zur Erinnerung an den ersten Maurerischen Hammerschlag in Thüringen im September 1741". Gotha, 1841. 8. 22 Seiten. Als Manuscript für BBr. (Er handelt: Ueber das Verhältniß des Maurerthums zum Kirchen- und Christenthum.)

In Beziehung auf die Aechtheit der Kölner Freimaurerurkunde schrieb Bretschneider: Fuitne Melanchthon hoc anno (1535), die S. Ioannis Baptistae in conventu solenni liberorum caementariorum? (Corp. Reform. Vol. II. Annal. vitae Phil. Melanchthonis p. XI.), und wurde durch diese Untersuchung die abermalige Prüfung der Kölner Freimaurerurkunde in Deutschland angeregt. (Außerdem vergl. seinen Aufsatz hierüber in der Allgem. Kirchenzeitung 1836, November.) Die Reihe der hierher gehörigen (Gegen-) Schriften s. bei Georg Kloss, Bibliographie der Freimaurerei. Frankf. a. M. 1844. 8. S. 217 f.

20.

Diese Predigt wurde von Bretschneider nicht so gehalten, wie er sie niedergeschrieben hatte, vielmehr führte er sie beim Vortrag in Vielem viel genauer aus; daher denn auch der nach seinem Tode auf vielfaches Verlangen veranstaltete Abdruck derselben durchaus mangelhaft ist, und das nicht wiedergiebt, was er beim Vortrag mit prophetischem Geiste verkündigte.

21.

Daß Bretschneider viele offene Anfeindungen als Gelehrter und Theolog erleiden mußte, ist bekannt und soll nur im Vorübergehen erwähnt werden. Sie ließen ihn ruhig und nur der Angriff des unwürdigen Dr. Hahn versetzte ihn in Aufregung, weil er nicht der Sache galt, derselbe vielmehr darauf ausging, Bretschneiders Charakter, seine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zu verdächtigen. Dessen Schrift fertigte er freilich mit seiner oben angeführten Gegenschrift gründlich ab, welche das Motto führt: „Ich gebe ihnen das Zeugniß, daß sie eifern um Gott; aber mit Unverstand!" Wie viele Angriffe er privatim erleiden mußte, wie viele Schmäh- und Drohbriefe zu verschiedenen Zeiten an ihn gelangten, davon gaben erst seine hinterlassenen Papiere Aufschluß. Denn bei seinem Leben haben nicht einmal die Seinigen davon etwas erfahren. Dergleichen legte er als Curiosität ruhig ad acta. Als Beispiel solcher Ausfälle und zu aller Welt Nutz und Frommen mag Folgendes dienen:

1) Ein Brief mit dem Postzeichen „Amsterdam", das Siegel ein W mit einer Fürstenkrone und der Jahreszahl 1826:

„Ich habe Ihre Proselyten Heinrich und Antonio gelesen und erlaube mir als Protestant Ihnen darauf zu bemerken, daß Ihr Urtheil über die katholische Religion durchaus unrichtig ist; überdieß lassen Sie einen Katholiken auftreten, der eher aus der

Zahl der 72 in Leipzig, etwa Prof. Krug zu sein scheint, der eben so, wie Sie, mit Finsterniß umhüllt ist. Legen Sie ab angebornes Vorurtheil gegen eine Religion, deren Stifter Christus selbst ist, und die nach dessen Versicherung bis ans Ende der Welt bestehen wird. Lernen Sie diese in ihren Grundlehren kennen, dazu ich Ihnen folgende Bücher empfehle: (folgen die Titel); lesen Sie diese mit Bedacht und bitten Sie Gott, daß er Sie für die Wahrheit empfänglich machen und erleuchten möge. Für wen schreiben Sie? Für Witzlinge, Religionsspötter und Verächter, die aus dem lauen Protestantismus entsprossen. Denken Sie an die Drohung von Christus: „„Wehe dem Menschen, der ein Aergerniß giebt"".

Ihr bis jetzt Glaubensgenosse."

2) Ein anderer Brief:

„Hochgeehrter, lieber alter gekrümmter Freund!

Mit tiefem Gefühle des Schmerzes hörte ich so eben, daß Sie durch häufiges, alle Nerven anstrengendes Bretschneiden an einem monströsen Buckel leiden und kaum mehr Athem schöpfen können. Ihre saure Arbeit gegen das Schiffchen Petri, wobei Sie schon so viele Jahre ein Meer von Schweißtropfen sich auspreßten, war stets vergebens, und Sie haben nichts anderes erlangt, als sich selbst großen Schaden zugezogen. Ich suchte in einer alten medicinischen Scharteke mit vielem Fleiße nach, wie diesem buckligten Uebel abgeholfen werden könne, und fand glücklicherweise ein Mittel dagegen."

(Nun wird scherzhafter Weise ein Thee von Salvia officin. empfohlen, um durch starken Schweiß alle Poren des vertrockneten Gehirns wieder zu öffnen, da doch bekanntermaßen Salbeithee von Aerzten angewendet wird, um starke Schweiße zu unterdrücken; und so geht diese Epistel in gemeinen Späßen und Reden bis zum Ende fort. Durch den darauf befindlichen Poststempel erfährt man, daß der biedere Verfasser dieses Briefes zu Bischofsheim weilet.) — Weitere Exempla sunt odiosa.

Portraits von **Bretschneider** existiren folgende:

1) Kupferstich von Fr. Müller. (Gotha, bei J. G. Müller.)
2) Stahlstich beim „Andachtsbuch". (Halle, b. Schwetschke.)
3) Lithographie. (Gotha, bei Hellfarth.)

Ueber sein Leben schrieben:

1) G. **Neudecker**, Nekrolog in der Allgem. Kirchenzeitung. 1848. Nr. 38.
2) Der neue Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 26. 1848. Bd. 1. S. 94—108.
3) Car. Theoph. Bretschneideri memoria. Scripsit E. F. Wuestemann. Gotha, 1848. 4. 16 S. (Engelhard.)
4) Der Artikel: „Bretschneider" in Meyer's Universallexicon.

Briefe.

1.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!
Hochzuverehrender Herr Magister!

Die gelehrten Untersuchungen, welche Ew. Hochedl. über das Buch der Weisheit angestellt und deren Anfang Sie mir zu überschicken die Güte gehabt haben, habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Sie sind ein Beweis, diese Untersuchungen, daß Sie nicht bloß die Gelehrsamkeit besitzen, die zu dieser Art von Forschung erforderlich ist, sondern daß Sie sich auch durch ein eignes unabhängiges Denken über den bloßen Sammler zu erheben und neue Ansichten zu eröffnen wissen. Uebrigens gestehe ich, daß ich die Sucht einiger neuern Kritiker, die sich der sogenannten höhern Kritik dazu bedienen, die aus dem Alterthum übrig gebliebenen Bücher in lauter Bruchstücke zu verwandeln, nie habe billigen können. Oft sieht man bloß da den Anfang von etwas Neuem, wo der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden nicht sogleich einleuchtend ist, und freilich ist es leichter, alles für übel zusammengeraffte Fragmente zu erklären, als einen Zusammenhang mühsam aufzusuchen. Wenn man noch überlegt, daß kein Alter mit der strengen Methode schrieb, die wir in unseren Tagen von einem guten Schriftsteller verlangen, und die ununterbrochen natürliche Folge der Gedanken oft genug selbst bei den besten Griechischen und Römischen Autoren vermißt wird, so muß man um so vorsichtiger werden, überall Fragmente zu sehen. Es lag manchem Schriftsteller daran, sich über verschiedene Dinge, die ihm wichtig waren, zu erklären, und er faßte sie, weil es ihm um methodischen Zu-

sammenhang nicht zu thun war, in ein und eben dasselbe Buch zusammen. Man würde sich nothwendig irren, wenn man diese Stücke darum, weil sie von verschiedenem Inhalte sind, auch verschiedenen Verfassern beilegen wollte; sind nicht die auffallendsten Verschiedenheiten des Stils und einander zuwiderlaufende Grundsätze in dergleichen Stücken vorhanden, so ist man, meines Erachtens, nicht hinlänglich berechtigt, die Identität des Autors in Zweifel zu ziehen.

Doch ich sehe der Fortsetzung der von Ihnen angefangenen Untersuchungen mit Vergnügen entgegen und setze nur noch die Versicherung bei, daß mir künftig jede Gelegenheit willkommen sein wird, wo ich Ihnen gefällig und nützlich werden und Ihnen den Beweis geben kann, daß ich mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit bin

Ew. Hochedlen

Dresden, gehorsamer Diener
am 1. Mai 1804. Reinhard.

2.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!
Hochzuehrender Herr Magister!

Der Gedanke Ew. Hochedl., den Sirach mit einer annotatione perpetua nach Koppischer Art herauszugeben, verdient, so viel ich urtheilen kann, allen Beifall. Allein ich wollte sehr rathen, diese Arbeit nicht etwa für leicht und für das Pensum eines einzigen Winters zu halten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie viel noch für die Kritik Sirachs zu thun ist. Was der neueste Editor der apokryphischen Schriften, Augusti, geleistet haben mag, weiß ich nicht; die älteren Herausgeber des Sirachs haben noch viel zu berichtigen übrig gelassen, wie jeder Kenner gestehen wird. Wie viel Fleiß und Mühe ist aber nicht nöthig, wenn man nur des instrumenti critici sich hier bemächtigen will. Es sind nicht nur alle aus Handschriften gesammelten Varianten und die in der Waltonischen Polyglotte vorhandenen alten Ueber=

setzungen sorgfältig zu vergleichen, sondern auch unzählige Citationen des Sirachs, welche bei den Patribus vorkommen, theils erst zusammenzubringen, theils von neuem zu vergleichen. Dieß schon ist nicht die Sache eines Winters, wenn sich Ew. Hochedl. nicht Schaden thun wollen. Was die Erklärung selbst anlangt, so ist nicht bloß nöthig, daß man die Alexandrinische Uebersetzung überhaupt und die apokryphischen Schriften des A. Test. insbesondere sich genau bekannt gemacht habe: man muß auch mit der Theologie des ganzen Alterthums vertraut sein, mithin nebst der Salomonischen insonderheit die Griechische, die der Rabbiner und des Talmud, selbst die Arabische, Persische und Nordische zu Hülfe nehmen. Meines Erachtens sind also reiche vorläufige Sammlungen nöthig, wenn man glücklich über den Sirach commentiren und eine ächt grammatische Interpretation liefern will. Sollten Ew. Hochedl. diesen zu verarbeitenden Stoff bereits beisammen haben, so würde Ihnen freilich alles erleichtert sein, allein ich gestehe, mir würde die bloße Verarbeitung desselben für ein halbes Jahr noch immer eine zu schwere Aufgabe sein, ich würde mir eine weit längere Zeit dazu nehmen. Verzeihen Sie mir, daß ich dieß so freimüthig sage. Ich glaube immer, ein junger Schriftsteller kann nicht vorsichtig und sorgfältig genug zu Werke gehen, wenn er mit einer wichtigen Arbeit hervortreten will, und er gewinnt dadurch gewiß allezeit mehr, als durch ein übereiltes und daher unreifes Werk. Schonen Sie übrigens auch hier Ihre Gesundheit und lassen Sie sich lieber Zeit, als daß Sie Ihre Kränklichkeit vermehrten. Ich wünsche Ihnen von Herzen Kraft zur Ausführung Ihres wichtigen Unternehmens und verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochedeln

Dresden, gehorsamer Diener

am 7. Sept. 1804. Reinhard.

3.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!
Hochzuverehrender Herr Adjunct!

Ew. Hochedl. haben mich durch die Güte, mit welcher Sie mir den ersten Theil Ihres Werks über die Dogmatik und Moral der Apokryphen zugeeignet haben, zu einer Dankbarkeit verpflichtet, die ich sehr lebhaft empfinde und werkthätig zu äußern gewiß nicht unterlassen werde. Ich finde nämlich Ihr Werk, so viel ich bei einem flüchtigen Durchblättern habe wahrnehmen können (eine genauere Lectüre hat bis jetzt meine Zeit noch nicht verstattet), sehr zweckmäßig und gut gearbeitet. Daß es eine Lücke in unserer Literatur ausfüllt, darüber kann kein Streit sein. Daß Sie aber diese Lücke auch gut und gründlich auszufüllen gewußt haben, scheint mir auch bei einer flüchtigen Ansicht Ihrer Arbeit in die Augen zu fallen. Die nöthigen philologischen Kenntnisse stehen Ihnen zu Gebote; daß Sie die erforderliche Uebung im Interpretiren haben, beweiset sich auf allen Seiten, und ganz besonders hat mir der Scharfsinn gefallen, mit welchem Sie die reinen Jüdischen Producte, wenn ich so sagen darf, dergleichen z. B. das Buch Sirach ist, von denen unterscheiden, die, wie das Buch der Weisheit, ganz unstreitig unter dem Einfluß einer ausländischen Philosophie geschrieben sind. Mit Vergnügen sehe ich also dem zweiten Theil Ihres Werkes entgegen, der mich in gewisser Hinsicht noch mehr interessirt, als der erste.

Uebrigens ersuche ich Ew. Hochedl. nicht ohne Bedacht, bei dem rühmlichen Fleiß, den Sie als Schriftsteller beweisen, ja die Geschäftigkeit des Docenten nicht zu vernachlässigen. Bei Ertheilung von Professuren und Pensionen wird hier vor allen Dingen danach gefragt, ob der, welcher sie erhalten soll, docire und Applausum habe; dieser Umstand entscheidet mehr, als schriftstellerische Arbeiten, weil man, wie mich dünkt, mit Recht, der Meinung ist, wer academische

Vortheile genießen und Professor sein wolle, müsse lehren können und wollen, und sich der academischen Jugend nützlich machen. Möge mir bald eine Gelegenheit zu Theil werden, bei der ich die Hochachtung und Ergebenheit werkthätig äußern kann, womit ich verharre

Ew. Hochedeln

Dresden, den 23. Juni 1805.

gehorsamer Diener
Reinhard.

4.

Leipzig, am 2. November 1805.

Ich bin zwar heute nicht im Stande, Ihren freundschaftlichen Brief, mein Theuerster, ausführlich zu beantworten; aber etwas ist besser, als gar nichts, und ich bin Ihnen so schon ziemlich lange einen Brief schuldig geblieben. Aber Sie sind zu billig, als daß ich hier erst Entschuldigungen nöthig hätte. Also zur Sache und zuvörderst herzlichen Dank für das Buch. Ich habe es erst seit einer halben Stunde in den Händen, woran die schlechten Wege Schuld sind, und habe also außer dem Titel nichts lesen können. Ich behalte mir aber vor, Ihnen gelegentlich darüber zu schreiben. Was Ihre Lage betrifft, so ist sie leider — die gewöhnliche. Ich sehe es ein, wenn Sie nicht Lust haben, durchaus ein academisches Lehramt zu erwarten, es koste, was es wolle, so müssen Sie bald ins Predigtamt. Deshalb dachte ich auch auf Colochau für Sie. Die Stelle ist nicht schlecht, und die Universität könnte Ihnen hinterdrein eine Probstey oder etwas dem ähnliches geben. Nun verschiebt es aber Menzel von Zeit zu Zeit um den Substituten anzuhalten, nicht als ob er den Colochauer Pf. nicht wollte, sondern weil er sich, seiner Bequemlichkeit ungeachtet, nicht entschließen kann, die schönen Einkünfte zu theilen. Ich höre aber, daß er künftiges Frühjahr dazu unwiderruflich bestimmt habe. Ich habe also schon vor vier Wochen an den M. Heßler geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Ich kann aber gar nicht

rathen, sich um die Substitution zu bewerben. Denn wahrscheinlich spricht Menzel dann geradezu, daß er keinen Substituten brauche, und Heßler ist der einzige, für den er sich entschließen würde. Wenigstens glaube ich, wie ich Menzel kenne, daß alles umsonst sein würde. Heßler ist der Bruder seiner Frau, das ist etwas anderes, und doch zögert er so. Haben Sie nur noch eine kleine Geduld, im künftigen Jahre ändert es sich gewiß. Es ist freilich eine schlechte Zeit, auch wegen der Schriftstellerei, um mit Freund Pölitz zu reden. Aber was hilft's. Auch ich habe jetzt meine Noth gehabt; meine Amtsveränderung kostet mich weit über 500 Thaler. An's Heirathen denke ich jetzt weniger als je. Ich habe vielmehr mich in meinen Ansichten noch mehr bestärkt, um nicht, wie viele meines Gleichen, den dummen Streich zu machen, jetzt zu heirathen und dann Noth zu leiden. Ich will jetzt noch einige Jahre omnibus curis solutus, laute für mich leben und noch einiges, so gut ich kann, zu Tage fördern. Das häusliche Leben muß, wenigstens in Stücken, sehr glücklich sein, wenn es nicht den Geist auf mancherlei Weise einschränken soll. Mit dem Hochzeitsgedichte wäre es also nichts. Aber kommen Sie doch so herüber. Wahrscheinlich werde ich den 28. h. pro loco disputiren. Vorher schreibe ich Ihnen auf jeden Fall noch einmal. Indessen grüßen Sie Pölitz von mir freundlich und versichern Sie sich, daß ich nie aufhören werde, Sie mit wahrer Hochschätzung zu lieben.

Vale et me ama. Der Ihrige

Tittmann.

(Von Dresden schreibt man, daß der Erzherzog Carl in Italien prächtig geschlagen habe, und daß er gerade auf Mantua losgehe.)

5.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!

Hochzuverehrender Herr Adjunct!

Sie haben mir mit Ihrer Schrift über die historisch-dogmatische Auslegung des neuen Testamentes ein sehr an-

genehmes Geschenk gemacht. Zwar habe ich bis jetzt noch nicht so viel Zeit gewinnen können, sie aufmerksam und bedächtig durchzulesen. Allein schon das flüchtige Durchblättern hat mich überzeugt, daß Sie ihr wichtiges Thema gründlich, mit richtigem geübtem Urtheil, mit dem erforderlichen gelehrten Apparat und mit der edlen Wahrheitsliebe behandelt haben. Es macht Ihnen wahre Ehre, daß Sie die biblische Wahrheit nachdrücklich in Schutz genommen und den ungläubigen Unfug, der mit der Interpretation des neuen Testaments getrieben wird, hier und da freimüthig gerügt, und demselben manches kräftige und heilsame Wort entgegengesetzt haben. Ich habe mir daher vorgenommen, Ihr Buch nächstens absichtlich und genau zu studiren; jetzt setze ich blos eine Kleinigkeit bei, die mir beim Durchblättern in die Augen gefallen ist. Der Verfasser des Buches: „Der Evangelist Johannes und sein Ausleger vor dem jüngsten Gericht", ist nicht, wie Sie Seite 274 in der Note bemerken, Oertel, sondern Superintendent Vogel in Wunsiedel, der den 1. Theil noch als Pfarrer in Arzberg herausgegeben hat. Von Oertel hat man bekanntlich eine deutsche Uebersetzung des Ev. Johannis mit Anmerkungen, die noch weit besser sind, als was Vogel über dieses Evangelium radotirt hat.

Meine Dogmatik ist so eben wieder unter der Presse. Da der Herausgeber todt ist, so hat sich der Verleger schon im vorigen Winter an mich selber gewendet und eine Revision dieses Buches verlangt. Diese habe ich ihm insofern versprochen, daß ich die Druckfehler verbessern und eine kleine Nachricht vorsetzen wollte. Uebrigens sollte das Buch ganz unverändert bleiben und selbst die Literatur nicht fortgeführt werden. Dieß hat sich der Verleger gefallen lassen, und ich hatte die Absicht dabei, die Besitzer der ersten Herausgabe nicht mißvergnügt zu machen, und, wenn mir Gott Leben und Kraft erhalten sollte, einmal einen zweiten Band von besonderen Ausführungen über einzelne wichtige Gegenstände der Dogmatik nachfolgen zu lassen, der dann zu jeder Aus-

gabe gleich gut passen könnte. Hätte ich Ihre Aeußerungen eher erfahren, so würde ich Ihnen das Geschäft, die zweite Ausgabe dieses Buches zu besorgen, mit Vergnügen überlassen haben. Jetzt ist's schon zu spät, denn es ist beides über die Hälfte abgedruckt und zu Ostern soll es fertig sein.

So sehr ich auch wünschte, Sie möchten die academische Laufbahn nicht verlassen, so weiß ich doch den Gründen, warum Sie in das Predigtamt überzugehen verlangen, nichts Erhebliches entgegen zu setzen. Melden Sie sich jedoch, wenn ich einen Rath geben darf, bei Zeiten um eine solche Versorgung, bevor dem Collegio das so eben organisirte Heer der Feldprediger zur Last fällt, welche, wenn der Friede geschlossen, vor allen Andern in Aemter gesetzt werden müssen. Ich verharre mit der größten Hochachtung und Ergebenheit

Ew. Hochedlen

Dresden, gehorsamer Diener
am 18. Nov. 1805. Reinhard.

6.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!
Hochzuehrender Herr Adjunct!

So viel ich bei einer flüchtigen Durchsicht habe wahrnehmen können (zu einem genauern Studio habe ich noch keine Zeit gehabt), haben Ew. Hochedl. eine sehr zweckmäßige und beifallswerthe Arbeit geliefert. Daß Sie die einzige wahre, das heißt: ächt grammatische Methode gebraucht haben, dieses Buch zu erklären, leuchtet sogleich ein. Da es uns gerade an einer solchen Bearbeitung desselben bisher noch gefehlt hat, so ist das, was Sie geleistet haben, um so verdienstlicher. Ich wünsche daher sehr, daß Sie nicht nur Veranlassung durch den Beifall des Publici erhalten, sondern auch Kraft und Muth haben mögen, über das Buch der Weisheit eben so zu commentiren. Uebrigens melde ich Ihnen mit Vergnügen, daß die Prolongation des academ. Stipendii zu Ihrem Vortheil bereits resolvirt ist. Mit der größ-

ten Hochachtung und unter Versicherung meiner Dankbarkeit für das mir überschickte literarische Geschenk verharre ich

Ew. Hochedeln

Dresden, gehorsamster Diener
am 20. Juni 1806. Reinhard.

7.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!
Hochzuehrender Herr Adjunct!

Daß eine Homiletik, in welcher die Regeln der geistlichen Beredsamkeit nicht als bloße Forderungen hingestellt, sondern unmittelbar aus guten Mustern entwickelt wären, ein sehr nützliches Buch sein und in unserer Literatur eine Lücke ausfüllen würde, davon bin ich längst schon überzeugt gewesen. Schon vor zwei Jahren ersuchte ich daher den Herrn Consistorialrath Wächter in Wien, der durch eine musterhafte Beurtheilung und Zergliederung einer meiner Predigten in dem zweiten Bande seiner praktischen Bibliothek für Prediger und Schulmänner bewiesen hatte, wie viel Beruf er zu einem solchen Werk habe, er möchte sich entschließen, eine solche Homiletik zu schreiben. Er entschuldigte sich aber theils mit dem großen Mangel an Hilfsquellen, dem er in Wien, bekannter Ursachen wegen, nicht abhelfen könne, theils mit der Menge seiner Geschäfte. Dieß erzähle ich bloß, um Ihnen bemerklich zu machen, daß mir der Gedanke von einer aus Mustern hergeleiteten Anweisung zur Kanzelberedsamkeit schon lange geläufig und werth gewesen ist.

Eine ganz andere Frage aber ist es, ob man bei einer solchen Anweisung nur die Werke eines einzigen Redners zum Grund legen könne? Es springt nämlich in die Augen, durch diese Beschränkung wird alles eine gewisse Einseitigkeit erhalten, die der Sache schadet. Ein Redner sei noch so musterhaft, habe noch so viel Producte geliefert, und sich wirklich in allen Arten der geistlichen Beredsamkeit gezeigt: der

allgemein gültige Canon für das Ganze der geistlichen Beredsamkeit kann er doch nicht sein, er hat seinen eigenthümlichen Charakter, eine besondere Manier, die in ihrer Art recht gut sein kann, aber doch nicht die einzig gute ist, und gewisse Vollkommenheiten, die man an andern Mustern findet, werden ihm gewiß abgehen. Eine vollständige Homiletik nach der oben bezeichneten Art scheint daher nur aus mehreren guten Mustern abgeleitet werden zu können.

Die Anwendung auf den Gedanken, welchen Sie mir in Ihrer letzten Zuschrift mitgetheilt haben, läßt sich nun leicht machen. Meine Predigten, wenn sie gleich viel Gutes, vielleicht sogar manches Vorzügliche haben mögen, sind doch wahrscheinlich am wenigsten dazu geeignet, bei einer vollständigen und ausreichenden Homiletik allein zum Grunde gelegt zu werden. Ich weiß es recht wohl, daß zu viel Einförmigkeit in der Anlage meiner Predigten herrscht; daß viele derselben einen steifen scholastischen Gang haben, daß die Diction nicht immer so passend und vollendet ist, wie sie es sein sollte; und manche Arten der geistlichen Beredsamkeit würden sich aus derselben schwerlich oder gar nicht ableiten lassen. Traureden, Leichenpredigten, Leichenreden, Predigten bei den Ernten, Tischweihe, Installationen u. s. w. sind gar nicht von mir gedruckt. Wollen Sie also die oben bemerkte Lücke in unserer Literatur durch eine vollständige, recht eigentlich angewandte Homiletik ausfüllen, so müssen Sie, meines Erachtens, Ihren Plan erweitern, müssen andere Muster dazu nehmen, und von meinen Arbeiten nur da benutzen, wo sie etwa am besten zur Erläuterung dienen können.

Sollten Sie jedoch über meine Sachen allein zu schreiben Lust haben, so kann ich, da Ihr Scharfsinn und Ihre Gelehrsamkeit gewiß etwas sehr Gutes und Brauchbares liefern wird, natürlich nicht das Mindeste dagegen haben. Freilich bleibt Ihre Schrift dann unvollkommen; aus meinen Predigten, wenn gleich ihre Zahl bald Legion werden wird, werden Sie vieles denn doch nicht erläutern können, wenn

Sie mir nicht mehr Gutes beilegen wollen, als ich habe. Auch hat man, wie Sie wissen werden, bereits etwas Aehnliches in der Schrift: „Reinhard und Ammon, eine Predigtparallele". Der Verfasser dieser Schrift hat sich mir, nachdem sie heraus war, bekannt gemacht; es ist der Prediger Linde in Danzig, der Herausgeber des Sirachs. Sie werden also überlegen müssen, ob es der Mühe werth sein dürfte, nachdem Wächter und Linde schon etwas über das Rhetorische meiner Predigten gesagt haben, diesen Punkt noch einmal öffentlich zur Sprache zu bringen? Meine Einwilligung kann ich, wenn Sie bei Ihrem Vorsatze bleiben und meine Bedenklichkeiten nicht erheblich finden, mit Vergnügen geben, Ihnen auch, wenn Ihnen die beiden oben genannten Schriften nicht zur Hand sein sollten, dieselben zum Gebrauch überschicken.

Ew. Hochedl. fragen noch, ob Sie, im Fall das Pastorat in Schneeberg erledigt werden sollte, um diese Stelle anhalten dürften? Das Collegium würde Sie freilich lieber auf der Akademie sehen, und es ist daher im Begriff, Sie zu einer Pension vorzuschlagen; welches ich Ihnen aber nur im engsten Vertrauen melde. Inzwischen wird es auch, eben seiner Gewogenheit wegen, nicht abgeneigt sein, auf eine andere Art für Sie zu sorgen; Sie können daher demselben, wenn der vorausgesetzte Fall eintreten sollte, Ihre Wünsche ohne alles Bedenken vortragen. — Mit der größten Hochachtung verharre ich

Ew. Hochedeln

Dresden, gehorsamer Diener
am 14. Juli 1806. Reinhard.

8.

Hochedler und Hochgelehrter Herr!
Hochzuverehrender Herr Adjunct!

Ew. Hochedl. erhalten hier die beiden Schriften, von welchen neulich die Rede war. Ich habe Greilings

Theorie der Popularität beigefügt, weil sich der Verfasser häufig auf meine Predigten bezieht und manche feine Bemerkung über dieselben macht. Auch Kindervater „über die nützliche Verwaltung des Predigtamtes" hat manches hierher Gehörige; sonderlich dürfte aus dem zweiten, kurz vor dem Tode des Verfassers erschienenen Theil der XV. Brief S. 216 f. Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Ich muß jedoch noch etwas beifügen. Seit dem neuen Jahre predige ich über die epistolischen Perikopen. Diese müssen, wie mich Nachdenken und Erfahrung bald überzeugt haben, ganz anders behandelt werden, als die Evangelia. Die Predigten dieses Jahres werden sich daher in Absicht auf Methode und Bearbeitung des Textes von allen, die bisher von mir erschienen sind, merklich unterscheiden. Das, was man populäre Schrifterklärung nennt, läßt sich bei den Evangelien fast gar nicht anwenden, bei den Episteln hingegen scheint mir diese Behandlungsart die einzig nutzbare zu sein. Kommt also Ihr Werk, wie ich fast vermuthe, bald heraus, und bevor Sie von diesen Epistelpredigten Gebrauch machen können: so fehlt demselben, meines Erachtens, etwas Wesentliches, nämlich das artificium, Texte, von mannichfaltigem, größtentheils lokalen und temporären Inhalt, so zu bearbeiten, daß ein logisches Ganzes von allgemein gültigen und für unsere Zeiten brauchbaren Sätzen herauskömmt. Nun erscheinen aber die Jahrgänge meiner Predigten bekanntlich, ohne meine Schuld, ziemlich langsam, wie denn die vom vorigen Jahre erst in einigen Wochen zu haben sein werden. Da Sie nun wenigstens noch ein Jahr auf die Epistelpredigten zu warten wohl nicht Lust haben werden: so ist mir beigefallen, ob es nicht rathsam sein dürfte, die bereits gehaltenen sieben- bis achtundzwanzig Predigten dieser Art Ihnen im Manuscript zuzuschicken? Vor Michaelis hätte ich dieses Manuscript nicht nöthig, bis dorthin würden Sie sich in demselben orientiren, und, was zu Ihrem Behuf nöthig sein dürfte, sich auszeichnen können. Die Hauptpunkte,

auf die es bei einer zweckmäßigen Behandlung der Epistel-texte anzukommen scheint, würden sich aus diesen Concepten ziemlich abstrahiren lassen; und da sie ohne alle wesentliche Veränderungen der Presse von mir übergeben werden, so würde das, was Sie vorläufig aus denselben bemerkten und extrahirten, mit dem nachherigen Abdruck genau zusammen-stimmen. Ich erwarte hierüber Ihre Erklärung; meine Concepte sollen an Sie abgehen, sobald Sie mir sagen werden, daß Sie sie brauchen können und wollen.

Die Stelle in Schneeberg wird wirklich vacant; Herr M. Richter hat mir selbst notificirt, daß er zum Superintendenten in Wurzen designirt sei. Sie werden sonach die Wahl haben, ob Sie um Collochau oder um Schneeberg bei dem Collegio bitten wollen. Immer komme ich jedoch auf den Gedanken zurück, daß es wünschenswerther wäre, Sie blieben dem akademischen Berufe treu. Sorgen würde das Collegium für Sie gewiß nach besten Kräften und vielleicht wird Ihnen schon jetzt eine Pension von Einhundert Thalern zu Theil. Haben Sie die Akademie einmal verlassen, so hat die Rückkehr auf dieselbe allemal gewisse Schwierigkeiten; das Fortschreiten hingegen ist, sobald sich eine Gelegenheit dazu zeigt, desto leichter. Ueberlegen Sie ja Alles reiflich; halten Sie sich jedoch versichert, daß ich meines Orts, was Sie auch für einen Entschluß nehmen mögen, Ihnen beförderlich zu werden, mich bestreben werde. Mit der größten Hochachtung verharre ich

Ew. Hochedeln

Dresden, gehorsamster Diener
am 6. Aug. 1806. Reinhard.

9.

Bei der theologischen Fakultät der hiesigen Universität wird in kurzem eine Professur erledigt werden, bei deren Wiederbesetzung ich auf Ew. Hochehrwürden, als einen durch seine Schriften sowohl, als durch rühmliche Zeugnisse mir

vortheilhaft bekannten protestantischen Theologen, Rücksicht nehme. Die vornehmsten Lehrobjecte dieser Professur, für welche ein fixirtes Jahresgehalt von Eintausend Thaler bestimmt ist, werden Pastoral-Theologie und Homiletik, und mit ihr wird zugleich die Direction eines zu errichtenden theologischen Seminarii verbunden sein.

Ich wünsche recht sehr, daß Ew. Hochehrwürden diese Stelle annehmen möchten, und füge der vorläufigen Anfrage: ob ich mich, wenn der Ruf an Dieselben ergeht, einer Zusage versichert halten kann? — noch die Bitte hinzu, Sich darüber bald zu erklären, damit ich sogleich das Weitere veranlassen kann.

Königsberg, den 21. May 1809.

Humbold.

An
den Herrn Prediger D. Bretschneider
Hochehrwürden
zu
Schneeberg im Königreich Sachsen.

10.

Hochehrwürdiger und Hochgelahrter Herr!
Hochzuverehrender Herr Superintendent!

Ew. Hochwürden sind meines Wissens schon einmal befragt worden, ob Sie nicht geneigt wären, als Professor der Theologie nach Königsberg zu gehen, und Sie haben auf diese Anfrage eine abschlägliche Antwort ertheilt. Gleichwohl werde ich veranlaßt, eine Frage noch einmal an Sie ergehen zu lassen. Man wäre nämlich in Königsberg geneigt, Ihnen die dort vacante, mit Eintausend Thalern salarirte theologische Professur zu conferiren, und mit derselben ein gleichfalls vacantes Predigtamt zu verbinden, welches, freie Wohnung mit eingerechnet, 588 Thlr. jährliche Einkünfte hat. Bei dem ernstlichen Wunsche, Sie für die Universität zu Königsberg zu gewinnen, würde man gewiß geneigt sein, Ihnen in der Fol-

ge noch größere Vortheile zu bewilligen, und Ihnen Ihre Lage möglichst angenehm zu machen.

Daß Ew. Hochehrwürden in dem Amte, welches Ihnen hiermit angeboten wird, von Ihren Talenten und von Ihrer Gelehrsamkeit einen für die Sache der Wahrheit und für das Reich Gottes auf Erden weit ausgiebigern Gebrauch machen könnten, als in Ihren gegenwärtigen Verhältnissen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Ich weiß es aus eigner Erfahrung, was es heißt, Lehrer der Religion zu bilden, und wie unschätzbar der Einfluß ist, welchen man auf diese Art äußern kann. Daß die Geschäfte, welche Sie in den Aemtern zu Königsberg zu verwalten hätten, auch Ihres Geistes würdiger wären, als ein großer Theil derer, welche Ihnen gegenwärtig obliegen, darf ich Ihnen nicht erst bemerklich machen. Es kommet hinzu, daß die Stimmung, welche jetzt in den Preußischen Staaten herrscht und welche der Hof selbst angenommen hat, für Männer, welche der Religion mit Nachdruck nützen wollen, überaus günstig ist; daher ich nicht ohne Grund hoffe, daß Sie sich, wenn Sie sich entschließen könnten, nach Königsberg zu gehen, dort bald eines sehr großen Einflusses bemächtigen würden.

Bei solchen Umständen kann ich den Wunsch nicht verhehlen, daß Sie sich für die Ihnen gemachten Anträge bestimmen möchten. Nicht, als ob ich den Verlust nicht fühlte, den das Vaterland durch Ihren Abgang leiden würde; ich müßte Ihren Werth weniger fühlen, als ich ihn fühle, wenn ich jenen Verlust nicht anerkennen wollte. Aber jetzt kommt es darauf an, in einem ansehnlichen Königreich Europa's der Religion wieder aufzuhelfen und die Absichten eines Königs zu unterstützen, dem dieser große Zweck am Herzen liegt. Dazu würden Sie in den Verhältnissen, welche man Ihnen in Königsberg anweisen will, sehr kräftig mitwirken, und mithin für die große gemeinschaftliche Sache unseres Herrn unendlich mehr ausrichten können, als in Annaberg. Das dortige Amt kann ein Mann mit weit geringern Fähigkeiten und Kenntnis-

sen, als Sie besitzen, noch immer gut verwalten; Sie sollten einen höhern Wirkungskreis, für welchen Gott Sie mit den nöthigen Gaben ausgerüstet hat, vorziehen. Wäre Ihnen vielleicht darum zu thun, mit einem höhern Charakter gerufen zu werden, so glaube ich, auch diesen würde man Ihnen nicht versagen. Ew. Hochw. würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir Ihre Gedanken über dieses alles bald und, wo möglich, in einem ostensibeln Briefe mitzutheilen die Güte haben wollten. Inzwischen verharre ich mit gewohnten Gesinnungen der Verehrung und Dienstbeflissenheit

Ew. Hochwürden

Dresden, am 27. October 1809.

gehorsamster Diener
Reinhard.

11.

Hochehrwürdiger,
Hochgeehrtester Herr Superintendent!

Ew. Hochehrw. Predigt, am Sonntage Judica gehalten, habe ich zu meiner Erbauung durchgelesen und danke Ihnen für deren Mittheilung aufs verbindlichste. Die Lehre von der freien Gemeinde Gottes in Christo ist leider Vielen in unseren Tagen ein Aergerniß und Thorheit. Um so schätzbarer ist es, wenn die ersten Lehrer unserer Kirche sie mit warmen Herzen vertheidigen. Sie werden diese Lehre auch in der beifolgenden Liedersammlung bestätigt finden, die ich Ihnen zu übersenden mir die Freiheit nehme. In vorzüglicher Hochachtung beharre

Ew. Hochwürden

Dresden, am 19. Mai 1811.

ergebenster
J. C. W. Graf v. Hohenthal.

12.

Ew. Hochwürden

gütige Zuschrift war mir doppelt angenehm: nicht blos wegen der gelehrten und sehr belehrenden Beilage, sondern auch

als Beweis, daß Sie, nach einer langen Unterbrechung unseres Briefwechsels, meiner noch freundlich gedenken. Mit meinem aufrichtigsten Danke für dieses mir erzeugte freundschaftliche Wohlwollen verbinde ich den eben so herzlichen Glückwunsch zu dem erworbenen und längst verdienten theologischen Doctorate.

Mehrmals war seither von Ew. Hochwürden hier und in Weimar am herzoglichen Hofe die Rede, weil man wünschte, durch Acquisition eines so gründlichen Theologen wenigstens eine Lücke unserer theologischen Facultät wiederum würdig auszufüllen. Allein wir konnten nicht hoffen, daß Sie Ihre jetzige, so vortheilhafte Stelle, mit einer hiesigen, weit geringer besoldeten Professur vertauschen würden, und so wagte ich es nicht einmal, Ihnen einen Antrag zu machen; zumal nachdem es mir gelungen war, den D. Schott für die zweite theolog. Stelle zu gewinnen.

Beil. Diplom wollen Sie als ein Zeichen unserer gemeinschaftlichen Hochachtung mit Wohlwollen aufnehmen; und das andere gedruckte Blatt — welches nur scherzhaft die Form unserer Intelligenzblätter nachahmt und blos für Freunde bestimmt ist — mit der freundschaftlichen Theilnahme lese, welche Sie sonst mir zu spenden die Güte hatten.

Ich werde nie aufhören, mit der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit zu beharren

Ew. Hochwürden

Jena, gehorsamer Diener

den 2. Sept. 1812. Eichstädt.

13.

Dresden, den 28. Nov. 1812.

Ew. Hochwürden bin ich für die mir übersendete Einweihungspredigt dankbarst verbunden.

Was halten Sie von der van Eßischen Uebersetzung des N. Testamentes? Ich gestehe, daß sie mir sehr wohl gefällt, und ich sehr geneigt sein würde, sie in meinen Dorf-

schulen einzuführen, wenn ich nicht auf der andern Seite so eine unbegrenzte Ehrfurcht für Luthern und seine Bibelübersetzung hätte, daß es mir bedenklich scheint, dieser allgemein zum öffentlichen Gebrauch angenommenen eine andere zu substituiren. Mit Reformen dieser Art kann man nicht vorsichtig genug sein. Ein Nachkomme führt dann vielleicht eine von Bahrd, Augusti oder eine noch schlechtere ein. Immer der Ihrige

Hohenthal.

14.

Hochwürdiger,

Höchstgeehrtester Herr Doctor!

Ew. Hochwürden bin ich für die gütige Zuschrift vom 2. d. M. und deren Beilagen, insonderheit für den 1. Th. Ihres Handbuches der Dogmatik dankbarst verbunden. Es scheint mir eine sehr glückliche Idee zu sein, die symbolischen Bücher auf eine solche Art zu benutzen, wenn ich gleich die heilige Schrift als alleinige Erkenntnißquelle unseres Lehrbegriffs ansehe. Die Herausgabe der symbol. Bücher, deren ich mich zu bedienen pflege, ist die von J. G. Walch, Jena 1750, wo der deutsche und lateinische Text, die oft sehr verschieden sind, neben einander stehen. Ich pflege in der ersten Morgenstunde täglich in der Bibel und einem andern theologischen Buche, bald einem alten, bald einem neuern zu lesen. So habe ich in der letzteren Zeit Tittmanni Inst. Symb., Heideggeri Enchiridion biblicum (ein treffl. Buch), Ammons latein. Dogmatik rc. gelesen; jetzt: Reichel's Jesaias, 1759. So bald ich dies beendet, werde ich Ihre Dogmatik in die Hand nehmen, und freue mich im Voraus auf die darinnen zu findenden Belehrungen.

In unwandelbarer Hochachtung beharre

Ew. Hochwürden

Dresden, den 16. Juli 1814. ganz ergebenster

P. W. Graf von Hohenthal.

15.

Hochverehrter Freund!

Ich habe vor zwei Wochen den Antrag erhalten, eine theologische Professur in Greifswalde zu übernehmen. Allein meine hiesigen Verhältnisse machen mir es gegenwärtig inconvenabel, von diesem Antrage Gebrauch zu machen. Im Falle der Nichtannahme werde ich aufgefordert, Statt meiner einen andern Gelehrten in Vorschlag zu bringen. Da Sie mir schon einmal schrieben, daß Sie nicht ungeneigt wären, zum academischen Lehrberuf zurückzukehren, so habe ich Sie vorgeschlagen, in der Hoffnung, daß Sie mir diese Freiheit zu Gute halten werden.

Nach dem mir vorgelegten Etat trägt die Stelle, mit welcher das Pastorat bei der Jacobskirche verbunden ist, zwischen 1300 und 1400 Thaler. Wenn Sie Lust haben, so wird es gut sein, daß Sie Ihre Gesinnung sogleich dem gegenwärtigen Dekan der theologischen Facultät, Professor D. Parrow zu erkennen geben.

In der Eile empfehle ich mich Ihrer ferneren Gewogenheit

Erlangen, den 20. Sept. 1815.

Ihr ergebener Freund
D. Bartholdt.

16.

Dresden, den 9. Mai 1816.

Euer Hochwürden

sind seit langer Zeit ein Gegenstand meines Andenkens und meines Briefwechsels. Letzterer hat sich heute in mündliche Verhandlungen aufgelöst. Der Herr Herzog von Gotha, der sich in diesem Augenblick hier befindet, wünscht Sie an Löffler's Stelle zu sehen, und hat mich persönlich und vertraulich beauftragt, Ihre Gesinnungen hierüber zu erforschen. Was die Stelle trägt, sagt die Beilage, die ich mir zurück erbitte, in Ziffern der Kammertaxe; in Prosa mag das Einkommen 2400 Thaler betragen.

Meine Frage ist, wie ich schon bemerkte, vertraulich im vollen Sinne des Wortes. Denn als Sachse mit dem alten Frankenherzen, das nicht einmal die räuberischen P...n. fürchtet, muß ich Ihnen sagen, daß zwei Vacanzen, eine ungelehrt=gelehrte, und eine gelehrt=ungelehrte, Sie sehr nahe erwarten, und daß ich Ihre Beibehaltung von ganzem Herzen wünsche. Ob Alle, alle frommen Dresdner das von Ihnen und von mir wünschen, weiß ich nicht, glaube ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich Ihnen das Vergnügen, eine der bequemsten, besten und genußreichsten Stellen des protestantischen Deutschlands annehmen und ausschlagen zu können, nicht versagen darf. Eine verzögerte Antwort muß ich, wie die Sache gegenwärtig liegt, als eine verneinende ansehen. Freund Böttiger wird Ihnen dasselbe mit anderen Worten sagen. Sie denken an meine Uneigennützigkeit? — vergebens. —

Eine merkwürdige Casual=, Beicht=, Confirmations=, Leichen=, Festrede, — und was wäre von Ihnen nicht merkwürdig! — für mein (das sonst Löfflersche) Magazin, dessen Druck unverzüglich beginnt, würde mir sehr wohlthun. Das Honorar zahlt der Verleger selbst honett.

Am 15. k. M. werde ich mit Böttiger und unsern Familien in Annaberg ankommen, um am 16. nach der Therme zu reisen. Lassen Sie mich Ihrer trefflichen Frau Gemahlin und dem würdigen Herrn Postmeister Reiche nebst seiner, uns Dresdnern sehr schätzbaren, Gattin bestens empfohlen sein. Hochachtungsvoll

Euer Hochwürden

gehorsamster Fr. u. Dr.
Ammon.

17.

Dresden, den 10. Mai 1816.

Mein hochzuverehrender Freund!

Sie erlaubten mir schon früher diese Anrede. Heute ist sie mir doppelt werth, da ich ein vertrautes Wort zu

sprechen habe. Sobald Löffler in Gotha todt war, sprach ich mit unserm verehrten Ammon über einen würdigen Nachfolger. Unsere Ueberzeugungen begegneten sich vollkommen. Da der Herzog von Gotha mich seines gnädigen Zutrauens und öfterer Zuschriften würdigt, so trug ich kein Bedenken, Sie dem Herzog zu nennen und alles zu sagen, was ich hier nicht wiederholen darf. Der Fürst hat es gnädig aufgenommen, allein es kam ihm ein wahrhaft fürstlicher Gelust, der ihn den Versuch machen ließ, Ammon selbst zu Annahme dieser Stelle zu bewegen. Ammons Entgegnung war zart und dankbar, allein gleich so gestellt, daß die Herrn in Gotha über seine Meinung nicht in Zweifel sein konnten. Er nannte Sie in seinem Briefe als den Würdigsten. Demohngeachtet wollte der Herzog nicht ablassen und verdoppelte und vergoldete seine Anträge, bis nun endlich Ammon dem Regierungsrath Hoppenstädt, der in Auftrag des Herzogs mit ihm in Briefwechsel stand, geradezu abschlug, was ja in seiner Lage zu gewähren unmöglich war.

Während dieser Zeit hätte ich Ihnen gerne geschrieben. Allein es fehlte mir an einer rechtlichen Befugniß dazu. Auch begriff ich, daß Sie nicht den ersten Schritt thun könnten, noch würden. Nun müssen Sie von Gotha aus förmliche Eröffnungen erhalten haben. Dazu kommt der ausdrückliche m ü n d l i c h e Auftrag des Herzogs, der seit zwei Tagen hier in Dresden ist, und A m m o n, der ihm aufwartete, und aufs herzlichste von ihm empfangen wurde, und mir zu gleicher Zeit auftrug, Ihnen seine freundlichen Wünsche zu erkennen zu geben. Wahrscheinlich erhalten Sie mit der heutigen Post auch einen Brief von A m m o n, so sehr er auch jetzt mit den Candidatenprüfungen und andern Dingen beschäftigt ist.

Bei einer so wichtigen Angelegenheit darf ich mich freilich nicht als Rathgeber aufdringen. Doch wünsche ich u m d e r g u t e n S a c h e w i l l e n, daß Sie den Ruf annehmen. Es ist ein würdiger seegenvoller Wirkungskreis, der Ihrer

dort wartet. Sie kommen an die Spitze eines blühenden Gymnasiums, wo Sie selbst die Theologie lehren, in die Mitte der feinsten Geselligkeit und Cultur, und in einen Wirkungskreis, wo sich Ihnen durchaus nur befreundete Collegen und Gewalten zur Seite stellen. Sie sind schon Ihrer Stelle nach in Wissenschaft und Cultur der erste im ganzen, glücklichen Lande, und haben es mit einem Fürsten zu thun, der bei manchen Sonderbarkeiten, die man anders wünschen möchte, doch viel Verstand, und recht genommen, ungemein viel Gemüthlichkeit hat. Eine schöne, modern eingerichtete, geräumige Amtswohnung mit einem Garten am Hause, der sehr verschönert werden könnte, sind gleichfalls einladend. Dabei im Sommer die angenehmen Visitationsreisen, und wollen Sie sich Ihr Amt nur nicht durch Aengstlichkeit absichtlich erschweren, noch immer viel Bequemlichkeit und Muße zum eignen Studiren. Ich brachte noch fast den ganzen December vorigen Winters bei einem Freunde in Gotha zu, und war mit Löfflern, den ich einst schon von Guben aus in Frankfurt an der Oder genau kennen lernte, fast täglich in Gesellschaft. Von Weimar aus brachte ich fast alle meine Ferien in Gotha bei meinem ältesten Jugendfreund dort, dem Kirchenrath und Director Döring zu. So bin ich halb einheimisch in Gotha, und lebte ich nicht in Dresden, so möcht' ich nur in Gotha leben. Ja, sähe ich bei Tittmanns physischer und makrobiotischer Heilsordnung in den nächsten 10 Jahren nur eine Wahrscheinlichkeit, mit Ihnen, hochzuverehrender Freund, in Dresden selbst zu leben: so hätte ich gewiß mein eignes Vaterland zu lieb, um diesen Brief zu schreiben. So aber! — Ihre Frau Gemahlin würde sich gewiß auch in Gotha gefallen. Bei der freundlichsten Geselligkeit, die durch unerschütterte Wohlhabenheit genährt wird, ist doch kein überverfeinerter, luxuriöser Ton da. Es herrscht dort viel ruhige Familienglückseligkeit und Zufriedenheit.

Das ist es, was ich ohne Anmaaßung und Zudringlichkeit, der Wahrheit gemäß versichern kann. Bestimmen kann es Ihren Entschluß nicht, aber vielleicht erleichtern.

Den 11. Juni Abends hoffe ich mit meiner armen, sehr leidenden Frau und gleichfalls vielfach angegriffenen Pflegetochter in Annaberg auf der Reise nach Carlsbad einzutreffen. Ich werde darüber dem Herrn Postmeister Reiche, wenn der Zeitpunct näher heranrückt, noch weitläufiger schreiben. Bei dieser Gelegenheit hoffe ich Sie wenigstens auf ein Stündchen Abends — denn am folgenden Morgen soll die Reise sogleich nach Carlsbad fortgehen — sprechen zu können. Acht Tage später wird auch unser Ammon mit seiner Frau und einer seiner Töchter diese Reise nach Carlsbad über Annaberg machen.

Welchen Gebrauch Sie auch immer vom Inhalt dieses Briefes zu machen gedenken, weder hier noch nach Annaberg kommt davon durch mich irgend eine Kenntniß. Ammon und die H. H. Minister von Nostiz und von Hohenthal sind wohl die Einzigen, die bis jetzt hier einige Nachricht davon haben.

Mit der gefühltesten Verehrung

Ihr

ganz ergebener

Böttiger.

18.

Euer Hochwürden

haben nicht im Geringsten Ursache über die bemerkten Stellen in dem Briefe des Herrn D. Hoppenstädt unruhig zu sein: denn

1) bezieht sich seine juristische Cautel wahrscheinlich auf Vortheile, die der Herzog außer dem Etat in einem gewissen Falle bewilligen wollte.
2) müssen Sie wegen der Reisekosten vollkommen entschädigt werden, und das wird und kann nicht verweigert werden

Ihre Verbesserung ist klar: ich lege gern noch einmal das bewußte Verzeichniß vor. Da Serenissimus im Angesichte unserer Minister mit mir verhandelte, und ich mich nicht mit der schweren Schuld beladen wollte, einen unserer besten und hellsten Theologen ohne ihre Einwilligung dem Vaterlande zu entfremden, so dachten diese sofort an den Nachfolger von Euer Hochwürden, und empfahlen mir Herrn Herber in Wittenberg. Sie wissen nun von meinem verehrten Herrn Collegen Tittmann, daß dieser nicht zu haben ist. Wir dachten an Müllern in Neumark bei Zwickau, oder an Eisenstuck in Fortheim. Schreiben Sie mir doch vertraulich, mein würdiger Freund, wie, was, wo? Ich kenne die Patronate. — Finden Sie in Ihren Negotiationen Anstand, so kann ich Rath schaffen. H. ist mein alter Freund, und der Serenissimus mein gnädigster Gönner. Ein Verdienst, wie das Ihrige, bedarf nur der Organe und keiner Fürsprache.

Harte Schicksale haben mich in meinen Vaterfreuden gebeugt. Ich habe einen Bruder verloren und werde erst Ende Juli oder im August vom Carlsbade aus bei Ihnen eintreffen. Leben Sie bis dahin wohl, rüsten Sie sich zu gehen, wohin Sie Gott ruft, und grüßen Sie mir Ihre treffliche Gattin hochachtungsvoll. Meine Freude ist es, gute Menschen zu finden und mich mit Ihnen zu befreunden. Lieben Sie mich übrigens, so schreiben Sie künftig sonder Titel und Formeln an

Ihren

Dresden, den 29. Mai 1816.

treuen Freund
Ammon.

19.

Dresden, den 31. Mai 1816.

Mein verehrtester Freund! Nur drei Worte, Vorläufer von dreimal drei Worten, die am Trinitatisfest Abends gesprochen werden sollen. Unser ehrwürdiger Ammon schrieb Ihnen mit letzter Post. Sie müssen sich durch nichts in dem

Hoppenstädtschen Antrag irre machen lassen. Den Etat muß man Ihnen unverkümmert leisten, ebenso die Reisekosten, deren Angabe Ihnen überlassen bleiben muß, wie dieß auch der Fall war, als Löffler aus Frankfurt kam. Sie haben ohnstreitig schon durch Ihre Frau Gemahlin mehrere würdige Bekannte in Gotha. Auf jeden Fall nenne ich Ihnen aber die Kirchenräthin Döring, als eine sehr thätige und verständige Frau für öconomische Besorgungen, so wie meinen ältesten und treuesten Freund, den Kirchenrath und Director Döring, als den dienstfertigsten und redlichsten Mann, die sich beeifern würden, Ihnen alles zu leisten, was Sie wünschen. Auch die Amtswohnung des Directors Döring wird Ihnen die nachbarlichste sein. Welche Zufriedenheit erwartet Sie in dem freundlichen, hochcultivirten Gotha!!

Mit wahrer Verehrung und Freundschaft, die gern sich durch Proben bethätigen möchte,

Ihr

ganz ergebener
Böttiger.

20.

Dresden, am 14. Juni 1816.

Herr D. Hoppenstädt hat mir schon gemeldet, daß Ihre Angelegenheit, mein theuerster Freund, nicht nur entschieden, sondern daß auch Ihre höhere Anstellung — denn Löffler bekam diesen Gehalt erst nach zwanzigjährigem Dienste — eine Folge unserer Correspondenz sei. Lassen Sie uns darüber nicht böse sein. Mit Ihren Bemühungen für Eisenstuck bin ich einverstanden. Ich werde sie, was von mir abhängt, aus allen Kräften fördern.

Am 26. Nachmittags werde ich bei Ihnen sein und mit meiner Frau in der Post übernachten. Wie wäre es, wenn wir am 27. zusammen reisten und uns dem weiblichen Hofe von Gotha nebst dem Minister präsentirten? Daß ich dahin gewiesen bin, werde ich Ihnen mündlich sagen.

Kein Wort von Verbindlichkeit. Wollen Sie mich verbinden, so halten Sie durch den Herrn Postmeister 250 fl. Kaiserpapier für mich bereit. Ich zahle entweder baar, oder durch Anweisung auf Batherge, der hier meine Gelder in Händen hat. Es kommt zu keinem risico für Sie, denn bei dem Worte Oeconomie denke ich immer zuerst — an die Wurzel.

Eine Casualrede, ein besonderer Entwurf, ein Gebet, eine Catechese für das Predigermagazin von Ihrer Hand würde mir sehr wohl thun. Durchschauen Sie Ihren Ueberfluß, ehe Sie packen.

Ich freue mich sehr, Sie bald herzlich zu umarmen. Ganz der

Ihrigste
Ammon.

21.

Hochwürdiger,
Verehrtester Herr Generalsuperintendent!

Schon längst lauschte ich nach einer Gelegenheit, Ihnen, hochverehrter Mann, meinen Dank und den Dank von mehreren Hundert Theologen auszusprechen, für das unübertroffene Ideal von kirchlicher Dogmatik, wovon Sie uns mit einem ersten Theil beschenkt, — ja wohl — beschenkt haben. Und jetzt findet sich gerade eine, die uns noch dazu eine herrliche Aussicht, wenigstens in der Ferne zeigt.

In Heidelberg fehlt ein Professor der kirchlichen Dogmatik, da Daub mehr für Religionsphilosophie, und Schwarz mehr für praktische Theologie ist. Wer denkt da nicht gleich an den Mann, der uns eine solche Dogmatik gegeben hat? Auch ich und Mehrere, die sich aus Pflicht und Neigung für die Bildung unserer Theologen interessiren, dachten sogleich an Sie mit dem heißen Wunsch, daß Sie unser werden möchten. Dürften wir hoffen, wenn ein Ruf an Sie käme? Und unter welchen Bedingungen würden Sie allenfalls den

Ruf annehmen? Daß Heidelberg eine paradiesische Gegend hat, wissen Sie; daß es bei Weitem nicht so theuer als im Norden ist, kann ich Sie versichern; auch daß Daub, Schwarz, Kreuzer, Wilken, Voß der Vater und der Sohn, treffliche Männer sind; daß ein guter Ton auf der Academie herrscht, ebenfalls. Ich bin selbst einige Jahre Professor dort gewesen, und lebte sehr vergnügt dort. Sagen Sie mir doch bald ein Wort zur Antwort; und o! daß es eine günstige wäre! Mit hochklopfendem Herzen werde ich Ihren Brief erbrechen.

Vielleicht können Sie mir alsdann auch sagen, wenn der zweite Theil Ihrer Dogmatik erscheinen wird, auf den ich mit Vielen so sehnlich warte.

Nehmen Sie noch die Versicherung von meiner hohen, von aller Briefetikette unabhängigen Achtung an.

Eurer Hochwürden

Karlsruhe, den 20. Juli 1816.

wahrer inniger Verehrer
Ewald,
Ministerialrath.

22.

Dresden, am 30. Aug. 1816.

Ich eile,

mein werthester Freund,

Ihnen noch in Ihr altes Bisthum ein Wort des herzlichsten Dankes für Ihre Freundschaft, für Ihr Kaiserpapier und für Ihr neues lehrreiches Geistesgeschenk zuzurufen. Daß Sie schwer von Annaberg scheiden, ist natürlich; auch ich würde mich mit verwundetem Herzen aus den Armen solcher Freunde losreißen. Aber das Schicksal ruft den Mann, nicht nach Heidelberg, was selbst der phlegmatische Barthold ausschlug und was E—d, der Hetärenfreund, umsonst ausbietet, sondern nach dem freundlichen Gotha, das mir classisch dünkt, auch ohne die blonde Perücke des freundlichen Herzogs und seine Liebe zu den Griechen. Ihr Heidelberger Ruf sei Ih-

nen, mein verehrtester Freund, die Tapete, auf der Ihr Generalswagen hinrollt. Er beschäme Ihre Feinde, die falschen Freunde meine ich, auch wenn sie Quadrat und Winkelmaaß mit Ihnen in ein heiliges Viereck einschließt! Mehr erfahren Sie von mir in Gotha, wo ich Sie bitte, mich dem allerhöchsten Dualis und Minister zu Füßen zu legen, so weit sich das bei meiner widerspenstigen Natur bewerkstelligen läßt; vorher der Frau Generalin, und treuen Gruß dem Herrn Eisenstuck und Reiche. Der Himmel geleite Sie glücklich nach Canaan am Thüringer Walde nach den herzlichsten Wünschen

Ihres
treuen Freundes
Ammon.

23.

Dresden, den 27. Nov. 1816.

Mein verehrter Freund! Innigen Dank für Ihre liebe Zuschrift, die mich über so manches ins Klare gesetzt hat. Sie verließen in Annaberg einen sehr gemüthlichen und durch Zusammenleben trefflich angepaßten Kreis. Wie schön und rührend haben Sie dieß in Ihrer Abschiedspredigt gesagt, und wie ausdrucksvoll legt dies das Gedicht an den Tag, das mir als Ihr προπεμπτικὸν von Annaberg zugekommen ist! . . . . . und der mit ihm unter einer Decke steckende Breslauer Gothaner . . . . hatten viele sonst wackere Gothaner im Voraus gegen Sie eingenommen. Man schalt Sie einen orthodoxen Zeloten. Nun kam Ihre Antrittspredigt, die ich — Verzeihung wegen meiner Freimüthigkeit — selbst nicht so gehalten wünschte, wie sie wirklich hie und da etwas Strafendes hat. Schäfers unverständiger Eifer vollendete den nachtheiligen Eindruck und hätte Ihnen wohl noch größeren Schaden gethan, wenn man nicht alsbald begriffen hätte, daß Sie die Unklugheit dieses gallsüchtigen Mannes weder veranlaßten noch theilten. Man

wird damit endigen, Sie auf den Händen zu tragen. Ihr Edelmuth, Ihre gründliche Gelehrsamkeit, Ihr Fleiß im Predigen, Ihre Humanität muß ja durchaus jedes Vorurtheil besiegen und hat es, wie ich aus den lautersten Quellen weiß, schon größtentheils besiegt. Es herrscht viel Verfeinerung in Gotha. In manchem gleichen die geselligen Zirkel in Gotha schon dem Hannöverschen, englische Kälte und Zurückhaltung affectirenden Ton, besonders bei den Frauen. Allein es ist eine große Lichtmasse dort ausgegossen, viel gesunde und echt deutsche Politik in den Clubbs (nicht aber am Hofe) und ein rascher Ideenumtausch. Eine Gefahr könnte Ihnen drohen, wenn Sie gewissen Menschen, die immer gegen Löffler gewesen sind, zu viel Zutritt gestatteten. Wer Gutes zu Ihnen selbst über Löffler spricht, der traut Ihnen selbst Gutes zu, oder ist wenigstens kein Heuchler. Mit unbeschreiblicher Freude schreibt mir Döring von der Güte und Freundschaft, mit der Sie ihn behandelten. Gewiß er verdient Ihr volles Zutrauen. Er hat kleine Schwächen (vitiis sine nemo nascitur), aber er meint es gewiß ehrlich mit Ihnen und mit dem Gymnasium. Er ist ein echt lateinischer Rector, wie sie jetzt selten anzutreffen sind.

Sein Schwiegersohn, der Professor Regel, ist auch ein wahrer Biedermann, hat aber im Anfang etwas Abstoßendes, wovon man nicht irre werden muß. Denn von ihm heißt es auch, wie dort im Horaz steht: . . at ingens ingenium sub hoc inculto corpore. Er hat viel Charaktertiefe, und würde Ihnen, wenn er sich aufschließen wollte, wesentliche Aufschlüsse über Dinge und Menschen geben können. An der Prinzessin (Braut, wie ich höre) hat er seine Erziehungsweise beurkundet.

Sie werden Zeit zu literarischen Arbeiten gewinnen, vielleicht selbst eine Zeitschrift unternehmen. Das alles wird in Gotha weit besser zu bewirken sein, als in Annaberg, wo doch ein großer Theil Ihrer Einkünfte gar seltsam er-

practicirt werden mußte und selbst zuweilen μισθὸς τῆς πορνείας war. Wie wohl muß es Ihnen dagegen in Gotha sein, wo Sie an dem würdigen Hoppenstädt einen so theilnehmenden Collegen fanden. Mir hat es sehr leid gethan, diesen Mann, als ich gerade in diesem Monat in Gotha war, nicht besucht zu haben. Es war aber ein Kobold im Spiel. Und ich hätte ihn so gern wegen seiner alten Münzen befragt. Sagen Sie ihm dieß gelegentlich mit meiner aufrichtigsten Hochachtungsbezeugung.

An Thiersch würde Gotha eine große Eroberung machen. Er verbindet viel Wissen mit großer Lebendigkeit und Weltansicht. Glückwünschen wollt' ich dem Gymnasium, wenn der Historiograph ganz davon zurückträte. Der wackere Prof. Schulze könnte sich ganz in sein Fach werfen. Das ist auch ein sehr anstelliger, vielseitig gebildeter und redlicher Mann.

Durch vielvermögende Empfehlungen ist der hier erst angekommene Diakonus Lommatzsch zu Ihrem Nachfolger erwählt worden. Unser Ammon ist unschuldig an dieser Wahl. Auch glaube ich nicht, daß die Eisenstuckische Familie daran Gefallen hat. Der war unser Diakonus Jaspis, ein grundgelehrter Mann, mehr empfohlen. Aber der Rector Benedikt hat alle Steine bewegt. Nun, die guten Annaberger werden noch oft mit Sehnsucht an Sie denken.

Wenn es nicht dringende Noth heischt, bekommt mich der Sprudel so bald nicht wieder in seine Hexenküche. Lieber würde ich künftigen Sommer eine Reise über Weimar und Gotha nach Frankfurt und an den Rhein machen. Wer weiß, bekommen Sie nicht auch Lust, und wir machten dann von Gotha aus die Reise zusammen. Doch das liegt noch auf den Knieen der Götter.

Wenn nur erst der mehr noch durch allzugroße Aengstlichkeit und Erwerbsucht, als durch gänzlichen Mißwachs sorgenvolle Winter hinter dem Rücken wäre!

Meine Frau und meine Pflegetochter wünschen Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, mich eingeschlossen, bestens empfohlen zu sein. Ihr nächster Brief enthalte volle Bestätigung meiner besten Wünsche für Sie alle, und die Voraussetzung, daß Sie der Liebling aller guten Menschen in Gotha (und ihre Zahl ist groß dort) geworden und vollkommen zufrieden sind.

Die Reinhardischen Bücher gehen zum Theil sehr wohlfeil weg. Nur auf große und seltene Werke sind bedeutende Aufträge aus ferneren Gegenden da. Sie werden auch nicht leer ausgehen.

Mit unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft

ganz der Ihrige

Böttiger.

24.

Dresden, den 16. März 1817.

Mein hochzuverehrender Freund!

Wie erfreulich uns — diese Nostrification umfaßt natürlich auch Ammon und beiderseitige Gynäceen — Ihr letzter Brief und die lehrreichen Details darin gewesen, werden Sie selbst leicht ermessen, da Sie unsere herzliche Theilnahme an allem, was Ihnen Erfreuliches begegnet, schon kennen. Innigen Dank für die gehaltreiche Predigt. Es sind Worte des Lebens in der Zeit, mit der Zeit. Unser würdiger Ammon, sehr beschäftigt theils mit seinem Magazin, theils mit der Ausarbeitung seines Lebens Jesu für den thätigen Buchhändler Tauchnitz in Leipzig, der nun auch die Bibel stereotypirt, wird Ihnen wohl selbst seinen Beifall bezeugt haben. Von dem, fast mit lächerlicher Verbitterung geführten, Federkrieg habe ich die Actenstücke durch unsern Geisler, der sie kommen ließ, gelesen. Extra et intra muros, wie immer! hat doch Jacobs als reizender Urheber die meiste Schuld. Mit einigem Unwillen las ich in einer Beilage des

Weimarischen Oppositionsblattes eine fast an persönliche Injurien gränzende Anzeige. Da zu gleicher Zeit Bertuch dort den Verlag des Lösflerschen Nachlasses ankündigt, so greift man den Zusammenhang mit Händen. Doch das sind ἡμερόβιοι unserer Literatur, die sich leider jetzt ganz in nicht-sibyllinische Flug- und Tageblätter auflöset. Wir haben jetzt auch hier eine täglich erscheinende Abendzeitung und zu meiner Schande sei es gesagt, auch ich kann mich der frivolen Theilnahme daran nicht ganz entziehen und verliere, indem ich zum Behuf der mir angemutheten Theaterkritiken unser allerdings sich hebendes Theater oft besuche, viel schöne Stunden in Müssiggang. Indeß fühle ich wirklich auch, daß ich so anhaltender Arbeit, wie sonst, nicht mehr gewachsen bin.

Ich kenne keine würdigere Feier des Reformationsjubels, als indem wir Luther selbst reden lassen. Die Zeit ist vorbei, wo ein Cyprian Hilaria sammeln konnte. Unser Cultus hat andere Gestalt angenommen. Wie könnten wir in Sachsen 3 Tage lang Kirchendienst haben! Wohl haben die Schulen jetzt eine höhere Stellung. Schulacte, Schulprocessionen, Declamationen in den Schulen können da viel thun. Noch ist bei uns darüber kein Entschluß gefaßt. Geben Sie uns ja Stimmen Luther's. Denn hier kommt alles auf den Geschmack des Auswählenden an. Sollten unter den zahlreichen Autographis Ihrer Herzoglichen Bibliothek nicht noch unedirte Stimmen zu finden sein? Wie sind Sie mit Marheineckes Reformationsgeschichte zufrieden? Der gute Delbrück ist doch in aller seiner Gemüthswelt ein großer Schwärmer. Vielleicht veranstaltet Ihr genialer Herzog ein eignes Fest am Fuße des großen Candelabers. Ich könnte mir ein solches religiöses Volksfest sehr ergreifend und schön denken!

Wenn Freund Döring das vernimmt, so wird er den Kopf schütteln. Allein er bleibt darum doch mein Einziger unter dem Monde. Der Gedanke macht mich wahrhaft

glücklich, daß er Ihr ganzes Zutrauen und Ihre Freundschaft genießt, und daß auch das weibliche Concert so harmonisch zusammenklingt. Döring ist ein vielfach glücklicher Mann. An der Spitze eines solchen Gymnasiums!

Mögen die guten Annaberger mit Ihrem Nachfolger lange zufrieden sein. Beim Colloquium hat ihn Ammon gewaltig abgescheuert, und doch nur nach Verdienst. Die lateinische Ode auf des Königs Rückkehr, die ihm vorzüglich das Ritterkreuz brachte, ist, wie man in St. Afra fand, fast ganz aus J. M. Gesner's Opusculis abgeschrieben! Die Anzugspredigt war nach einem Brief aus Annaberg eine platte Alltäglichkeit.

Sollte der Dichter Thümmel, ohnstreitig mit einer Hadrianischen animula, vagula, blandula im Munde, seine rosenfarbene Seele aushauchen, so bitte ich Sie um die Gefälligkeit, mir dieß mit Angabe der Umstände seines Todes und seiner letzten Studien unverzüglich zu melden. Ich habe ein alt freundschaftliches und ein literärisches Interesse dabei.

Beauftragen Sie mich dagegen mit allem, was ich Ihnen im hiesigen Sprengel zu leisten vermag. Mein ältester Sohn hat sich in Leipzig zu Vorlesungen in der Geschichte habilitirt. Döring, sein Pathe und sein zweiter Vater, wird Ihnen sein Specimen vorgelegt haben. Ich empfehle ihn, der jetzt einen sehr harten Stand als hungernder Anfänger hat, Ihrem Wohlwollen.

Mit Einschluß meiner empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin meine mildgebietende Hausobrigkeit. Sie hat diesen milden Winter sehr erträglich zugebracht, vor Carlsbad aber haben wir eine heilige Schen. Ich möchte lieber im August eine kleine Reise dem Rhein zu machen!

Mit unwandelbarer treuen Freundschaft

ganz der Ihrige
Böttiger.

25.

Dresden, am 3. Juli 1817.

Eine saubere Freundschaft, die so stumm bleibt, werden Sie denken, mein Verehrtester, und doch gilt diese Klage nur meiner Hand und nicht meinem Herzen. Ich freue mich innig, daß Sie sich in Gotha gefallen und ein Band der Freundschaft und Liebe nach dem andern schlingen. Die rasche Thätigkeit in ihrem Berufe und auf dem Felde der Wissenschaften verbürgt mir zugleich Ihr körperliches Wohlbefinden und die Erfüllung eines meiner liebsten Wünsche. Ich bin sehr begierig auf Ihren Luther, und noch begieriger auf die Fortsetzung Ihrer Dogmatik und Ihre Ansichten der Evangelien. Mir ist unser Matthäus eine griechische Ueberarbeitung des ältesten palästinensischen Evangelii dieses Verfassers; Lukas hat sie schon vor Augen gehabt und verbessert; über den Markus (mit Ausnahme der zweiten Hälfte des letzten Capitels, welche sichtbar spätere Compilation ist) denke ich wie Griesbach; Johannes endlich scheint mir zwar ein *κήρυγμα τοῦ εὐαγγελίου* aus seinen Vorträgen zu enthalten, aber erst von einem seiner Amtsgenossen in Ephesus redigirt worden zu sein. Ich halte nur den ersten seiner Briefe für völlig authentisch. Daß Sie diese Gegenstände mit Ihrer Geistlichkeit lateinisch verhandeln möchten, ist mein Wunsch. Den Gebrauch der deutschen Sprache halte ich nur in den Prüfungen über Pastoralwissenschaften für zulässig. Das Aufrechthalten der humanistischen Studien unter unseren Theologen wird doch immer das sicherste Mittel bleiben, sie gegen die einreißende Mystik und Afterphilosophie zu verwahren.

In den Almosenkrieg über Löffler's Denkmal bin ich, wie Sie gelesen haben, auf eine sehr bittere Weise und doch ganz unverschuldet hereingezogen worden. Ich ließ einige Funken apologetisch-affulgurirend aussprühen, und werde mich freuen, wenn Sie das nicht mißbilligen. Der Verleger des Ma-

gazins ist angewiesen, Ihre kräftige Ordinationsrede unmittelbar zu honoriren, und bitte freundlich um Ihre ferneren Beiträge.

Am 20. v. M. starb hier der Bergrath Werner im 68sten Jahre und wurde gestern Abend, im Leichenpompe bis auf die Höhe von Gorbitz begleitet, seinen Freiberger Freunden überantwortet. Böttiger hielt im Bruderkreise eine Lobrede auf den Vollendeten, die ich, als Laie, mit großer Aufmerksamkeit anhörte.

Ihnen darf ich wohl im Vertrauen gestehen, daß mir Christus doch ein viel höherer τέκτων zu sein scheint, als der Urheber eines mystischen Bundes, der doch zuletzt nichts weiter, als ein schöner Naturtempel ist. Aber als dieser hat er auch meine ganze Achtung.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen als ein Fremdling in meinem eignen Hause; denn ich wohne seit acht Tagen in Tharandt und komme nur in die Sessionen hierher, bis meine Ferienzeit zu Ende geht. Legen Sie mich zuerst der Frau Generalin, dem Serenissimo, und zu halbem Stande auch unserem Freunde Hoppenstädt zu Füßen.

Mit unwandelbarer Verehrung und Liebe der

Ihrigste

Ammon.

26.

Koburg, den 16. August 1817.

Mein lieber Herr Generalsuperintendent!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Exemplare der Predigt, die Sie die Güte hatten mir zu schicken. — Nicht ohne Rührung gedenke ich der schönen Worte und guten Wünsche, die Sie in derselben für mich äußern, und gewiß werden sie einen bedeutenden Einfluß auf mein Glück haben, da Sie so deutlich zeigen, wie man die Gaben der Gottheit sich zu erhalten weiß. Der Herzog, mein Gemahl, sprach sehr viel in seiner Familie von den schönen Predigten, die

er in Gotha von Ihnen gehört hatte, und hat ein Exemplar für sich behalten.

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und grüßen Sie Ihre hübschen Kinder von mir.

Luise, H. z. Sachsen.

27.

Mein ehrwürdiger Freund! Eine alte Schuld lastet auf meinem Gewissen! Noch habe ich mich nicht für die köstliche Anthologie aus Luther bedankt, gewiß das Kräftigste, was in diesem Fache erschienen ist, und durch Classification, Auswahl und Anmerkungen classisch. Auch die Predigt las ich mit innigster Theilnahme. Ihr Brief an Ammon und dann an mich gab über Manches den Commentar. Daß Sie Ihr großes Dogmenwerk vollenden, muß in diesem Doppelsinn der alten und neuen Zeit allen wahrhaft Grundgläubigen sehr erwünscht sein. Unser Ammon, der heute als Landtagsredner dem Prachtdiner beiwohnt, welches die Landstände den Prinzen des Hauses, den Chefs der Collegien und dem diplomatischen Corps zu 200 Couverts geben, und auch politisch orthodox ist, wird Ihnen wohl seine bittere Arznei aus Claus Harms 95 Thesen (besonders abgedruckt aus dem noch nicht fertigen zweiten Stück des 2ten Bandes seines Predigermagazins) selbst zugeschickt haben. Selbst aus der preußischen Monarchie kommen ihm viele Stimmen des Beifalls, daß er dem neuesten Synkretismus der zwei sich evangelisch nennenden Parteien so tapfer widerspricht. Und Anfangs wollte er doch selbst diese Vereinigung sehr eifrig. Aber die Coalitionssynode in Berlin hat ihm sehr mißfallen. Auch der Domherr und Professor Tittmann, jetzt als Deputirter der Universität hier beim Landtage, richtet eine Schrift gegen diese Synodalerscheinung. So hat denn das Jubiläum nur neuen Zwist gesäet, *διὰ τὴν σκληροκαρδίαν τῶν ἀπεριτμήτων*.

Nach allem, was ich von vielen Seiten aus Gotha höre, sind Sie auf bestem Wege, bald ein wahres Schooßkind der Gothaner zu werden. Davon bin ich gleich Anfangs überzeugt gewesen. Auch die entschlossensten Rationalisten sehen doch, daß es mit Eis-Krystallisation gar zu kalt hergeht.

Wir bluten noch immer am preußischen Amputationsmesser. Nicht einmal die bessere Organisation der Universität Leipzig, deren enorme Theuerung den Verlust Wittenbergs doppelt schmerzhaft macht, kann vorgenommen werden, weil bis zu dieser Stunde die piae causae mit der Ausgleichungscommission noch nicht im Reinen sind. Dieß hemmt und lähmt auch unsern Landtag, der wohl bis zu Ostern dauern und gegen das Ende sehr lebhaft werden dürfte! Was haben Sie zur Wartburger Farce gesagt? Gelingt es den verbundenen Jünglingen, alle kleinen Orden in einen einzigen großen zu tauchen, so sind die Folgen unberechenbar. Die Pharaonen sind mehr als je durch ihre Veziers verstockt.

Gott gebe uns allen ein fröhliches Neujahr bei gutem Muth und gutem Gewissen. Mir und den Meinen erhalte er Ihre Freundschaft!

Mit unwandelbarer Treue

Dresden, den 23. Dec. 1817.

Ihr
ganz eigner
Böttiger.

28.

Dresden, am 2. September 1818.

Als ich,

mein verehrtester Freund!

Ihren letzten theuren Brief erhielt, war ich gerade im Begriffe, nach Eger aufzubrechen, wo ich dießmal meine Gesundheit mit gutem Erfolge gepflegt habe. Nach meiner Zurückkunft fand ich vier Exempl. des 2ten B. Ihrer trefflichen Dogmatik, von welchen ich drei an die Herren v. Färber, Nostiz und Hohenthal vertheilte. Mein Exem-

plar las ich sehr begierig und brachte auch sofort mein Urtheil für das Magazin unter Glas und Rahmen. Wir differiren fast nur in der Lehre von der Homousie, über die man wahrscheinlich streiten wird bis an das Ende der Tage. Was ich Ihnen, mein Verehrtester, zur Gegengabe darbiete, ist eine Kleinigkeit; doch denke ich nun an die 5te Ausgabe meiner Moral, die zu ihrer Zeit Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig erscheinen soll. Meine übrigen Wünsche werden Sie nächstens vernehmen, wenn ich Ihnen die Predigt über die nahe Jubelfeier des Königs sende. Heute wünsche, bitte ich nur noch um die Erhaltung Ihrer Liebe und Ihres Wohlwollens für

Ihren
treuen Freund und Verehrer
Ammon.

29.

Dresden, am 24. October 1819.

Verehrtester Freund!

Als ich diesen Sommer meinen Schwindel in das Carlsbad trug, rechnete ich nicht auf die ungemeine Trägheit, welche der Vorbote meiner Genesung sein sollte. Für diese danke ich dem Himmel und meinem Pferde — denn ich bin indessen zwar nicht General, aber doch Stallmeister geworden — und nun säume ich auch keinen Augenblick, Ihnen für die ausgezeichneten Geschenke zu danken, die mir jetzt erst zu vollem Genusse kommen. Es gilt dieß namentlich von Ihren gelehrten und scharfsinnigen Entwickelungen, die das nächste Stück des Magazins nach Verdienst zu rühmen wissen wird. Sie machen mich sehr auf Ihre Johanneischen Untersuchungen begierig. Meine Ansichten dieses Gegenstandes sind in einem Erlanger Programme enthalten. Die Materialien scheinen mir ächt, die Form von einem ephesischen διασκευαστής zu sein, eine Vermuthung, in der mich auch die Bertholdtischen Bemerkungen nicht irre gemacht haben.

Unsere theologischen Turner sind mit plumper Deutschthümlichkeit in das Feld der Politik eingebrochen und haben nun auch die ächte Freiheit gefährdet. Zuerst Hummel, nun Hornisse. Ich danke Gott, daß ich mit beiden nichts gemein habe, und bitte ihn, daß er mich ferner vor Finsterlingen bewahre, und vor Aufklärungsdragonern. Leben und Liebe ist nur in dem reinen Lichte, welches sanft erwärmt, und von beidem spenden Sie, mein Verehrtester, wie bisher einen sanften Strahl

dem Ihrigsten
Ammon.

30.

Ew. Hochwürden erhalten hier angeschlossen einen gedruckten, aber vertraulichen Brief an das Herzogliche Oberconsistorium, der durch das Unkirchliche, worüber wir in Dänemark eben sowohl, als Sie in Deutschland, so gerechte Ursache haben Klage zu führen, veranlaßt worden ist. Die vom Könige niedergesetzte Commission zur Revision unserer alten Kirchengesetze, die aus einem Mitgliede der dänischen Cancellei, dem berühmten Rechtsgelehrten Oersted und den beiden Pröpsten der Hauptstadt bestehet, (in der aber kein Bischof Sitz hat, weil diese nach vollendeter Arbeit ihr Bedenken über dieselbe geben sollen, und während derselben mit der Commission correspondiren) hat mir aufgetragen, die angesehensten deutschen kirchlichen Behörden und die bereits bestehenden Synoden mit dem Gange der Verhandlungen über die Kirchendisciplin bekannt zu machen, und mir Ihr Urtheil über die vorliegenden Punkte und zugleich Ihren Rath darüber auszubitten. Aehnliche Ideen werden gewiß auch bei Ihnen zur Sprache gekommen sein; und je wichtiger es ist, daß Einheit der Grundsätze in der ganzen evangelischen Kirche eingeführt werde, desto mehr ist es zu wünschen, daß man sich vorher über die vorzüglichsten Punkte mit einander

verständige, ehe man die Entwürfe der Beurtheilung und Sanction der Regenten unterwirft.

Daß man hier von Ihren Bemerkungen den discretesten Gebrauch machen werde, brauche ich Ihnen nicht zu versichern, das erfordert ja ohnehin die Natur der Sache!

Ich habe durchaus keine Verbindungen in Altenburg und lege daher das Schreiben an das dortige Oberconsistorium bei, mit der Bitte, dasselbe weiter zu befördern. Ich hoffe, daß der würdige Demme noch lebt, und zweifle nicht daran, daß ihn diese Sache gleichfalls sehr interessiren werde.

Zugleich sende ich Ihnen einen kleinen Prodromus. Was sagen Sie zu der Idee, auf die darin vorgeschlagene Art das wahre Geburtsjahr unseres Herrn auszumitteln? Die Astrologie kann keinen Anstoß geben; denn es kommt ja nicht auf astrologische Berechnungen, sondern auf die astronomischen Ereignisse, worauf diese gegründet waren, an. Keppler's Angaben sind übrigens nicht ganz genau, wie mir unser Astronom Schumacher, nachdem das Blatt gedruckt war, gesagt hat. Denn die Conjunction traf von Ende Mai bis Ende December a. u. c. 746 (nicht 747) ein: also etwas über drei Jahre vor dem Tode Herodis, wenn man dem Josephus zufolge diesen kurz vor Ostern 750 setzt; und dieses Jahr scheint mir nach dem Texte des Josephus wahrscheinlicher zu sein, als 751, indem die von ihm erzählten Begebenheiten zu wenig sind, um ein ganzes Jahr auszufüllen, wenn es gleich nicht geleugnet werden kann, daß viel zwischen der Mondfinsterniß am 13. März und dem Osterfeste 750 geschehen sein muß. Aber der Zusammenhang in Josephus' Erzählung scheint doch dafür zu sprechen, daß er nur die in wenigen Tagen eingetroffenen Begebenheiten im Sinne gehabt hat. Uebrigens ist das Jahr, in dem Herodes starb, jetzt von geringerer Wichtigkeit für die Frage über das Geburtsjahr Christi. Sehr wünsche ich zu erfahren, ob ältere Rabbiner, als Abarbanel, Bestimmungen der Art über die Geburt des Messias haben? Sollte die Herzogl. Bibliothek

darüber einige Auskunft geben können, so werden Sie mich durch die Mittheilung davon sehr verpflichten.

Der Steindruck, den ich beilege, ist nach einem babylonischen Steine gemacht, den unsere Universitätsbibliothek aus Calcutta erhalten hat. Meiner Meinung nach enthält er magische Formeln zur Beschwörung der Dämonen, daß sie der heiligen Stadt Bals keinen Schaden zufügen.

Mit der vollkommensten Hochachtung verharre ich

Ew. Hochwürden

Kopenhagen, ganz ergebenster Freund und Diener
den 16. März 1821. Münter.

31.

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank, mein lieber Herr Generalsuperintendent, für Ihre schönen Reden, die Sie die Güte hatten mir zu überschicken. Die einfachen, rührenden Worte verfehlen nie den Weg zum Herzen, zumal wenn sie, wie bei Ihnen, aus dem Herzen kommen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Zuhörer nie ohne gute Vorsätze und ungetröstet das Haus des Vaters verlassen, und ich bin deshalb doppelt betrübt, daß mir so selten die Gelegenheit wird, Ihren Predigten beiwohnen zu können. Ich hoffe Mitte Januar nach meinem Vaterlande zurückzukehren, und Ihnen dann mündlich meinen Dank und die Versicherung meiner wahren Hochachtung wiederholen zu können, mit welcher ich bin, mein lieber Herr Generalsuperintendent,

Ihre

Koburg, ergebene
den 21. Nov. 1823. Luise, Herzogin zu Sachsen.

32.

Hochwürdiger,

Hochverehrter Herr Generalsuperintendent!

Ew. Hochwürden Magnificenz erlaube ich mir anliegend die beiden ersten Stücke einer Zeitschrift zu überreichen,

welche seit dem Anfange dieses Jahres in Verbindung mit meinem Collegen Lücke begonnen ist, mit dem Zwecke, ein größeres gebildetes Publikum über kirchliche und theologische Gegenstände zu verständigen, und auf diesem Wege Irrthümern und fehlerhaften Neigungen der Zeit zwar entschieden, aber zugleich auch milde und ruhig zu begegnen. Indem wir derselben in Beziehung auf die inneren Gegensätze in unserer Kirche einen mehr versöhnenden Charakter zu geben wünschten, so zwar, daß sie die theologischen wissenschaftlichen Verschiedenheiten nicht verhüllen, aber doch immer auf die höhere religiöse Einheit hinweisen soll: so ist ihr anderer Hauptzweck der, die Sache des Protestantismus gegen die sich immer erneuernden Angriffe des Katholicismus, vorzüglich durch genaue und gründliche Entwickelung der Streitpuncte, zu führen.

Die Rücksicht auf diesen gewiß wichtigen und zeitgemäßen Zweck, der nur dann erreicht werden kann, wenn ausgezeichnete Theologen diese Unternehmung ihrer Unterstützung werth achten, gibt uns den Muth, Ew. Hochwürden Magnificenz Wohlwollen für diese Zeitschrift in Anspruch zu nehmen, und Sie um Beiträge für dieselbe zu bitten, welche so sehr dazu dienen würden, derselben innern Werth zu erhöhen und ihre äußere Verbreitung zu befördern.

Erfreulich würde es uns sein, wenn Ew. Hochwürden Magnificenz die Unternehmung auch einer Empfehlung in Ihrem großen Wirkungskreise für werth hielten, theils durch Bekanntmachung derselben, theils durch Ermunterung geeigneter Männer zur Mitarbeit.

Indem ich schließlich noch die Bitte hinzufüge, die Fortsetzung der Zeitschrift von dem Buchhändler annehmen zu wollen, drücke ich die ausgezeichnete Verehrung aus, mit welcher ich bin

Ew. Hochwürden Magnificenz

Bonn, den 29. Mai 1823.

gehorsamster
Gieseler.

33.

Verehrtester Herr Generalsuperintendent!

Da es mein Vorschlag an den Herrn Verleger des Journals für Prediger, welches künftig unter unseres Freundes Neander und meiner Leitung erscheinen wird, und unser beider Wunsch ist, daß Sie die Güte haben, die Stelle des nach der Verabredung noch hinzuzuwählenden Mit-Redacteurs anzunehmen: so habe ich die Feder ergriffen, um Ihnen diese Bitte vorzutragen, welche Sie uns hoffentlich nicht abschlagen werden und welche Freund Neander noch von dem Verhältniß aus, in welchem Sie längst mit ihm standen, unterstützen wird. Das Maaß der Arbeiten, welche Sie durch diesen Beitritt übernehmen werden, soll ganz und gar von Ihrer Bestimmung abhängen, um so mehr, da in Halle, wo das Journal ferner gedruckt wird, ohnehin ein großer Theil der unangenehmeren Redactionsgeschäfte besorgt werden müssen. Schlagen Sie nur die Hauptsache nicht ab, dem erneuten Journale Ihren Namen, Ihren Rath, Erzeugnisse Ihrer Gelehrsamkeit und Ihres tiefen und hellen Blickes und auch mir das schätzbare Vergnügen eines näheren Verhältnisses zu gewähren.

Mit vorzüglicher Achtung

J. S. Vater.

(Darunter folgt:)

Wäre es Dir möglich, mein theurer Bruder und Freund, mir zu gemeinsamen Geschäft im höhren Leben noch einmal die Hand zu reichen, wie es in unserer Jugend geschehen ist, so würdest Du der Arbeit, die ich durch den Beitritt zur Redaction des Journals für Prediger übernehme, einen neuen Reiz geben. Was Dir aber unser Freund Vater geschrieben hat, ist auch das Meinige, nur bin ich von dem Standpuncte der Vertraulichkeit noch etwas dringender, ob er sich gleich von Deinem Theilnehmen alles Gedeihen für den beabsichtigten Zweck verspricht. Ich glaube gewiß, daß Deine Geschäfte Dir so viel Zeit lassen, uns einen Theil

Deiner Kraft zu widmen, auch tritt das Unternehmen Deinem Plan, mit Schrötern zur Redaction der Oppositionsschrift zusammen zu treten, nicht entgegen. Ich hoffe, Du schlägst uns unsere Bitte nicht ab.

Ewig und unveränderlich

Merseburg, Dein treuer Bruder
den 12. Juli 1823. Neander.

Der Unterzeichnete gibt sich die Ehre, diesem Schreiben noch die Versicherung beizufügen, daß es sein größter Wunsch und angelegentlichste Bitte ist, daß Euer Hochwürden den obigen Antrag gütig annehmen. Herr Dr. Vater nimmt sich dieser Sache so eifrig an, daß ich durchaus nur seinem Rathe und Vorschlägen folge, und so auch die Versicherung gegeben habe, das bisherige Honorarium nach den neuern Zeitbedürfnissen bedeutend zu erhöhen, und so auch von meiner Seite was mir möglich ist beizutragen, um das Institut aufs neue zu beleben.

Die Einrichtungen, die zu treffen sind, nöthigen mich noch zu der gehorsamsten Bitte um baldige Mittheilung Ihres Entschlusses.

Hochachtungsvoll
A. F. Kümmel.

34.

Hochwürdiger,
sehr werthgeschätzter Herr Generalsuperintendent!

Sie haben die Güte gehabt mir ein Exemplar von der Gedächtnißpredigt, welche Sie auf den weiland Durchlauchtigsten Herrn Herzog Friedrich von Sachsen Gotha und Altenburg gehalten haben, zu übersenden, wofür ich Ihnen recht verbindlich danke.

Ich habe bei deren Durchsicht die Gefühle des herzlichen Bedauerns über den Verlust dieses guten Fürsten nicht unterdrücken können, immer werde ich Sein Andenken ehren, ein Gleiches werden aber auch alle Seine getreuen Un-

terthanen thun, so wie sie gewiß auch mit dankbarem Herzen des Gedächtnisses, welches Sie Ihm in Ihrer vortrefflichen Rede so schön aufgestellt haben, gedenken werden.

Empfangen Sie die Versicherung einer besondern Werthschätzung, womit ich bin

Eurer Hochwürden

Weimar, den 9. April 1825.

sehr wohlwollender
Carl August.

35.

Empfangen Sie, mein werther Herr Generalsuperintendent, meine Danksagungen für die schönen Reden, die Sie bei der für mein armes Vaterland so traurigen Veranlassung von dem Tode meines guten Oheims hielten. Es freute mich sehr, einen Beweis des Andenkens auch in der Ferne von einem so allgemein geschätzten Manne, wie Sie, zu erhalten.

Hier ist man beschäftigt eine protestantische Kirche zu errichten; der Prediger unserer kleinen Gemeinde ist der Conrector Juch aus Gotha. Was mir nicht gefällt und worin ich vielleicht sehr Unrecht habe, ist die Vereinigung der evangelischen Kirchen. Immer einfacher wird der Gottesdienst und verliert die rührende Feierlichkeit, die zu dem Herzen spricht.

Indem ich die besten Wünsche für Ihr Wohl hege, mein bester Herr Generalsuperintendent, verbleibe ich mit Hochachtung

St. Wendel, den 25. April 1825.

Ihre ergebene
Luise, H. z. S.

36.

Verehrtester Gönner!

Wer, wie ich, Jahr aus, Jahr ein einige Hundert Gelehrte, Geistliche, Schulmänner, Schriftsteller aller Art, Deos minorum et maiorum gentium, kennen zu lernen Gelegenheit hat, der ist unzählige Mal der schmerzlichen

Täuschung ausgesetzt, die Persönlichkeit berühmter Männer weit unter den Erwartungen zu finden, welche man von ihnen zu hegen sich für berechtigt glaubte. Diese Erfahrung habe ich bereits sehr oft machen müssen, und ich bin mehr als Einmal in dem Falle gewesen, die Vermehrung meiner Menschenkenntniß für einen recht traurigen Gewinn halten zu müssen. Um so mehr thut es aber nun dagegen dem Herzen wohl, wenn auch einmal der entgegengesetzte Fall eintritt, wenn man die gehegten Erwartungen nicht bloß erfüllt, sondern sogar übertroffen findet. Dieser Fall ist für mich bei Ihnen eingetreten, Verehrtester. Schon seit ich im J. 1807 als eben angehender Prediger Ihren Sirach studirte, habe ich Sie hochgeschätzt, und bin seitdem mit einer von Jahr zu Jahr steigenden Verehrung Ihnen zugethan gewesen. Einen wahren Genuß mußte es mir daher gewähren, als ich so glücklich war, mich durch eigenen Anblick überzeugen zu können, wie bei Ihnen echte Humanität mit theologischer Ehrwürdigkeit in so schönem Bunde sich darstellt, und ich habe es allenthalben bekannt, wie ich die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen zu den schönsten, oder vielmehr zu den wenigen ganz reinen Früchten meiner Septemberreise zähle. Dieß, und daß ich Ihnen mit einer hierdurch gesteigerten Liebe und Verehrung angehöre, habe ich schon längst schriftlich Ihnen sagen wollen. Aber ich bin, was dieses Capitel betrifft, ein recht armer beklagenswerther Mann; das Redactionswesen steht dem Drange meines Herzens immer hemmend und feindlich im Wege, und namentlich dafür, daß ich einmal einen Monat meiner Erholung gewidmet habe, habe ich schon recht hart büßen müssen. Nehmen Sie also den obgleich verspäteten Ausdruck meiner Liebe und ehrfurchtsvollen Gesinnungen auch jetzt noch wohlwollend auf; mein Herz schlägt mit immer neuer und frischer Kraft für Sie.

Hiermit verbinde ich nun aber auch die Erinnerung an ein mir gegebenes gütiges Versprechen. Hoffentlich haben

Sie es nicht ganz vergessen, daß Sie bei dem interessanten Kegelspiel in Ihrem schönen Garten gelegentlich einer vom Prof. Schulze mitgetheilten Notiz mir eine „Apologie der Reformation gegen den Geschichtschreiber Menzel" für die A. K. Z. zusagten. Ich habe darauf bisher mit größter Sehnsucht gewartet, und nach der Art, wie ich den neuen Jahrgang der K. Z. eröffnet habe, wäre gerade jetzt eine recht baldige Erscheinung dieses Aufsatzes sehr zu wünschen, wie ich ihn denn auch, Ihrer Güte vertrauend, in einem eben unter der Feder befindlichen eigenen Aufsatze vorläufig, als bald erscheinend, ankündige. Sie werden mich daher ungemein verbinden, wenn Sie mich durch recht baldige geneigte Erfüllung Ihrer freundlichen Zusage gegen den Vorwurf leerer Ankündigungen sicher stellen. Ueberhaupt, da nach genauer Berechnung die A. K. Z. von mehr als 20000, das Theol. Lit. Bl. von nicht viel weniger Menschen aus allen Ständen gelesen wird, so liegt es, meine ich, im Interesse der Sache selbst, wenn so bedeutende Männer sich zur Mittheilung Ihrer Ansichten ꝛc. über wichtige Gegenstände gerade dieses Organes bedienen. Möchte meine Bitte darum bei Ihnen nicht erfolglos sein. Einem Manne, wie Ihnen, überlasse ich gern selbst die eigene Bestimmung des zu zahlenden Honorars.

Im Quaterly Review, so weit es hier angekommen ist, habe ich noch nichts über ihre interessante Apologie der deutschen Theologie gefunden, und darum auch bis jetzt darüber geschwiegen. Sobald Etwas erscheint, werde ich den geeigneten Gebrauch davon machen.

Um nicht ganz leer zu kommen, theile ich Ihnen wenigstens vorläufig eine in meinen Collektaneen befindliche Notiz mit. In einem Buche, wo man dergleichen nicht leicht sucht, „Beiträge für die Wetterau, herausg. von Roth u. Schatzmann, H. 1. Frankfurt a. M. 1801", steht ein bis dahin ungedruckter Brief Melanchthons an den Burggrafen Brendel von Homburg, welcher ihn um einen Lehrer für

die Schule in Friedberg gebeten hatte. Das Buch ist mir eben nicht zur Hand. Sollten Sie aber weder den Brief, noch dieses Buch besitzen, so werde ich Ihnen mit Vergnügen für eine getreue Abschrift sorgen.

Hiermit für heute zu schließen, nöthigt unüberwindlicher Geschäftsdrang. Erhalten Sie mir Ihr theures Wohlwollen, und halten Sie sich dessen versichert, daß Sie keinen wärmeren Verehrer haben, als

Ihren

Darmstadt, aufrichtigst ergebenen
am 15. Januar 1829. E. Zimmermann.

37.

Hochwürdigster,

Hochverehrter Herr Generalsuperintendent!

Das denkende Magdeburg hat in seinen Geistlichen schmerzliche Verluste erlitten. Zu meiner unbeschreiblichen Freude bringe ich in Erfahrung, daß man daselbst ernstlich darauf denkt, wie es möglich werden könnte, Sie, Hochwürdigster! für den verwaiseten Dom zu gewinnen.

Möge der alliebende Lenker der Ereignisse nicht sowohl die pekuniären, als vielmehr noch alle übrigen Hindernisse eines solchen Vorhabens zum Heile des Lichtreichs beseitigen!

Eine Provinz unseres von Dunkelmännern aller Art bearbeiteten Staates, wo das Licht aus Gott so herrlich aufging, wenn auch nicht immer richtig fortgeleitet ward, bedarf der Männer, die mit echtlütherischer Festigkeit und Freudigkeit kräftige Geisteswaffen vereinigen, wenn das Reich der Finsterniß uns nicht um drei Jahrhunderte zurückschleudern soll.

Seit Alter und Kränklichkeit mich veranlaßten, meine Ephorie in der Provinz Sachsen freiwillig niederzulegen, verlebe ich hier, ganz im Stillen, den Abend meiner Tage, und wirke höchstens noch schriftstellernd unbedeutend fort, um

die Hand nicht ganz in den Schooß zu legen, da dem Geiste noch ein wenig Kraft übrig geblieben ist.

Das bei Wagner in Neustadt an der Orla erschienene „Handbuch für gebildete Bibelfreunde" ging dem anliegenden Schwanengesang voran.

Möge ich vor meinem Hinscheiden noch die Freude erleben, zu erfahren, daß Ew. Hochwürden durch Nichts behindert wurden, Gotha mit Magdeburg zu vertauschen.

Mit der innigsten Verehrung und wahrer Liebe hochachtungsvoll

der Ihrige

Potsdam, am 24. Juni 1831.

C. Wagner, k. Superint. a. D.

38.

Verehrtester Freund!

Was ich Ihnen vor einigen Monaten, wie Sie mit Recht sagen, „in freundlicher Hast" meldete, war allerdings Ausbruch der Freude über ein gelungenes Werk. Desto schmerzlicher ist mir nun das Mißlingen desselben ohne meine Schuld. Ich wende mich absichtlich von den Ursachen desselben ab, da ich voraussetzen darf, daß sie Ihnen bereits vollständig bekannt geworden sind.

Minder bekannt sind Ihnen, mein würdiger Freund, wohl die Verhandlungen, die in Beziehung auf eine dritte geistliche Stelle in unserem Collegio zuerst mit Thiersch auf höhere Anordnung angeknüpft und abgebrochen, dann von derselben Region aus mit Wahl eingeleitet worden sind. Es steht ihnen, wie ich nun vernehme, eine Hoffnung entgegen, die nach meinen bestimmten und wiederholten Vorträgen im J. 1821 nur die meinige sein kann. Ich bin weit entfernt, mich voreilig in diese wichtige Angelegenheit einzudrängen. Aber daß ich sie mannichfach zu fördern und zu erleichtern vermag, darf ich mir zutrauen. Sollten Sie diese Ansicht und meine Hoffnung theilen, so erlauben Sie

mir gewiß auch, Ihnen mit der alten und treuen Freundschaft entgegen zu kommen, die kein Wechsel der Ereignisse zu stören vermag. Es würde einen wesentlichen Theil meines Glückes ausmachen, wenn ich den letzten Theil meines, dem Himmel sei Dank! noch sehr kräftigen Lebens, in collegialischer Verbindung mit Ihnen hinbringen könnte.

In treuer Verehrung und Liebe

der

Dresden, Ihrigste

den 25. Juni 1831. v. Ammon, D.

39.

Leipzig, den 15. Juli 1831.

In diesem Augenblicke erhalte ich einen Brief vom Min. v. Lindenau vom gestrigen Tage, der als Antwort meiner Zuschrift vom 9. Juni dient, wo ich ihm über die (hauptsächlich von Ammon projektirte) Gestaltung des Schulwesens (mit Berufung Wahls nach Dresden) meine Meinung ganz offen schrieb, und ihm erklärte, daß Du der einzige Mann für dieses Directorium wärst: „daß ich zwar nicht wüßte, wie Du im jetzigen Augenblicke über eine Berufung nach Sachsen dächtest, daß Du aber nach Tittmanns Tode einen Ruf nach Dresden angenommen haben würdest, wenn damals nicht Herrenhuter und Katholiken an den Probabilien Anstoß genommen hätten, und daß ich deshalb muthmaaßte, Du würdest auch jetzt dazu nicht abgeneigt sein."

Darauf schreibt mir L. wörtlich:

„Da Bretschneider's Eintritt in unser Oberconsistorium eine höchst schätzbare Acquisition für uns wäre, so habe ich nicht verfehlt, diesen Gegenstand unserem Mitregenten vorzutragen, und ich finde mich zu meiner Freude ermächtigt, Ew. rc. zu ersuchen, bei Bretschneider vertraulich anzufragen, ob er als Oberconsistorialrath mit specieller Direction un-

seres gesammten Schulwesens in hiesige Dienste zurückzutreten geneigt sei und welche pecuniären Bedingungen er in diesem Falle machen werde. — Eine baldige Benachrichtigung hierüber würde ich mit großem Danke erkennen."

Ich sage Dir nicht erst, mit welcher Freude ich Dir dieß melde. Die oberste Direction des Schulwesens über 1,400000 Menschen ist Deiner würdig, auch ist das Feld schon reif zur Ernte. Viel, viel muß bei uns geschehen; es wird aber Deiner Kraft und Deinem hellen Blick gelingen, und Dein gefeierter Name geht der Sache voraus. Bald wird man im Kirchenrathe bloß an Dich sich wenden. Der Oberpräsident Gruner ist Lindenau's Liebling, und er will Alles, was Lindenau will. Mit Ammon wirst Du fertig werden. Die Andern zählen nicht.

Ich ersuche Dich daher,

1) meo nomine mit Deiner Frau (aber sonst noch mit keiner andern Seele) darüber zu sprechen und ihr zu sagen, daß sie Kreuzbrunnen auch in Dresden trinken könne, und daß sie nicht etwa mit einem Veto eintrete,

2) bejahend und bald zu schreiben, d. h. so:

   a. Du schreibst an L., meldest ihm Deinen Entschluß, giebst ihm offen an, wie hoch Du Dich in Gotha stehst, und überlässest ihm die Bestimmung des Gehaltes. Er ist honett; Du kannst es riskiren und diese Wendung stellt Dich in seinen Augen, wie ich ihn kenne, nur höher;

   b. giebst aber auch mir Nachricht davon, und schließest den Brief an L. mir bei, damit ich dem Minister vollständig antworten kann.

Ich läugne nicht, daß mir, im 59. Jahre und bei einem höchst traurigen körperlichen Zustande, nichts Erwünschteres, als Sachse und als Freund von Dir aus der Gersdorf-Lichtensteinischen Zeit, begegnen konnte, als Dir diese Mittheilung machen zu können und Dich wieder (zu Michaelis wahr-

scheinlich) im Vaterlande zu erblicken. Doch bis zur Entscheidung völlige Verschwiegenheit, damit nicht Bal-Tittmann-B.... eine Reaction bilden.

Es grüßt Euch Alle herzlich

Pölitz.

40.

Leipzig, den 23. Juli 1831.

Deinen ostensiblen Brief, liebster Freund, erhielt ich am 19ten und sandte ihn eod. an Lindenau mit einem ausführlichen Briefe von mir, worin ich in Hinsicht Deines Dresdner Wirkungskreises für die größte Selbstständigkeit in Universitäts-, Gelehrten-, Stadt- und Landschulen-Sachen sprach, so daß die Herren Collegen des Oberconsistoriums Dir darein nicht zu reden haben möchten.

Nun hat mir L. darauf nicht geantwortet. Daß aber die Sache günstig geht, schließe ich aus einem eben von Ammon erhaltenen Briefe vom gestrigen Tage, worin er schreibt: „Mit B. sind durch Sie Verbindungen angeknüpft, auf deren Entwickelung ich sehr begierig bin; die Sache ist im Gange, das weiß ich — nicht von unserem Freunde, aber von unserem Gönner, der die Angelegenheiten selbst leiten und ausführen will. Mögen sie in dem frohen Ausgange unseren Wünschen entsprechen!"

— Es ist — wie jetzt Europa steht — nicht ganz unmöglich, daß L. einmal abtrete (obgleich die Verfassungsfrage seit 4 Tagen [ich habe die Landtagsschrift der Ritterschaft und Städte bereits in Händen gehabt] so weit ist, daß Ritterschaft und Städte ihre Monita zur Entscheidung der Regierung gestellt haben, diese Klippe also für L. umsegelt ist). Sollte aber L. auch abtreten — was deshalb sehr unwahrscheinlich ist, weil in Sachsen kein Mann existirt, der seine Stelle erhalten könnte —, so ist der Prinz Friedrich ein herrlicher und so ganz aufgeklärter Fürst, daß er keinem Obscuranten und Absoluten Lindenau's Stelle gibt. Ich

habe den Prinzen in einer halbstündigen Privataudienz im September 1830 und dann hier zweimal im November in Privatunterredungen so kennen lernen, daß ich keinen deutschen Fürsten kenne, der an geistiger Bildung und Reife, an hohem Wohlwollen für alles Gute und an Freisinnigkeit der Aeußerungen (namentlich in Hinsicht auf Katholicismus) mit ihm verglichen werden kann. Es ist viel gesagt; aber es wird einem wohl in seiner Nähe. (Dieß ist bei seinem Bruder nicht der Fall!)

Besiege also alle Schwierigkeiten und wirke auf 1 Million 400000 Landsleute, so lange es Gott will, mit aller Kraft Deines Geistes, und daß Dein Name noch lange genannt werde, als des Reformators des Schulwesens in dem gebildetsten deutschen Staate. — Hoffentlich spreche ich Dich vor Deiner Ankunft in Dresden.

Pölitz.

41.

Mein lieber Herr Generalsuperintendent!

Sie werden mir erlauben, Ihnen meinen herzlichsten Antheil an diesen Tagen auszudrücken, wo Sie anfingen, so vieles Gute zu wirken, — ich freue mich unendlich, daß Sie, noch durch meinen geliebten unvergeßlichen Mann berufen, zu uns kamen, und daß ich so glücklich bin, Sie als meinen geistlichen Freund zu verehren. — Gott wird Ihre Bemühungen für dieses theure Land segnen und ich mich hoffentlich noch lange Ihrer Freundschaft erfreuen, welche Trost und Glück für mich ist. — Genehmigen Sie zugleich die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Freundschaft, mit welcher ich mich stets nennen werde,

Mein lieber Herr Generalsuperintendent,

Gotha, Ihre ergebenste

den 19. Sept. 1833. Caroline, H. z. Sachsen.

42.

Mein lieber Herr Generalsuperintendent!

Ich bin ungemein gerührt, daß Sie bei einer so wichtigen Angelegenheit, als die ist, welche Sie mir haben melden wollen, meiner gedachten, und ich darf behaupten, daß mein Antheil daran gewiß der freundschaftlichste und herzlichste ist. — Genehmigen Sie daher, mein geistlicher theurer Freund, meine innigsten Glückwünsche für Sie sowohl, als für Ihre Zukünftige; möchte das Band, welches Sie knüpfen wollen, ein recht glückliches sein! — Meine besten Wünsche werden immer bei Ihnen sein. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Braut recht sehr; ich werde mich gewiß freuen, so viel, wie nur möglich, Ihnen Beiden Beweise der aufrichtigen Hochachtung und Freundschaft zu geben, womit ich mich stets nennen werde,

Mein lieber Herr Generalsuperintendent,

Gotha, den 9. Mai 1834.

Ihre ergebenste
Caroline, H. z. Sachsen.

43.

Lich, den 16. April 1835.

Ew. Hochwürden

sage ich meinen besten Dank für die Mittheilung Ihrer Schrift: „Die Theologie und die Revolution", so wie für das freundliche Schreiben vom 23. v. M. Seit langer Zeit ist mir keine Schrift so willkommen gewesen, weil ich in derselben eine völlig mit meinen Ansichten übereinstimmende, eben so treffende als gründliche Darstellung desjenigen gefunden habe, was das wirkliche Bedürfniß der Kirche in jetziger Zeit ist. Ich habe sogleich mehrere Exemplare dieser nützlichen und vortrefflichen Schrift kommen lassen, um sie an diejenigen meiner Bekannten zu vertheilen, bei welchen dieß von Nutzen sein kann. Möchten doch Ew. Hochwürden es jetzt an der Zeit halten, den Inhalt von S. 136—141 jener Schrift

in einer sowohl populären als auch für den Gebildeten entsprechenden Darstellung weiter auszuführen. Wenn ich auch anerkenne, daß die exegetischen Arbeiten, mit denen Ew. Hochwürden dem Vernehmen nach beschäftigt sind, einen Grund legen, auf den die Zukunft weiter fortbauen mag, so würde doch ein Unternehmen, wie das angedeutete, einen schnelleren und möglicherweise noch größeren Nutzen stiften können. Eine solche Darstellung, eben so entfernt von hyperrationalistischen Irrthümern, als von den unseligen Verunstaltungen des Kirchenglaubens, von einem hochstehenden und geehrten Theologen ausgehend, würde Manchen für die Kirche gewinnen, der jetzt dem öffentlichen Gottesdienste, sobald er sich, was er doch sollte, mit den Kirchendogmen beschäftigt, nicht gelassenen Blutes beiwohnen kann, und sich entweder verkehrten philosophischen Theorien in die Arme wirft oder, wenn die richtige Beurtheilung bei ihm das Uebergewicht behält, an einem glücklichen Ausgange für die kirchlichen Angelegenheiten verzweifelt. Möchten Ew. Hochwürden dem Rufe, von dem ich glaube, daß er gerade an Sie ergeht, sich nicht entziehen.

Ew. Hochwürden thun mir das freundliche Anerbieten, mich in Angelegenheiten der Theologie mit Ihrer Meinungsäußerung erfreuen zu wollen. Ich kann Dasjenige, worauf es ankommt, um Ew. Hochwürden meine Ansicht mitzutheilen, ziemlich kurz zusammenfassen, wenn ich eine Stelle eines Briefes, den ich vor Kurzem an Prof. Karl Immanuel Nitzsch in Bonn schrieb, hierher setze. Dem Professor Nitzsch war die kleine, Ew. Hochwürden von mir mitgetheilte Schrift „über den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche in Deutschland" von einem meiner Bekannten zugeschickt worden. Er war so gefällig, mir eine ausführliche, sehr geistreich geschriebene Beurtheilung derselben zu übersenden, in welcher er sich hin und wieder mit einigen Sätzen jener Schrift einverstanden erklärt, die Richtung derselben im Ganzen aber nicht billigt, indem er den in jener

Schrift sub III. erwähnten wichtigen Rationalismus für einen bedenklichen Ausweg hält und auf den Umschwung der Wissenschaft durch die neuere Theologie hinweist, welche die kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit, Erbsünde, Versöhnung ꝛc. nicht allein in der heil. Schrift (also nach seiner Ansicht wohl auch in den Evangelien) enthalten, sondern auch einer der Vernunft gemäßen Auffassung für fähig und dem Bedürfnisse des Herzens angehörig erkenne. — Ich antwortete ihm unter anderen: Was die Bemerkungen Ew. betrifft, so bin ich am meisten mit den Einwürfen gegen §. 11 (jener kleinen Schrift) einverstanden. Wenn auch die dortige Entwickelung von dem kosmologischen Argumente dadurch verschieden ist, daß sie auf einer besseren subjectiven Grundlage beruht; so lege ich doch keinen besonderen Werth darauf. Sie ist mir nicht das Ziel, sondern nur der Weg, in welchem Lücken und Unebenheiten sein mögen. Im Ganzen kann ich von dem, was ich als die Grenze alles Wissens und Glaubens, mit einem Worte, aller Bestimmung des Menschen in Religion und Philosophie, angegeben habe, nicht zurückkommen. Ich möchte auch leugnen, daß die neuere Philosophie die unerledigt gebliebenen Parallelen der alten aufgelößt habe, so wie ich auch größtentheils die wirkliche Existenz dieser Probleme leugne, welche ich meistens für nichts anderes, als für verkehrt ausgedrückte Beängstigungen der menschlichen Vernunft halte. Alle Erscheinungen der neueren Philosophie machen mich in der Ueberzeugung keineswegs zweifelhaft, daß das Resultat aller richtigen Philosophie nur in dem Bekenntniß des Nichtwissens (oder in der Anerkenntniß jener Grenze) bestehen könne. Die Nachweisung dieser Grenze in Bezug auf Religion, oder die Nachweisung der Uebereinstimmung der Lehre Jesu in ihrem nach dem Inbegriff seiner Aussprüche und nach seiner eigentlichen Absicht aufgefaßten Gesammtbilde mit der angegebenen Beschränkung des religiösen Erkennens, würde, wenn sie zu Stande käme, die zweite Abtheilung enthalten. Sie wird aber wohl nicht zu Stande

kommen, da ich diese Ueberzeugungen für mich nicht aufzuschreiben brauche rc. — Ich kann mir den seit der Reformation bestehenden protestantischen Lehrbegriff, welchem die neueren philosophisch-dogmatischen Systeme sich anschließen, nicht ohne tiefe Trauer vergegenwärtigen. Soll ich meine Ueberzeugung kurz aussprechen, so ist es diese. Es mag den neueren philosophisch-dogmatischen Bestrebungen gelingen, einen Abschnitt, etwa von einem Jahrhundert oder darüber, in der christlichen Religion zu bilden; hierauf wird man vielleicht wieder neue Combinationen ersinnen, welche ebenfalls Abschnitte bilden können; zuletzt aber wird man, soll das Christenthum erhalten werden, durch eine völlige Umänderung des jetzigen protestantischen Lehrbegriffs, sowie durch die Feststellung derjenigen Aeußerungen der Jünger Jesu, in welchen dieser Lehrbegriff eine scheinbare Grundlage findet, zu einer der deutlich ausgesprochenen Absicht Jesu entsprechenden Auffassung seiner Lehre kommen, welche darum alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes befriedigt, weil Jesus, der sich selbst einen Propheten nennt, alle vermeintliche Erkenntniß von Gott und seinem Verhältnisse zu dem Menschen (also auch die dogmatische) abweist und 1) das Verhältniß des Menschen zu Gott nach unserm wahren Selbstbewußtsein, d. h. nach der sich selbst beschränkenden Erkenntniß unserer Endlichkeit, als das dunkele und unerforschliche Verhältniß von Kindern zu ihrem Vater erkennen läßt, in welchem keine Erbsünde, keine Versöhnung, keine Erlösung, keine Gnadenwahl, sondern nach Jesu deutlich ausgesprochenem Willen, Matth. 4, 17. 6, 14. 15. Mark. 11, 25. 26. Luk. 6, 35. ff. nur freie Selbstbestimmung, und allein von dem eigenen Verhalten abhängige Vergeltung, Statt finden kann; 2) aber auch in dem von ihm selbst gegebenen, so bündigen Inbegriff seiner Lehre, Matth. 22, 37—40 und Mark. 12, 19 bis 31, die Regeln des Verhältnisses der Menschen zu einander auf das Vollkommenste feststellt. Ich kenne die Schriften Ew. noch nicht hinreichend, um zu wissen, ob Sie mit

dieser Aeußerung einverstanden sein können. Sollte dieß nicht der Fall sein, so wünsche ich wenigstens, daß Sie diejenige unerläßliche Bescheidenheit nicht darin vermissen werden, welche dem Laien zukommt und mit welcher ich . . ꝛc.

So weit meine Antwort an Prof. Nitzsch. Daß er mir wieder darauf antworten wird, bezweifle ich, er wird mich vermuthlich aufgeben. Ich selbst habe sie Ew. Hochwürden nur mitgetheilt, um so kurz als möglich meine Ansicht zu erkennen zu geben, und freue mich, aus der mir jetzt mitgetheilten neuesten Schrift Ew. Hochwürden im Voraus entnehmen zu können, daß Sie mit derselben ziemlich einverstanden sind. Wenn Ew. Hochwürden über den politischen Theil Ihrer Schrift mir eine Bemerkung erlauben wollen, so ist es die, daß ich in Abschnitt VII. das Anerkenntniß vermißt habe, daß die deutschen Regierungen dem dritten Stande den ihm gebührenden Antheil an dem Staatswesen bereits eingeräumt haben. Es besteht Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit der Besteuerung, mit Ausnahme einer in natürlicher Billigkeit gegründeten partiellen Bevorzugung der subjicirten ehemaligen Reichsstände; die höchsten Staatsämter im Civil- und Militärdienste sind dem dritten Stande nicht allein offen, sondern auch größtentheils von ihm besetzt. Man kann also nicht sagen, daß die Bewegungen unserer Zeit durch Bewilligungen solcher Forderungen beruhigt werden könnten, da diesen Forderungen wirklich schon Genüge geleistet ist. Ich erkenne es vollkommen an, daß die constitutionelle Monarchie das Bedürfniß der jetzigen Zeit ist; aber ich bin auch eben so völlig überzeugt, daß die deutschen Regierungen einen großen Mißgriff thaten, als sie durch einen politischen Zauberschlag das ausländische Repräsentativ-System nach Deutschland verpflanzten, wo es nirgends eine geschichtliche Grundlage fand. Der Zweck der Stände, Controlirung der Regierung und Schutz vor Mißbrauch der Regierungsgewalt, kann, besonders in kleinen Staaten, weit sicherer durch eine wohl eingerichtete Vertretung der großen Corporationen, der

personificirten Interessen des Volks erreicht werden, als durch das bei uns ganz in der Luft stehende Repräsentativ-System, durch welches nur das bisher hier unbekannte Spiel der Partheien erweckt worden ist. Die Erfahrung der letzten Landtage dieses Landes hat hier jeden Unbefangenen vollkommen überzeugt, daß es keinen thörichteren Irrthum geben kann, als die Annahme, daß eine nach den Grundsätzen des Repräsentativ-Systems durch unbeschränkte Wahlfreiheit gewählte zweite Kammer die öffentliche Meinung des Volkes ausspreche, da sie doch in Wahrheit nichts anderes ausgesprochen hat, als die Meinung einiger Partheimänner, welche die Wahl gemacht hatten, und insofern freilich die Väter der öffentlichen Meinung waren. So ist es gekommen, daß Wahlbezirke des Vogelsberges Advokaten überrheinischer Städte gewählt haben, welche ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Die Wahlen zu dem jetzt bevorstehenden Landtage bilden den vollständigsten Widerspruch gegen diejenigen der vorangegangenen Landtage; die große Mehrzahl der Wahlbezirke hat keinen erklärten Gegner der Regierung gewählt; wer also in den aus der unbeschränkten Wahlfreiheit des Repräsentativ-Systems hervorgehenden Wahlen den Ausdruck der öffentlichen Meinung erkennen will, müßte diese für einen Rock halten, der nur in eine Färberbutte getaucht zu werden brauchte, um in einer andern Farbe wieder angezogen zu werden. In England und Frankreich, wo sich die Wahlbezirke im Vergleich mit den süddeutschen constitutionellen Staaten verhalten mögen wie 1 zu 30, gehört mehr Auszeichnung dazu, um gewählt zu werden; das Spiel der Partheien findet mehr Schwierigkeiten; es kann nicht, wie hier, mit einem Sprunge sein Ziel erreichen; aber dennoch bleibt der Grundsatz auch dort derselbe, und die Kämpfe des jetzigen englischen Parlaments beweisen die verderblichen Folgen der Partheiherrschaft, zu welcher jener Mißgriff der Regierungen auch in Deutschland den Grund gelegt hat. Deutschland konnte nach meiner Ueberzeugung kein

größeres Glück widerfahren, als daß Preußen diesen haltlosen Weg nicht betreten, sondern den naturgemäßen der geschichtlichen Entwickelung verfolgt hat.

Meine Mutter ist Ew. Hochwürden für ihr Andenken sehr dankbar, und indem ich bitte, mich dem guten Kirchenrath Döring und Professor Schulze zu empfehlen, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwürden

ergebenster
L. F. z. Solms.

44.

Weimar, den 2. Novbr. 1835.

Es däucht mir recht und billig, daß ich Ihnen zur Bethätigung meines Dankes für die von Ihnen in Genf gesprochenen Worte, die mich so sehr erbauten, auch eine kleine gedruckte Erinnerung an meine Reise dahin und an die Gegenden, die ich vor meiner Ankunft daselbst sahe, hiermit zugehen lasse. Ich glaubte bei meinem ersten Wiederauftritte auf hiesiger Canzel von dem, was ich in 12wöchentlicher Abwesenheit gesehen hatte, nicht schweigen zu dürfen, und da es Viele gedruckt zu sehen wünschten, so gab ich's in das Magazin, ließ einige Abzüge davon machen und fügte die nöthigen Anmerkungen bei. Sie werden selbst fühlen, daß ich Vieles sehr glimpflich berührte, worüber der Natur der Sache nach eine weit stärkere Sprache gestattet gewesen wäre, z. B. die Lage des Protestantismus in Oestreich (die eine wahre Schmach für die deutsche Bundesacte ist), das entsittlichende Princip, das in dem Catholicismus liegt, und die dort unter den Bessern immer weiter um sich greifende Sehnsucht nach den Segnungen der protestantischen Kirche, welche so weit geht, daß im Tyroler Zillerthale über 600 Familien leben, welche sich factisch vom Catholicismus losgesagt haben, und weil sie in Wien die förmliche Erlaubniß zum Uebertritte in die protestantische Kirche nicht erhalten

können, in diesem Augenblicke ganz kirchenlos leben, ihre Kinder nicht taufen lassen u. s. w. Alles dieses mußte ich hier klüglich übergehen, wenigstens gaben die Anmerkungen zu einer Predigt keinen schicklichen Platz dazu. Späterhin werde ich jedoch noch manches wundersame Pröbchen aus meinem Tagebuche öffentlich werden lassen. „Das ewige Evangelium" des nordamerikanischen Schwarz habe ich in den Händen, und zwar vom hiesigen Ministerium und mit dem bestimmten Auftrage, den abscheulichen Inhalt desselben mit der gehörigen Note in das Publikum bringen zu helfen. Zu einem Verbote desselben möchte es hier nicht kommen; Sie sehen aber schon aus dem Bemerkten, wie unsere Regierung die Sache dieses Evangeliums nimmt. Jeden Falls können wir uns freuen, daß bei dem religiösen und kirchlichen Babelthume, das jetzt in Deutschland und besonders in Preußen herrscht, das gesammte Sachsen eine so besonnene und würdige Stellung behauptet. Darum sprach mich auch der Gedanke sehr an, welchen vor Kurzem Ammon brieflich äußerte, daß wir Dreie eine theologische Zeitschrift gründen sollten, welche sich die Bekämpfung des gröbern und feinern Berlinismus förmlich zum Ziele setzte. Ich sagte ihm meinen Beitritt zu und veranlaßte ihn, auch den Ihrigen zu erwirken, weiß aber nicht, ob er bei seiner Beweglichkeit und Veränderlichkeit einen weiteren Schritt in der Sache gethan hat. Gut eingerichtet könnte diese Zeitschrift viel wirken und würde gewiß ein großes Publikum finden. — Die Genfer haben bisher noch Nichts weiter von sich hören lassen, und nicht einmal die berichtigte und vervollständigte Liste der Festbesucher, die man mir bald zu schicken versprach, ist bei mir eingegangen. Von Mr. Girod, dem Sohne meines freundlichen Wirths, vernahm ich auf seiner neuerlichen Durchreise nach Berlin, wo er Jura studiren will, nur dieß, daß die dortigen Momiers, höchst betroffen über die große Theilnahme, welche die Festfeier fand, sich bis jetzt auch nicht mit einer Sylbe darüber oder dagegen geäußert

hätten, daß es aber den Verf. des früheren mémoire, den Bischof von Freiburg beigegangen sei, ein so heftiges Antwortschreiben an Mr. de la Rive ergehen zu lassen, daß die Regierung nicht umhin gekonnt habe, politische Maaßregeln gegen die Unduldsamkeit einer Handvoll Catholiken zu ergreifen, welche den kleinen Freistaat dominiren oder doch insultiren zu können glaube. — Von Ihrer Relation über das Jubelfest habe ich leider bis jetzt noch Nichts gesehen. Das Monatsheft, worin sie steht, erhalte ich von Leske bedeutend später, und die einzelnen Nummern, in denen sie auf unser Museum hätte gelangen sollen, sind leider seit 14 Tagen ausgeblieben, und doch habe ich wahre Sehnsucht darnach. Eine ähnliche Relation in den neuesten Nummern des Morgenblattes wird Ihnen nicht entgangen sein, und ich leugne nicht, daß mich die erste Hälfte davon, die ich bis jetzt gelesen habe, befriedigt hat. Das Sammelsurium, das Böttiger aus mündlichen Aeußerungen Ammons zusammengebraut und in der Allgem. Ztg. ausgelegt hat, hatte manche Schwächen und selbst Unrichtigkeiten. — Die von Ihnen geschehene Erwähnung des antireligiösen und antimoralischen „jungen Deutschlands" hat mich vermocht, ein Paar Stunden an den Gutzkow'schen Roman „Wally die Zweiflerin" zu verschwenden, und ich bin seitdem dieser Compagnie halber außer Sorgen. Denn wenn die Frechheit so ohne allen Geist auftritt, wie hier, so hat sie selbst bei den Frivolsten schon im Voraus ihr Spiel verloren. Sonst haben Sie wohl Recht: Pharisäer und Sadducäer gehen immer neben einander. — Ich verharre mit gewohnter Herzlichkeit

der Ihrigste
Röhr.

45.

Mein theurer Freund und Bruder!
ein uns beiden lieb gewordener Vermittler zwischen uns ist heimgegangen, und es würde mir nicht leicht möglich sein,

von Deinem Ergehen etwas Bestimmtes zu erfahren, wenn Du Dich nicht mit mir darüber einigen wolltest, nunmehr in einen unmittelbaren schriftlichen Verkehr mit einander zu treten. Daß es erst am Lebens-Abende geschieht, mag auch sein Gutes haben. Noch bin ich gesund, und ich höre dies zu meiner großen Freude auch von Dir. Wie ernst und beschwerlich meine Stellung ist, magst Du ahnen, später sollst Du aber Ausführliches darüber vernehmen. Die Entwickelung der kirchlichen Dinge läuft jetzt immer am Abhange, und es sind bewußt und unbewußt tausend Kräfte geschäftig, einen Sturz herbeizuführen; diesen abzuwehren, hat meine Aufgabe werden müssen.

Ich lege Dir den Aufsatz des hiesigen Prediger .... bei, der vielleicht eine Stelle in der Allg. K. Zeitung finden kann. .... ist zuverlässig, discret und sehr umsichtig. Wenn Du ihn in die Reihe Deiner Correspondenten aus Berlin aufnimmst, wirst Du keinen Fehlgriff thun, und auf diesem Wege kann ich Dir manches zugehen lassen, was von allgemeinem Interesse ist. Es versteht sich dabei von selbst, daß mein Name ganz verschwinden muß.

Wird nicht das Journal für Prediger mit unseres Goldhorns Tode auch zu seinem Ende kommen? Ich dächte, dies wäre besser als ein nothgedrungenes Absterben.

Kannst Du denn nicht einmal nach Berlin kommen? Du hast hier viel Freunde, und vor Herrn Hengstenberg und Consorten wirst Du Dich wohl nicht fürchten. Gott lasse es Dir wohl gehen!

Dein

Berlin, treuer Bruder
den 2. April 1837. D. Neander.

46.

Ich habe Ihnen, mein hochverehrter Herr Amtsbruder, noch niemals unmittelbar meinen Dank ausgesprochen, wie viele Ihrer zahlreichen Schriften ich auch schon mit größtem

Interesse und zu manchfacher Belehrung gelesen habe und noch immer wieder zur Hand nehme. Nachdem ich aber Ihren, eben erschienenen, „Freiherrn von Sandau 2c." gelesen, muß ich Ihnen auf der Stelle den innigsten Dank bringen.

Herzenkundiger, gelehrter, beredter Mann! Wie viele Tausende von Menschen werden Sie durch diese Schrift erfreuen, aufklären, zurechtweisen, versöhnen, bessern! Wie vieler Familien Wohlthäter werden Sie sein!

Wahrlich, man braucht Ihnen zum neuen Jahr nichts zu wünschen, als die tägliche Erfahrung und Empfindung des Segens, den Sie, unter göttlichem Beistande, durch diese köstlichen Blätter in einem Kreise verbreiten werden, so groß, so weit, wie ihn vielleicht keines Ihrer anderen Werke gesehen hat.

Mit der herzlichsten Verehrung grüßt Sie

Magdeburg, den 2. Januar 1839. Dräseke.

47.

Genève, 6. Octobre 1841.

Monsieur le Docteur!

J'apprends que la Saxe Ducale se prépare à célèbrer votre lubilé de 25 ans, pour vous témoigner son affection, son respect, et sa reconnaissance pour les services multipliés et de divers genres que vous avez rendus à l'Eglise et au pays par le lustre dont vous les avez entourés, pour le bien que vous avez fait par des travaux remarquables et empreints du sceau de la Science, de la vérité et de l'amour du bien. Vous me permettrez à moi tout petit, de me joindre à cette grande voix du peuple et de m'unir à ce concert de bénédiction et de louanges. Vous êtes heureux toute fois, très-illustre Docteur, de vivre dans une contrée où vos travaux sont appréciés et où l'on rend justice au mérite, sans que le Démon de l'envie vienne mêler sa face hideuse et gâ-

ter par sa présence un spectacle intéressant. J'ai appris que votre santé avait été un peu altérée et que vous aviez du diminuer un peu ces travaux importans auxquels vous avez consacré votre utile vie. Je souhaite que les prières qui monteront au Ciel pour vous le 14 Octobre soient exaucées, que votre santé se fortifie et que vous puissiez longtems encore diriger l'église et tenir avec un petit nombre de vos honorables amis le sceptre de la science. Ce sont mes voeux bien sincères, et je suis heureux de vous les exprimer du fond de mon coeur.

Nous avons dans ce moment ici à Genève cinq ecclésiastiques romains qui sont venus de divers lieux embrasser la reforme. L'un d'eux est un homme distingué, le Dominicain Poggi; il professait la philosophie à Florence. Les travaux qu'il avait faits, lui avaient démontré la faiblesse reêlle des systèmes de l'église de Rome, il s'en ouvrit à un de ses collègues qui professait la théologie dans la même ville; il parait que leur conversation fut entendue; peu après on enleva le théologien, qui est à Rome dans les prisons du St. office jusqu'à la fin de ses jours. Poggi eut peur et s'enfuit; il est maintenant avec nous. Les méthodistes l'ont entourés et lui ont fait des propositions brillantes sous le rapport du gain; et c'est pour lui un fort argument, puisqu'il a rénoncé à tous ces avantages temporels; ils ont voulu l'éblouir en lui parlant de leur largeur et de leur amour de liberté. Il les a demandé s'ils ne reconnaissaient d'autre autorité que la bible. „Oui, nous ne reconnaissons que la bible." Permettez-vous la libre interprétation de ce livre? „Oui, pourvu que l'on conclue avec la confession Helvétique. Ceux qui s'en écartent sont des infidèles!" Il est venu me raconter les efforts, les promesses et les cajoleries de ces Messieurs. Mais il leur

a resisté, à cause de leur despotisme dogmatique et parcèqu'ils lui faisaient l'éffet de vouloir l'acheter.

Recevez de nouveau, très-illustre Docteur, mes respects, mes voeux et mes sentiments les plus distingués. Chenevière.

48.

Genève, le 8 Octobre 1841.

Monsieur, très-cher et très-honoré frère.

C'est aujourdhui seulement que la Vénérable Compagnie des Pasteurs de Genève a appris que les Fidèles du Duché du Saxe-Gotha se disposent à célébrer le 14 jour de ce mois une fête en l'honneur des longues services que vous leur avez rendus en qualité de Pasteur et de Surintendant de leur église, et en souvenir des travaux scientifiques qui ont porté si haut votre renom et votre influence.

A cette nouvelle, la Compagnie qui n'a point oublié la part active que vous avez prise en 1835 au Jubilé de notre Réformation, et les travaux que vous avez faits à cette époque, pleine de respect pour vous et d'affection pour votre personne, a chargé son Modérateur de vous écrire pour vous donner un témoignage sincère et solennel de sa haute estime, et de vous exprimer les voeux ardents qu'elle adresse au Ciel pour que la Religion et la Science conservent long-tems encore un ami et un représentant aussi honorable.

C'est avec une vive sympathie, Monsieur le Docteur, que je me conforme aux ordres de la Compagnie, et que je m'associe aux prières qui s'éleveront au Ciel pour vous sur cette terre d'Allemagne, foyer de lumières et patrie de tant d'hommes utiles et savants, au milieu des-quels vous tenez une place éminente.

Agréez, Monsieur et très-cher frère, l'assurance

des sentiments de considération distinguée et d'affection fraternelle avec les quels je suis

Votre très-humble et obéissant
serviteur et frère,
Au nom de la Vénérable Compagnie,
Heyerdet, Modérateur.

49.

Mein verehrter Freund!

Mit großer Dankbarkeit und wahrem Vergnügen habe ich gestern Ihren lieben Brief vom 5. dieses erhalten. Es war mir eine wahre Beruhigung daraus zu ersehen, daß Gottlob! Ihre Gesundheit meinen Wünschen entspricht, und daß Ihnen der Brunnen bekömmt, denn das ist gewiß eine erwünschte Folge davon, daß Schlaf und Appetit sich gebessert haben. Ich bitte Gott, daß die Folgen von Ihrer Kur denselben guten Erfolg haben mögen, den der Präsident Fülleborn empfunden hat. — Sein Sie vollkommen überzeugt, mein lieber Herr Generalsuperintendent, daß ich den innigsten Antheil daran nehme, und daß ich mich wahrhaft auf den Augenblick freue, Sie wieder hier zu sehen; doch möchte ich sehr bitten, daß Sie Ihre Kur nicht zu sehr beschleunigen möchten — besonders da dieselbe Ihnen wohl zu thun scheint. Unendlich beklage ich auch für Sie das kalte nasse Wetter, welches uns nun seit acht Tagen gar nicht verlassen hat, und mich gerade in der schönsten Rosenblüthe wahrhaft betrübt; wir haben beständig heitzen müssen und hatten einige Tage furchtbaren Sturm. Kissingen muß sich sehr verschönert haben, nach dem, was Sie die Güte haben mir davon zu sagen — ich würde es gewiß sehr verändert finden. Hoffentlich haben Sie, mein verehrter Freund, die besten Nachrichten von den lieben Ihrigen; Ihre Frau Gemahlin ließ mir vor einiger Zeit sagen, daß es ihr doch leidlich ginge. — Hier ist eine allgemeine Trauer über den Verlust des würdigen Arnoldi's gewesen

— es ist sehr zu beklagen, daß unser liebes Gotha diesen vortrefflichen Mann verloren hat.

Nochmals meinen Dank für Ihre gütige Erinnerung und meine besten Wünsche wiederholend, verbleibe ich mit der innigsten Hochachtung und wahrsten Freundschaft

Ihre ergebenste
Caroline.

50.

Pömmelte bei Schönebeck, den 29. Sept. 1841.

Hochwürdiger Herr!

Soeben vom Dampfwagen gestiegen, der mich aus Halle in die Heimath zurückgebracht hat, muß ich die Freude, die meine Brust erfüllt, ausströmen lassen in diese Zeilen, die gewiß auch Ihnen, verehrter Mann, Freude machen werden.

Unserer 54 waren wir gestern in Halle beisammen, alle zusammengeführt durch das Bedürfniß, uns mit einander zu verständigen und an einander inne zu werden, daß ein einfaches mit der Vernunft aufgefaßtes Christenthum etwas Herrliches, etwas allen Bedürfnissen Genügendes, etwas auf ewigem Grunde Ruhendes sei. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ausführlichen Bericht darüber erstatte.

Schon um Johannis traten wir unserer Sechzehn, Stadt- und Landgeistliche, in gleicher Absicht in dem Herrnhuterort Gnadau zusammen, und bestimmten beim Auseinandergehen Halle zum Ort der nächsten Zusammenkunft. Hier fanden sich nun neben der Mehrzahl Geistlicher auch mehrere Laien ein. Der Zusammentritt war ganz einfach dadurch bewirkt worden, daß jeder von uns Sechzehn von der Sache zu Freunden gesprochen hatte, bei denen er schon Anklang voraussetzen konnte. Als Ihnen mehr oder weniger bekannte Namen werde ich nennen können Hempel aus Stünzhain, Pleißner aus Flemmingen, Fischer

aus Leipzig, Niemeyer und Franke aus Halle, Egler und Klusemann aus Magdeburg, Schubert aus Zerbst. Zwei Königreiche und vier Herzogthümer waren, wenn ich so sagen darf, vertreten.

Von zehn bis zwei Uhr discurirten wir, indem sich die einfache Form dazu von selbst ergab, über unser Verhältniß zu den Altgläubigen, zu der Kirche, zur Bibel, zu Jesu, zur Vernunft: darf ich Ihnen Genaueres davon erzählen?

Wir gestanden uns ein, daß uns zunächst Opposition zusammenführe. Wir konnten es nicht mehr ertragen, daß sich eine Partei immer mehr geltend mache, welche dem Volke vorrede, ihr Christenthum sei allein das rechte, und sie seien allein christlich. Wir erkannten ihnen gern das Recht zu, das Christenthum nach ihrer Weise zu entwickeln, aber wir nahmen dieß Recht auch für unsere Weise in Anspruch. Als abgeschlossene Partei in feindselige Opposition gegen sie treten wollen wir nicht: es gefällt uns überhaupt nicht, als eine Partei vor unserem Volke dazustehen, so wie jene stehen; wir halten es auch für unsere Pflicht über uns zu wachen, daß uns nicht Leidenschaft zum Polemisiren hinreißt. Persönlichkeiten wollen wir durchaus vermeiden; und wenn einer von uns polemisiren muß, so soll seine Regel sein: bauen auf seiner Seite so viel als möglich. Aber stärken wollen wir uns in unserer Weise, das Christenthum aufzufassen und zu entwickeln. Wie stehen wir zu unserer Kirche? Wenn man damit die alte des 16. Jahrhunderts meint, so bekennen wir uns gern zu dem Geiste, der die symbolischen Bücher geschaffen hat, ihrem Buchstaben aber können und dürfen wir eben wegen dieses Geistes keine leitende Kraft einräumen. Zu unserer Kirche überhaupt wie sie ist, als etwas Lebendiges, nicht etwas zu irgend einer Zeit Erstarrtes, stehen wir durchaus nicht im Gegensatz. Ihr Wesen auf freier Schriftforschung stehend, ist Entwickelung. In dieser Entwickelung hat sie sich die freien Forschungen des vorigen Jahrhunderts angeeignet, hat

Professoren, die dieß insbesondere thaten, angestellt, hegt dieselben noch jetzt in ihrem Schooße, und so stehen wir ganz auf ihrem eigenthümlichen Grunde. Wir sind, eben als Diener dieser unserer Kirche, in unserm guten Rechte.

Was ist uns die Kirche überhaupt? Eine Gesellschaft von Menschen, welche das Heilige in sich bewahrt und pflegt, also zu ehren das Heilige, aber nicht in unbedingter Hingebung, weil es eine Gesellschaft von Menschen, von irrenden Wesen ist; Ehrerbietung, wie das Kind den Eltern, zollen wir ihr, aber nur wie das erwachsene Kind.

Wie stehen wir zur Bibel? Sie ist der Grund, auf dem wir stehen, sie berichtet uns die großen Thatsachen, an die sich unser Glaube knüpft, aber sie selbst lehrt uns, daß der Buchstabe tödte, der Geist lebendig mache; sie selbst zwingt uns, das A. T. unter das N. T., die Episteln unter die Evangelien zu stellen. Der Geist war von Jesu den Jüngern verheißen, zu leiten in alle Wahrheit, aber die Bibel beschränkt sein Kommen und sein Leiten auf keine Person und keine Zeit; auch wir haben Theil an dieser Verheißung und freuen uns dieser Leitung. Beim Entwickeln des Christenthums aus der Bibel kommt vieles auf den Ausgangspunct an. Von einfachen Sätzen Jesu ausgehend bekommt man ein anderes Lehrgebäude, als wenn man von einem ausgearbeiteten Dogma des Paulus ausgeht.

Und was ist uns Jesus? Wir glauben an ihn als unsern Herrn und Meister, uns von Gott gegeben, sich selbst bezeichnend als Gottes Sohn und des Menschen Sohn. Indem wir den Maaßstab anlegen, den er selbst darreicht, so haben wir ihn an den Früchten erkannt als die Autorität, unter die wir uns beugen; und so beugen wir uns auch unter seine Autorität bei einem einzelnen Ausspruche, der uns nicht sofort einleuchtet. Der Weg zum Glauben an Jesum ist uns bezeichnet von ihm selbst. (Joh. 7, 16. 16.)

Die Altgläubigen prangen hauptsächlich mit ihrer Ver-

söhnungslehre. O wir haben sie auch. Wir sagen nicht bloß: bess're Dich, so werden Dir Deine Sünden vergeben, sondern auch: der Vater sucht Dich verlornes Kind, sein Herz hat Dir schon vergeben, in Jesu Christo, durch seine Lehre, sein eignes Benehmen gegen Sünder, seine sterbende Liebe, hat ers Dir zugesagt, so komm nur und bess're Dich. Das erkennen wir wohl, daß die Gemeine, daß wir selbst einen Heiland brauchen, aber wahrlich wir haben ihn, ohne die alte Dogmatik. Wir sind unser 40 im Amte stehende Geistliche, aber noch nie hat uns bei unsrer Auffassung des Christenthums, in Häusern des Elends, an Sterbebetten, bei Missethätern, der Trost, der darzureichen war, gefehlt.

Und welches ist der letzte Grund, auf dem wir stehen? Die Vernunft. Wir haben nichts anderes von Gott empfangen, um die Wahrheit zu erkennen, als sie. Wir würden sie gebrauchen bei jeder andern Religion, also auch bei der christlichen. Sie ist unvollkommen? Ja wohl, aber will man sie verleugnen und sich irgend wohin anders flüchten, so ist man in Gefahr, daß man eben wieder das Erzeugniß einer irrenden Vernunft ergriffen habe.

Wer sich selbst frisch und frei, dabei mit der dem Menschen geziemenden Demuth, der Vernunft bedient, der steht auf dem großen breiten, uralten, immer neuen Grunde der ganzen Welt, der gesammten Offenbarung Gottes; jeder andere Grund kann einem unter den Füßen schwinden.

Die Wahrheit ist unendlich, unsere Vernunft endlich; also werden wir die Wahrheit nie erschöpfen. Aber jeder suche sie treulich und er wird immer etwas finden, was der Mühe werth ist. Indem wir die Vernunft gebrauchen, sind wir in unserm guten Rechte.

Aber daß wir zusammentreten, ist das recht? Machen wir den Riß nicht größer? — Und wenn das erfolgte, was sollen wir denn thun? sollen wir in dem Lehnstuhl unserer Pfarrstelle sitzend und uns etwa in Worten gegen ei-

nen guten Freund ergehend, geduldig zusehen, wie laut, wie entschieden, wie alle Mittel aufbietend, die Gegner handeln, um dem Volke einzureden, nur ihr Christenthum sei recht, und alles andere sei vom Bösen? Sollen wir das Volk um sein rechtes Evangelium betrügen lassen? Soll es dahin kommen, daß dem Volke zuletzt nur noch ein solches Christenthum dargeboten wird, welches Tausende nicht annehmen können, und darum (s. Frankreich, Spanien) das ganze Christenthum hinwerfen? Nein es ist die höchste Zeit, es ist die heiligste Pflicht, sich an einander zu schließen, um in Masse zu zeigen, daß wohl noch eine andere Auffassung des Christenthums möglich und vorhanden ist. Das sind wir auch den jungen Theologen schuldig, damit sie sehen, daß das vernünftige Christenthum noch viele warme Vertreter habe und daß sie sich an uns anlehnen können; das sind wir den schüchternen Geistlichen schuldig, auf daß sie an uns ihren Muth erfrischen können. Und uns selbst sind wir es schuldig, damit wir unser Herz erfrischen, damit wir, wenn ein Fanatiker uns in schwierige Lage bringt, zu den Freunden treten, und sagen können: gib mir Rath, damit ich nicht übereilt handle. Weitere Folgen unseres Zusammentretens stehen in Gottes Hand.

Es war uns Bedürfniß, so viel Wichtiges und Hohes auf wenige einfache Sätze zurückzuführen. Es wurden folgende: 1) Wir wollen uns im rein evangelischen Glauben durch Gemeinschaft befestigen und weiter bilden. 2) Unser Glaube, materiell, ist ausgesprochen in den Worten Jesu: Das ist das ewige Leben &c. Joh. 17, 3. 3) Formell glauben wir, daß wir das Recht und die Pflicht haben, alles, was sich uns als Religion darbietet, mit unserer Vernunft aufzunehmen, zu prüfen, zu verarbeiten. 4) Als eine namentliche Aufgabe für unsere Thätigkeit ergreifen wir die Verbreitung guter Schriften, theils a) bereits vorhandener größerer, die sich zu Stadt- und Dorfbibliotheken eignen;

b) kleinerer in Art der bekannten Tractaten; c) eines Wochenblattes, dem practischen Christenthum bestimmt. Was b) betrifft, so mag sich an deren Abfassung versuchen, wer den Beruf fühlt; was c), so sollen wir vereint in diesem Winter etwas der Art vorzubereiten suchen. An Geldmitteln dazu hat uns eine Einsammlung unter uns bei Tische schon 25 Thaler dargeboten, und wir alle haben Freunde, die auch dazu gern die Hand reichen werden.

O wären Sie, verehrter Mann, dessen Stimme wir Alle so gerne hören, in unserer Mitte gewesen! Möchten Sie dann immerhin gefunden haben, daß unsere Kraft unserem Willen und dem großen Werke, dem wir dienen, nicht entspreche, das würden Sie auch gefunden haben, daß wir Alle voll Ernst, Wärme, Begeisterung waren. Mannichfaltigkeit der Ansichten trat überall hervor, aber dabei immer auch die Einheit im Geist und das erhebende Gefühl, sich dieser Einheit bewußt zu werden. Gegen die Gegner hat sich kein hartes Wort ausgesprochen, ich denke, wir haben auch nicht eines Wortes, das unter uns laut wurde, uns zu schämen. Eine große Freude war uns die Anwesenheit von Laien aus den Ständen der Philologen, Aerzte, Kaufleute, Buchhändler, und es ist unser Wunsch wie unsere Hoffnung, daß gerade dieß frische, unmittelbar aus dem Leben kommende Element unserm Vereine nicht fehlen möge.

Uebrigens haben wir keinen Namen, keine Statuten, keine Abgeschlossenheit irgend einer Art; es kann auch der Altgläubige zu uns treten, gewiß, daß wir seine Richtung in ihrem Recht anerkennen und ehren werden. Es scheint uns etwas Schönes darin zu liegen, eine feste Form, so viel wie möglich, fern von uns zu halten, ferner blos in geistiger Weise vereinigt. Das drängte sich uns auf, daß wir uns in Zweigvereine zertheilten, welche nach Befinden ihre besonderen Versammlungen halten; im nächsten Jahre soll, so Gott will, der Mittwoch nach Pfingsten uns Alle und

gewiß noch Viele mehr wieder vereinen in Leipzig, und dazu, Hochwürdiger Herr, so bitte ich im Namen und Auftrage Aller, schenken Sie uns Ihre Anwesenheit und Mitwirkung. Was ich Ihnen berichtet habe, ist ebenfalls im Namen und Auftrage Aller geschehen, und mir gerade ist es zugefallen, weil ich unter Gottes Beistand so glücklich gewesen bin, das schöne Werk zuerst anzuregen und bis hierher als Geschäftsführer zu leiten. Ist das nicht ein halbes Zeugniß für die Nothwendigkeit, für die Unerläßlichkeit eines solchen Zusammentretens, daß mein, des schlichten und namenlosen Landpfarrers, Versuch genug war, um es in solcher Ausdehnung zu Stande zu bringen? Gestern gebot es allerdings die Nothwendigkeit, einen Ausschuß zu ernennen, der nun aus dem Archidiakonus Fischer in Leipzig, aus den Professoren Niemeyer und Franke in Halle, aus dem Prediger Klusemann in Magdeburg und mir besteht.

Sie finden ein Blatt hier beiliegend, dessen Inhalt Ihnen vermuthlich schon, indem Sie gegenwärtige Zeilen lesen, in der Leipziger Allgem. Zeitg. zu Gesicht gekommen ist. An sich fanden wir keinen Grund, auch nur dieß Wenige zu veröffentlichen; da aber die Sache in den öffentlichen Blättern wird besprochen werden, so schien es uns nothwendig, etwaigen Entstellungen durch diese einfache Anzeige zuvorzukommen. Vielleicht halten Sie es für zweckmäßig, unsere Sache in der Allgem. Kirchenzeitung zu besprechen; für den Fall wird Ihr Ermessen entscheiden, ob Sie jene Anzeige wollen abdrucken lassen, und dann auf den Grund dieser meiner ausführlichen Darstellung dem Publikum etwas Weiteres, als von Ihnen ausgehend, vorlegen wollen. Diesen meinen Brief selbst zu veröffentlichen, möchten weder Sie zweckmäßig, noch ich nebst den Freunden wünschenswerth finden; wiewohl Alles der reinsten Wahrheit gemäß ist und ich stets bereit bin, jedes Wort, das ich geschrieben habe, zu vertreten. Aber es liegt in der ganzen Art und Weise, wie wir unsere Sache aufgefaßt und geführt haben,

daß wir nicht wünschen können, selbst etwas so Ausführliches vor dem Publikum von unserer Sache auszusprechen.

Wollen Sie denn nun uns mit einem Briefe, einem Zeichen Ihrer Zustimmung erfreuen? Wollen Sie den Werth desselben noch erhöhen, indem Sie uns Rathschläge ertheilen? Wie bereitwillig werden wir jedes Wort von Ihnen annehmen! Vor allem aber lassen Sie uns die Hoffnung hegen, daß wir Sie im nächsten Jahre in unserer Mitte begrüßen dürfen. Daß ein ungestörtes Wohlbefinden Sie dazu in den Stand setzen möge, das wünscht von ganzem Herzen

Ew. Hochwürden

treuer Verehrer
L. Uhlich.

51.

Gotha, den 15. Juli 1842.

Mein verehrter Freund!

Sie erlauben mir wohl, Ihnen meinen gerührtesten Dank auszudrücken für den neuen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihrer Theilnahme, welchen Sie mir durch Ihren lieben Brief gegeben haben, welcher so viele gute und herzliche Wünsche für mich zu meinem Geburtstage enthielt; gewiß werden mir Ihre Wünsche Glück bringen. Erhalten Sie mir, mein verehrter Freund, Ihre mich so innigst erfreuenden Gesinnungen, die zu meiner Zufriedenheit gehören.

Daß die Heilquellen von Ems Ihnen wohlthun, daran nehme ich den wärmsten Antheil und bitte Gott, Ihre Gesundheit zu stärken und zu erhalten. Wenn Ihnen der dortige Aufenthalt bekömmt, so sollten Sie ja noch eine längere Zeit dort zubringen; so beschwerlich Ihnen auch der Bade-Müssiggang sein mag, so nützlich und heilsam ist er gewiß für Ihr Befinden. — Sehr beklage ich es, daß die liebe Frau Generalsuperintendentin nicht ganz wohl gewesen ist; ich bitte, mich derselben recht angelegentlich zu nennen

und herzlichst für ihre freundliche Erinnerung an den alten Geburtstag zu danken. — Unser liebes junges Paar ist glücklich in England angelangt. Auf der Ueberfahrt war mein armer Ernst sehr unwohl, doch wird die Freude, seinen lieben Bruder wieder zu sehen, ihn schnell curirt haben. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie entzückt ich über das herrliche Gedicht gewesen bin, was aus Ihrer Feder geflossen ist, bei dem Einzug unseres lieben Paares; ich dachte nie etwas Schöneres und Besseres gelesen zu haben — es hat mir eine große Freude gewährt. Alles, was Sie die Gefälligkeit hatten mir von Bad Ems zu schreiben, hat mich sehr interessirt; die gute Fräul. von Späth wird es gewiß bedauern, früher abgereist zu sein, als Sie kamen.

Indem ich nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Theilnahme wiederhole, darf ich Sie wohl, mein lieber Herr Generalsuperintendent, von der ausgezeichneten hochachtungsvollen Freundschaft versichern, womit ich mich stets nennen werde

Ihre ergebenste
Caroline.

52.

Hochwürdiger Herr!

Lassen Sie mich ohne Umschweife aussprechen, was diese Zeilen von Ihnen erbitten wollen: es ist ein Wort des guten Raths.

Zunächst den herzlichsten Dank, für mich und im Namen Vieler, daß Sie den Bestrebungen der protestantischen Freunde Ihre gewichtvolle Theilnahme zugewendet haben. Ist auch die Sache, welche wir im Sinne haben, dieselbe, für welche Sie längst mit Kraft und Erfolg gewirkt haben, so kann ich doch nicht verkennen, daß Ihr Standpunkt ein anderer ist, als der unsrige. Sie stehen auf literarischem, auf wissenschaftlichem Boden, wir sind vor Allem Praktiker; ein Bedürfniß des Lebens hat uns zusammengeführt, und

insbesondere ich bin mir recht wohl bewußt, daß, wenn die prot. Freunde mich immer noch ihren Sprecher sein lassen, dieß auf nichts Anderem beruht, als daß ich schlicht und guten Muthes ausspreche, was vielen Zeitgenossen längst im Herzen lebt. Auch dieser Standpunkt ist gewiß ein ganz guter; aber es liegt in der Natur der Sache, daß ihm etwas Schwankendes eigen ist, und daß man auf demselben leicht einen Fehlschritt thun kann.

Jetzt naht ein Tag, der für mich von großer Wichtigkeit ist. Pfingstmittwoch ist die erste allgemeine Versammlung der prot. Freunde in diesem Jahre angesetzt, in Köthen, was wegen seiner Eisenbahn sehr passend ist, in der dortigen großartigen Restauration, Vormittags um 9 Uhr. Hunderte werden kommen, aus allen Ständen; Geistliche insbesondere aus den südlich von Anhalt gelegenen Gegenden, preußischen wie sächsischen, ich hoffe auch aus Ihrem Herzogthum. Wenn Sie nun, hochwürdiger Herr Doctor, so wie Sie uns bisher unsern Weg haben gehen sehen, denken können, daß wir wirklich der guten Sache dienen, wenn Sie hoffen können, daß aus unseren Bestrebungen, wie sie nun sind, Gewinn für das Reich Gottes hervorgehen möchte, dann, so bitte ich angelegentlichst, schenken Sie mir von Ihrer vielbesetzten Zeit eine Viertelstunde, um mir mitzutheilen, was mir helfen kann, meine Aufgabe an jenem Tage zweckmäßiger zu lösen. Ihre Gelehrsamkeit, Ihre amtliche Stellung, Ihre Erfahrung und Ihre freisinnige Auffassungsweise des Christenthums, Alles macht Sie zu dem Manne, von dem ich mir lieber Rath erbitte, als von jedem Andern. Das Eigenthümlichste in meiner Aufgabe ist dieses freie Heraustreten mit religiösen Erörterungen der zartesten Art vor eine gemischte Versammlung, und ich verkenne nicht, daß hier der Weg zwischen unbesonnener Offenherzigkeit und einer Zurückhaltung, die nicht ehrlich ist, ein ziemlich schmaler ist. Das darf ich allerdings hinzufügen, daß ich in dieser Beziehung auf den Kreisversammlungen in Magdeburg, die

fast nur aus Laien bestehen, sehr wohlthuende Erfahrungen gemacht habe.

Wenn Sie mich Ihres Rathes würdigen wollen, dann erbitte ich mir ihn so, daß auch der schärfste Tadel nicht zurückgehalten werde. Ich bin nicht bloß im Briefe bescheiden; ich bin es wirklich und muß es auch sein. Aber darüber bitte ich zugleich um Ihre bestimmte Erklärung, ob ich Ihren Brief auch Andern mittheilen darf oder nicht.

Daß Sie Selbst nach Köthen kommen möchten, das wage ich nicht zu bitten, wiewohl ich auch nicht zu sagen unterlassen kann, daß Sie uns Allen durch Ihre Anwesenheit ein wahres Geschenk machen würden.

Haben Sie denn wohl für die „Blätter für christliche Erbauung, von prot. Freunden" einen Blick übrig gehabt? Und wenn das der Fall wäre, darf ich fragen, ob Sie nicht geneigt sein könnten, Selbst, oder indem Sie einen Andern dazu veranlassen, in der Allg. Kirchenzeitg. darauf, vielleicht auch auf unsere Sache überhaupt, aufmerksam zu machen?

Bin ich lästig gefallen, so bitte ich von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich wünsche nur Eins: der guten Sache zu dienen, bin aber entfernt von der Anmaßung, daß Jemand, den ich ehre, die gute Sache mit denselben Augen als ich ansehen müßte.

Ew. Hochwürden

Pömmelte b. Schönebeck, den 8. Mai 1843.

ganz ergebener
L. Uhlich, Pastor.

53.

Gotha, den 29. Juni 1843.

Mein verehrter Freund!

Erlauben Sie mir, Ihnen meinen innigsten Dank für Ihren so werthen Brief vom 24. dies. auszusprechen; es war mir eine große Freude, daraus zu sehen, daß es mit Ihrer Gesundheit so gut ging und Sie trotz des abscheulichen Wetters Ihre Reise so glücklich zurücklegten, auch der Gebrauch

der Kur Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin so wohl bekömmt. Ich bitte Gott, daß es fortdauernd so gut gehen möge und daß ich das Vergnügen genieße, Sie Beide recht wohl und heiter hierher zurückkehren zu sehen — ich brauche Ihnen nicht zu versichern, mein hochgeehrter Freund, wie vielen Antheil ich an Allem nehme, was Sie betrifft. Sie kennen ja schon seit vielen Jahren meine dankbare Freundschaft für Sie. — Bisher haben wir hier gar keinen Sommer gehabt, die allermeisten Tage war es so naßkalt durch den fast beständigen Regen, daß man genöthigt war, einzuheizen; von Gartenfreuden hat man gar noch nichts genießen können, und man ist bisher froh, wenn nur die Witterung erlaubt, ein wenig auszufahren. Gottes Gnade gebe uns bald besseres Wetter, was wirklich sehr zu wünschen ist, denn die Theuerung wird immer größer und die Noth der Armen nimmt sehr zu. — Nach dem, was Sie mir schreiben, scheint die Anzahl der Brunnen- und Badegäste noch nicht sehr bedeutend in Ems zu sein, auch ist es noch früh im Jahr; gewöhnlich kommen die meisten Gäste erst im künftigen Monat. Für die mir übersendeten Listen bin ich sehr erkenntlich; — was Sie mir über den Erzbischof von Köln schreiben, hat mich sehr interessirt und macht seinem Herzen und dankbarem Gefühl Ehre. — Das ist ein recht guter und erfreulicher Beweis Ihrer Gesundheit, daß Sie hoffen, schon recht bald wieder zu uns zurückzukehren — und nicht eine längere Kur gebrauchen müssen. —

In den ersten Tagen des künftigen Monats habe ich die angenehme Aussicht, meinen Enkel Ernst mit seiner geliebten Frau auf acht Tage hier zu sehen, was eine große Freude für mich sein wird; auch die Nachrichten aus England sind so gut, als ich nur wünschen kann — Gott gebe gnädigen Bestand! — Der Herzog von Coburg hat mir aus Greinburg geschrieben, und wird nun in Gastein schon längsten angelangt, und gewiß mit der Witterung sehr unzufrieden sein; er war auch vorher einige Tage in Wien. — Ich darf

Sie wohl nun ersuchen, mein lieber Freund, der lieben Frau Generalsuperintendentin viel Schönes von mir zu sagen und die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung und Freundschaft zu empfangen, mit welcher ich mich stets und immer nennen werde

Ihre ergebenste
Caroline.

54.

Dresden, am 12. Juli 1844.

Verehrter Gönner und Freund!

In dem Augenblick, wo ich Ihre neueste, mit großer Aufmerksamkeit gelesene Schrift aus der Hand lege, kann ich dem Gefühle meines Herzens nicht widerstehen, welches meine ganze Hochachtung und Dankbarkeit für ihren berühmten Verfasser in Anspruch nimmt. An Zeitgeschichten der Reformation fehlt es uns nicht, aber eine Darstellung der Reformation für die Gegenwart und ihre Bedürfnisse fehlte uns, und konnte nur durch Sie mit dieser Klarheit, Würde und schlagenden Beweiskraft in das Dasein gerufen werden. Durch sie haben Sie Ihren Verdiensten die Krone aufgesetzt; ihre Wirkungen nach außen werden sich bald kund thun; aber ich verspreche mir von ihr auch eine kräftige Zurückwirkung auf uns und unsere Kirche. Allerdings hat schon das große Interesse für die Gustav-Adolphstiftung bewiesen, daß der protestantische Geist bei uns nicht untergegangen ist, aber sie hat sich doch schon zu sehr in das Administrative und Finanzielle verwickelt, als daß ihre Wirkungen von langer Dauer sein könnten. Ihre Schrift hingegen ist ein reiner Spiegel dessen, was wir waren, sind und sein sollen; ein Spiegel für unsere Fürsten, die ihr Bild oft nur in einem täuschenden Hohlspiegel besehen; ein Spiegel für unser deutsches Volk, welches wieder zu dem Bewußtsein seines Rechtes und seiner Kraft erwachen wird, wenn die römischen Gaukelbilder vor seinen Augen verschwinden. Freilich denke ich

hierbei an unser sächsisches Volk zuerst, zuerst an einen innigen Verein unserer Sächsischen Theologen, welche vorzugsweise zu Wächtern und Pflegern der Kirchenverbesserung berufen sind. Wir haben uns schon zu lange von Menschen hudeln lassen, die nicht wissen, was sie wollen, und nun selbst von denen verspottet werden, mit welchen sie öfter brüderlich zu unserem Verderben verbunden waren.

Daß ich nicht schlummere, werden Sie demnächst aus dem zweiten Bande meines Lebens Jesu sehen, an dem ich unermüdet fortarbeite. Zu Ende Augusts werde ich einen Monat nach Teplitz gehen, wo ich Hoffnung habe, auch unsern alten Mäcen Lindenau zu finden. Möchten auch Sie, verehrter Freund, einmal diese Richtung nehmen. Möchte ich wenigstens bald erfahren, daß es Ihnen wohl geht und daß wir uns kämpfend vereinigen, nicht in hoc cygno, sed in hoc signo.

Mit unwandelbarer Hochachtung und Liebe der

Ihrige

v. Ammon, D.

55.

Ew. Hochwürden

haben vor einigen Monaten Ihre neueste Schrift, die religiöse Glaubenslehre, meiner Mutter mitgetheilt, welche nach ihrer Rückkunft hierher diese Schrift mir übergeben hat. Indem ich ihrem Auftrage, Ew. Hochwürden für das jenes Werk begleitende Schreiben ihren verbindlichen Dank zu sagen, hiermit nachkomme, kann ich es mir nicht versagen, Ew. Hochwürden die Freude und Befriedigung auszudrücken, welche ich in der aufmerksamen Lectüre dieses mir unentbehrlich gewordenen Buches gefunden habe. Ich habe die Ueberzeugung, daß Ew. Hochwürden durch dasselbe einem wahren Bedürfnisse der Zeit auf die würdigste Weise entgegen gekommen sind, und zur Vermittelung der jetzt wieder so gespannten Gegensätze etwas höchst Ausgezeichnetes beige-

tragen haben. Es ist für mich außer Zweifel, daß eine wahre Vermittelung, eine wirkliche Hülfe nur dadurch geboten werden kann, daß den Symbol- und Wortgläubigen eben sowohl als denen, die eine neue Theologie auf die Systeme von Schelling und Hegel gründen wollen, nachgewiesen werde, daß das Meiste von dem, was ihnen oft das Wichtigste ist, auf unbefugten Philosophemen beruht, und dieser Nachweis ist in Ihrer Schrift auf höchst befriedigende Weise geführt worden. Ich wage zu glauben, daß sie in noch höherem Grade als die Dogmatik und die übrigen Schriften Ew. Hochwürden, die mir ebenfalls bekannt sind, für lange Zeit einen tief und weit greifenden Einfluß behalten wird.

Aber ich muß fürchten, daß der Ausdruck meiner Verehrung für diese Schrift, die ich mit so Vielen theile, für Ew. Hochwürden nur von geringem Interesse sein wird. Deshalb will ich gleich mit einem Gesuche hervortreten, welches für Ew. Hochwürden vielleicht ein praktisches Interesse haben kann. Die jetzt von vielen Seiten, namentlich von Berlin und Bonn aus, so wie auch von der rheinischen Synode erhobene Frage von der Verfassung der Kirche hat jetzt eine Wichtigkeit, die mit der Zeit gewiß nicht geringer werden wird, als die Frage von der Verfassung des Staates. Diese Frage kann sich mir bei der Leitung des rheinischen Landtages früher oder später sehr nahe legen, und ich kann und will mich allem, was dahin einschlägt, nicht entziehen. Zu manchen Forderungen in Bezug auf die möglichst selbstständige Verwaltung des Kirchenvermögens kann man leicht einstimmen; es fällt mir aber schwer und zum Theil unmöglich, in manche Forderungen einzustimmen, die von jener Seite für das Presbyterial- und Synodal-System in Bezug auf Kirchenregiment, Kirchendisciplin, Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden, und besonders auf Ueberwachung der Lehre von Seiten der Synode, (die Ueberwachung der Lehre ist nach der Kirchenordnung für die Rheinprovinz und

Westphalen von 1836 den Provinzial-Synoden schon zuerkannt) erhoben werden. Es wird die Frage sein, von welcher Seite mehr Gefahr für das Leben und für Erstarrung der Lehre zu erwarten ist, ob von Seiten zweckmäßig zusammengesetzter Consistorien und einer Regierung unserer Zeit, oder von Seiten der Presbyterien in ihren verschiedenen Abstufungen, als Kreis- und Provinzial-Synoden, als deren Schlußstein immer das in Aussicht gestellt bleibt, was mir immer als etwas rein Unmögliches, oder wenigstens durchaus Gefahrvolles erscheint, die allgemeine Synode; — und da scheint mir von beiden Seiten zwar Gefahr möglich, aber bei weitem die größere von letzterer Seite. Eine Regierung, die das Rechte erkannt, und will und nichts übereilt, wird zwar vorausgesetzt, aber diese Voraussetzung scheint mir auch leichter, als eine Synode, die, zur Ueberwachung der Lehre berufen, in Einigkeit beharrte und sich vor übereilten Entscheidungen bewahrte; nicht zu erwähnen, daß die wichtigsten Entscheidungen in kirchlichen Dingen von dem Zufall einiger Stimmen abhängen könnten. Es bleibt bemerkenswerth, daß diese Forderungen beinahe nur von einer Seite, nämlich von der streng symbolischen, erhoben werden. Von höchstem Interesse wäre es für mich, wenn Ew. Hochwürden mir einige Mittheilungen über Ihre durch Erfahrung und langes Nachdenken gereiftern Ansichten über die erwähnten Gegenstände machen wollten. Daß diese Gegenstände in mir kein nur oberflächliches Interesse erwecken, könnte Ihnen ein Aufsatz beweisen, der sich in den theolog. Studien und Kritiken für 1842, 3tes Heft, S. 710 findet, und dessen ich nur erwähne, um zu zeigen, daß Ihre etwaigen Mittheilungen keinen Theilnahmlosen finden würden.

Genehmigen Sie die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung, mit welcher ich zeichne

Ew. Hochwürden

Lich, den 27. November 1844.

ergebenster
L. Fürst zu Solms.

56.

Am 12. Dec. 1844.

Erlauben Sie mir, mein verehrter Freund, daß ich Ihnen meine innigste Theilnahme bezeuge an dem so sehr unangenehmen Ereigniß, welches Sie gestern traf. — Ich bitte Gott, daß er meine Wünsche erfüllen und Sie recht bald wieder von dem Leiden befreien werde, welches so schnell über Sie kam — mein Schrecken, als ich es erfuhr, war sehr groß; davon sind Sie gewiß vollkommen überzeugt. Möchten Sie nicht zu viel Schmerzen leiden, und dieser Kelch bald an Ihnen vorüber gehen; — niemand kann das herzlicher und aufrichtiger wünschen, als

Ihre ergebene
Caroline.

Die gute Frau General-Superintendentin versichere ich auch meines größten Antheils; ich habe es eben erst erfahren. —

57.

Am 2. Januar 1845.

Mein hochverehrter Freund!

Daß Sie gestern so herzlich meiner gedenken wollten, mit so vielen guten Wünschen, hat mich tief gerührt und innigst erfreut — und ich bringe Ihnen meinen wärmsten Dank dafür, so wie die aufrichtigsten Wünsche für Sie und alle Ihre Lieben. Wolle doch der allgütige Gott geben, daß Sie, mein theuerer Herr Generalsuperintendent, recht bald wieder hergestellt sein möchten. — Ich bedaure so sehr die peinliche Lage, in welcher Sie nun schon drei Wochen zubrachten, und bitte Gott, daß er Ihnen die Geduld gebe, die so nothwendig ist, um ein solches großes Leiden zu tragen. — Meine Gedanken und meine besten Wünsche sind so oft bei Ihnen! Gott erhalte Ihnen alle Ihre Lieben und stärke Ihre theuere Gesundheit, und gebe Ihnen Kraft, wie bisher des Guten so viel zu leisten; mir erhalten Sie auch in diesem Jahr Ihre mir so theuere Freundschaft und

Nachsicht; der Herr gebe, daß ich wieder Ihre tröstenden Worte vernehme in seiner Kirche!! —

Sehr beruhigt es mich, durch Hofrath Kerst recht oft zu hören, daß Ihre Gesundheit doch trotz der traurigen liegenden Lage leidlich gut ist, so wie ich mit unendlicher Theilnahme von Ihrer Heiterkeit höre; der liebe Gott wache über Sie und gebe Ihnen recht bald wieder den Gebrauch des armen leidenden Beins. — Meine beiden Enkel in Coburg und London nehmen den allergrößten Antheil an dem traurigen Ereigniß, was Ihnen begegnete, und baten mich Ihnen Ihre beiderseitige Theilnahme zu versichern. Der älteste wird übermorgen hier ankommen und morgen erwarte ich die liebe Alexandrine. Albert ist Gottlob wohl so wie die Königin und seine Kinder. — Wie leid thut es mir Ihnen nicht das liebliche Bild zeigen zu können, was ich von der Königin erhielt und welches Ihnen gewiß gefallen würde. Der lieben Frau Generalsuperintendin danke ich sehr für Ihr gütiges Andenken; ich habe keinen bessern Wunsch für Dieselbe, als daß Sie recht bald das Glück genieße, Sie wieder hergestellt zu sehen. — Mit herzlicher Freundschaft und wahrer Verehrung nenne ich mich zeitlebens,

Mein hochverehrter Freund,
Ihre herzlich ergebene
Caroline.

58.

den 20. Januar.

Mein hochverehrter Freund! Ich beeile mich Ihnen zu sagen, daß ich vorgestern Ihren Brief an meinen Albert gesendet habe, welcher sich gewiß sehr darüber freuen wird, da Sie ihm darin so gute Nachrichten von Ihrem Befinden geben. — Auch ich statte meinen allerherzlichsten Dank für Ihre gütigen Zeilen ab; Gottlob daß es Ihnen doch immer besser geht, und daß bald die traurige Leidenszeit für Sie, mein verehrter Freund, vorüber ist. — Wie viele Geduld

und Ergebung gehört dazu, um solche Leiden mit Heiterkeit tragen zu können. Mit wahrer Erbauung lese ich in Ihrem herrlichen Andachtsbuch und danke Ihnen jedes Wort, was mir Trost und Freude bringt. — Empfangen Sie nochmals meinen innigsten Dank dafür — möge der gütige Gott alle Leiden von Ihnen nehmen. — Mit ausgezeichneter Freundschaft

Ihre ergebenste
Caroline.

59.

den 10. Februar.

Mein hochverehrter Freund!

Ich war sehr erfreut, aus Ihrem Schreiben vom 7. zu vernehmen, daß Gottlob Ihr Zustand sich so sehr verbessert hat, und daß Sie Ihr Lager haben verlassen können. Ich danke mit Ihnen Gott für diese große Wohlthat, und bitte Sie aber herzlich sich nicht zu sehr durch Gehen anzustrengen; die Kräfte in dem leidenden Knie können nur nach und nach wieder kommen, und es ist wirklich ein halbes Wunder, daß es noch so schnell wieder geheilt ist. — Nehmen Sie meinen guten Rath und meine Besorgniß als Beweis meiner herzlichen Theilnahme. — Sehr glücklich macht es mich, daß das Hirschhorngelée Ihnen recht wohlgethan hat, und ich erlaube mir Ihnen wieder hierbei frisches zu senden — unbeschreiblich würde es mich freuen, wenn Sie mir erlaubten Ihnen etwas aus meiner Küche anbieten zu dürfen; ich weiß wohl, daß Sie alles eben so gut haben können, aber mir würde es vieles Vergnügen gewähren, Ihnen nur etwas anbieten zu dürfen. — Wie sehr ich mich darauf freue, Sie, meinen verehrten Freund, wieder bei mir zu sehen, vermag ich nicht auszusprechen. — Gestern erhielt ich einen lieben Brief meines Alberts, ich erlaube mir hier abzuschreiben, was er mir für Sie auftrug:

„Bitte, danke dem guten Generalsuperintendenten für

„seinen freundlichen Brief. Ich bin recht erfreut zu „hören, daß seine Genesung doch ungestört vor sich „geht."

Wie froh bin ich, Sie mir wieder in Ihrer Studierstube denken zu können! — Eine große Hülfe würde es Ihnen gewiß geben, wenn Sie einen Lehnsessel mit Rollen hätten, womit Sie sich aus einem Zimmer ins andere könnten fahren lassen. — Haben Sie die Güte mich Ihrer lieben guten Frau allerbestens zu empfehlen, und Ihr zu sagen, wie ich Ihre jetzige Zufriedenheit wegen Ihres Befindens theile. Gottlob daß Ihr Ihre Gesundheit erlaubte, Sie so treu als vortrefflich pflegen zu können. Mit meiner Gesundheit würde es wirklich ganz gut gehen, wenn mich der böse Halskrampf nicht noch täglich peinigte und mir auch oft die Ruhe der Nacht raubte, doch danke ich Gott, daß ich mich den ganzen Tag beschäftigen kann. Mit wahrer Freude kann ich Ihnen auch sagen, daß mein theurer Ernst viel wohler ist; der gnadenvolle Gott gebe gnädigen Bestand — mit innigster Verehrung und Freundschaft, mein verehrter Freund,

Ihre ergebenste
Caroline.

60.

Am 19ten.

Verehrter Freund! — Sehr erfreut hat es mich, aus Ihren letzten Zeilen zu vernehmen, daß es mit Ihrer Genesung immer vorwärts geht, nur bitte ich sehr, daß Sie den noch schwachen Fuß doch nicht zu kräftig anstrengen möchten, und bei der jetzigen Kälte sich recht in Acht nehmen wollten.

Da Sie nichts aus meiner Küche annehmen wollen, so wage ich es, aus meinem Keller Ihnen, hochverehrter Freund, einige Flaschen Madeira zu senden, die hoffentlich Ihrem Magen wohl thun werden — auch meine Küche steht ganz zu Ihren Diensten. Es ist mir die größte Freude, wenn ich etwas senden darf! Wie angenehm wird Ihnen der neue

Flügel werden, auf welchen Sie hoffentlich bald selbst wieder spielen können oder doch der Musik Ihrer Kinder zuhören. Meine Enkel sind gestern Nachmittag, Gottlob wohl, aus Weimar zurückgekehrt, und ich hoffe, Beide zu sehen — ich preise und lobe Gott, daß es mit meinem geliebten Ernst wieder besser geht!

Mit meiner Gesundheit, an welcher Sie so gütigen Antheil nehmen wollen, ging es eigentlich ganz gut, wenn mich nicht noch immer der quälende Halskrampf täglich peinigte. Da hilft denn nichts Anderes, als Geduld und Ergebung. — Der lieben Frau Generalsuperintendentin empfehle ich mich freundlichst, und werde mich sehr freuen, wenn sie mich einmal besuchen wird, — ich wünsche Ihr und Ihren lieben Kindern und Enkeln Glück zu der Wiederherstellung des theuren Gatten und Vaters, mit wahrer Freundschaft und Verehrung mich nennend

Ihre ergebenste
Caroline.

61.

Ew. Hochwürden

mögen es geneigtest verzeihen, wenn ich in einer wohl nicht unwichtigen Angelegenheit „über das Angemessene einer kirchlichen Feier" von Ihrer bewährten, auf langjähriger Erfahrung beruhenden Beurtheilung kirchlicher Wirksamkeit eine Belehrung vertraulich und ergebenst zu erbitten mir erlaube.

Aus öffentlichen Blättern werden Ew. Hochwürden vielleicht ersehen haben, welche Wünsche am hiesigen Landtag wegen einer veränderten Vollziehung der Todesstrafen von mir ausgesprochen wurden. Meinem in dieser Beziehung gemachten, abschriftlich anliegenden Antrag habe ich folgendes beizufügen: nach einhelliger Beistimmung der Landschaft gelangte selbiger in verfassungsmäßigem Wege an den Landesherrn, dessen Geneigtheit zu einer meinem Hauptzweck entsprechenden Verfügung mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten

ist. Vor definitiver Beschlußfassung sind jedoch die Gutachten des Consistoriums und des Justizcollegiums erfordert worden, von denen Ersteres, nach einer mir vertraulich gemachten Mittheilung, sich nicht gegen die Maßregel überhaupt, sondern nur gegen den am Schluß beantragten Gottesdienst, zunächst darum erklärte,

„weil dadurch das Ereigniß eine Art von ehrendem Andenken erhalte", und

„weil das Wort des Geistlichen weit hinter dem Eindruck zurückbleiben werde, den die neue Art der Hinrichtung wahrscheinlich hervorrufen würde."

Da jedoch meine Ueberzeugung, gerade vom fraglichen Gottesdienst, die hauptsächlichste und wohlthätigste Wirkung erwartet und sonach das Begründete jener Bedenken bezweifelt, so würde die geneigte Mittheilung Ihrer desfallsigen Ansicht mir von hohem Werthe sein, um darnach mein weiteres Handeln in dieser Angelegenheit bemessen zu können.

Ohne in das kirchliche Gebiet irgend übergreifen zu wollen, glaubte ich, daß die Rede des Geistlichen bei dieser Veranlassung, durch ein Gebet an Gott um eine künftige Verschonung mit solchen Trauerfällen, durch einen Dank für die gelungene Entdeckung und Bestrafung des Unrechts, durch eine Verwarnung der Zuhörer, motivirt durch das Leben und Schicksal des Verbrechers, vor dem ersten Schritt zum Laster rc. eine eigenthümliche Kraft und Werth erhalten, und auf die bereits erschütterten Gemüther einen tiefen bleibenden Eindruck zu machen nicht verfehlen werde.

Auch will ich es nicht läugnen, daß ich gerade bei diesem ständischen Antrag nicht bloß den speciellen, sondern auch den allgemeinen Zweck vor Augen hatte, den Einfluß unserer protestantischen Geistlichkeit auf die moralischen Verhältnisse unserer bürgerlichen Gesellschaft größer und ausgedehnter gestaltet zu sehen, als es der heutige ist; ein Einfluß, der um so wohlthätiger sein müßte, als hier — anders wie in der katholischen Kirche — nicht von einem hierarchisch-

verdüsternden, sondern von einem moralisch-aufklärenden, die Rede sein würde.

Der ich mit ausgezeichneter Hochachtung verharre

Altenburg, Ew. Hochwürden
den 15. Febr. 1845. gehorsamster
v. Lindenau.

62.

Pömmelte b. Schönebeck, d. 13. März 1845.

Hochwürdiger Herr!

Nach längerem Zwischenraume nehme ich mir die Freiheit, mich wieder in Ihre gütige Erinnerung zurückzurufen, indem ich Ihnen meine „Bekenntnisse" vorlege.

Welches auch der Werth, oder Unwerth, ihres Inhalts sein möge, das darf ich davon sagen, daß diese Bogen etwas aussprechen, was im protestantischen Volke meiner Provinz und weiterhin den entschiedensten Anklang findet. Auf dem einen Grunde wenigstens stehe ich mit meiner Auffassung des Christenthums, daß viele Tausende mir sagen: Du hast uns aus der Seele gesprochen.

Vielleicht darf ich auch glauben, daß ich mit der kleinen Schrift einen nicht ganz unwürdigen Beitrag zur Lösung der Frage gegeben habe, wie christliche Geistliche gegen ihre Gegner auftreten müssen.

Aus einem andern, nicht minder schönen Wirkungskreise, den mir das Vertrauen meiner Mitbürger zugewiesen hat, wird Ihnen, wenn Sie Zeit dafür finden, die andere kleinere Schrift ein Bild vorhalten.

Ganz ergebenst
L. Uhlich.

63.

Hochgeehrter Herr!

Schon längst hätte ich an Sie, den warmen Streiter für die freien katholischen Gemeinden, einige Worte des Dankes gerichtet, wenn meine immerwährenden Reisen mir nicht so viel Zeit raubten. Jetzt ist es mir um so mehr Herzens-

bedürfniß geworden, da ich zugleich Ihre Hülfe für unsere jungen Gemeinden in Anspruch nehmen will. Es fehlt uns an einem guten, für unseren Standpunkt geeigneten Gebetbuche, ich würde Sie darum im Namen der jungen Gemeinden ersuchen, uns, wenn es möglich, eine Anzahl geeigneter Gebete zukommen zu lassen aus Ihrem reichen Schatz, damit wir ein billiges und doch gutes Gebetbuch für die Gemeinden, namentlich die ärmeren Mitglieder beschaffen könnten.

Sollten Sie meine Bitte gewähren können, so bitte ich, mir die nöthige Instruction zukommen zu lassen, wie die Sache anzufangen ist. Lieb wäre es mir, wenn ich zu dem Gesangbuche, das ich jetzt bald in den Druck geben will, die nöthigen Gebete fügen könnte. Die Synode ist glücklich beendet in Schlesien und die Provinzialverfassung geordnet.

Indem ich Sie herzlich grüße, bin ich hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Johannes Ronge.

64.

Kopenhagen, den 12. April 1845.

Ew. Hochwürden

haben mir bei meiner Durchreise durch Gotha, im Sommer 1839, eine so freundliche Aufnahme geschenkt, daß ich schon deshalb mich vertrauensvoll mit einer literarischen Bitte an Sie wenden würde, wenn nicht ohnehin die rastlose Thätigkeit, mit der Sie durch Ihre vortrefflichen Schriften fortwährend die große Sache des evangelischen Protestantismus fördern, mich mit der gewissen Zuversicht erfüllte, daß Sie gewiß einem in gleichem Geiste Arbeitenden gern Ihre hülfreiche Hand zur Bestrebung des gemeinsamen Zieles reichen werden.

Schon damals, als ich die Freude hatte, in Ihnen den Mann, den ich so lange schon hoch ehrte, von Angesicht zu sehen, glaube ich, Ihnen gesagt zu haben, daß ich damit umginge, die Entstehung des Symbolzwanges in der freien evangelisch-protestantischen Kirche geschichtlich aus urkundli-

chen Documenten darzustellen. In den seitdem verflossenen sechs Jahren ist diese Arbeit nun so weit gediehen, daß ich im Laufe dieses Sommers das Ende zu erreichen hoffe. Das Werk wird aus 3 Bänden bestehen; der erste wird sich mit der Entstehung der Lehrvorschriften in einzelnen Ländern, der Corpora doctrinae beschäftigen; der 2te den Plan zu einer allgemeinen Lehrvorschrift, und dessen Ausführung in der Formula concordiae darlegen; der 3te den Kampf und Sieg der F. C. als des Grabes der Lehrfreiheit und der Ursache der großen Spaltung der evang.-protest. Kirche. — Durch mehrere Reisen und eine weit verbreitete Correspondenz ist es mir bisher gelungen, die meisten Documente, die mir dazu von Wichtigkeit waren, zu erlangen. Immer aber fehlt mir noch Einiges, und namentlich jetzt ist mir an Einem gelegen, das ich hoffentlich durch Ihre Güte werde erhalten können. Ich stehe eben bei den Verhandlungen über die fürstliche Vorrede zur F. C., durch welche der schlaue Andreä die Bedenklichkeit des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz zu beseitigen hoffte. Bekanntlich reiste Andreä selbst nebst Chemnitz nach Heidelberg, und erlangte wirklich den Beitritt des Kurfürsten, der indessen immer noch einige Aenderungen in der Vorrede verlangte, über deren Inhalt ich nirgends genügende Auskunft finde. Es ward darüber am 31. Juli 1579 ein Rezeß zwischen dem Kurfürsten und den Sächsischen und Brandenburgischen Gesandten aufgerichtet, den Kurfürst August von Sachsen am 17. August genehmigte. Nach der Versicherung Cyprian's in der Historie der Augsburg. Confession sollen sich beide Actenstücke auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha befinden. Wenn ich also auch nicht wie Schütz, in Vita Chytraei, von dem Rezesse sagen kann: qui ubinam lateat, quaero, qui me doceat, so muß ich doch noch immer fragen: quid continеat. Sollten nun die genannten beiden Actenstücke wirklich noch dort vorhanden sein, so wäre dieß eine wesentliche Ergänzung zu Alting und Struve, welche sie beide in ihrer Pfälzischen Kirchengeschichte nicht haben und geben.

Wenn daher Ew. Hochwürden veranlassen könnten, daß dieselben aufgesucht und mir Abschriften davon mitgetheilt würden, so würden Sie dadurch nicht bloß mich persönlich zu dem verbindlichsten Danke verpflichten, sondern auch zu Ihren schon so großen Verdiensten um die Wissenschaft noch ein neues hinzufügen. Dieß ist denn die Bitte, mit der ich mich an Sie wende, und wenn es Ihnen irgend möglich ist, darf ich gewiß hoffen, daß Sie dieselbe erfüllen werden. — In einer Zeit, wo der bessere Theil der katholischen Kirche, an den neuen Reformator Ronge sich anschließend, sich immer offener zu protestantischen Grundsätzen bekennt, ist es doppelt nöthig, das papistische Unwesen inmitten der protestantischen Kirche in seinem Grund und Ursprung aufzudecken; und das ist die Aufgabe, die ich mir vorgesetzt habe, und zu deren Lösung Sie durch Erfüllung meiner Bitte einen willkommenen Beitrag liefern würden. Auch hier in der dänischen Kirche, in der ich mit meiner deutschen Gemeine isolirt und bisher auch noch unangetastet stehe, erscheinen bedenkliche Zeichen der Zeit. Die armen Baptisten müssen hier einen schweren Gewissensdruck erleiden. Wenn man ihnen gleich gestattet hat, in einer einzigen kleinen Landstadt eine Gemeine zu bilden, so ist doch verfügt, daß ihre Kinder, selbst gegen den Willen der Aeltern, nöthigenfalls mit polizeilicher Hülfe getauft werden sollen.

Selbst auf dem Standpunkte der Staatskirche sollte doch der Grundsatz gelten: beneficia non obtruduntur. Aber auf dem Standpunkte der Baptisten ist die Wiedertaufe nicht einmal ein beneficium, sondern eine sündliche Entweihung des Sakraments. Ein Prediger auf Seeland hat sich geweigert, eine solche Zwangstaufe zu verrichten, und man hat ihm, — wie es heißt, auf das Gutachten des Bischofs Mynster, — die Alternative gestellt, entweder den Akt zu vollziehen, oder sein Amt niederzulegen. Er erklärt, keins von beiden zu wollen, und es steht nun zur Frage, ob man wirklich zum Aeußersten schreiten und ihn absetzen werde. In Holstein hat Claus Harms einen Schritt gethan, durch

den er sich völlig als Papst gerirt, indem er gegen die Präsentation eines rationalistischen Candidaten zu einer Pfarrstelle, die gar nicht einmal in seine Diöcese gehört, protestirt hat. Wenn es wahr sein sollte, was man sich erzählt, daß ein General-Superintendent auf jene Harmsische Denunciation dem Candidaten, der verordnungsmäßig schon bei dem Examen rigorosum seine Confessio fidei eingereicht hat, jetzt noch ein neues Glaubensbekenntniß abgefordert habe, so weiß man in der That nicht mehr, wer von Beiden der ärgste Papst ist. Doch verhält sich wahrscheinlich die Sache noch anders. Wenn ich genauer darüber orientirt bin, finde ich vielleicht Muße zu einem kleinen Aufsatze darüber für die allg. Kirchenzeitung. Denn dergleichen Papistereien verdienen die größte Oeffentlichkeit und die schärfste Rüge.

Indem ich wegen der Bemühung, die meine Bitte Ihnen zumuthet, um Entschuldigung bitte, überlasse ich mich der Hoffnung ihrer gewogentlichen Gewährung, und empfehle mich Ihrem geneigten Andenken mit der vorzüglichsten Hochachtung

ganz ergebenst

Dr. Johannsen,

Hauptpastor an der Deutschen St. Petri-Kirche hieselbst.

65. *)

Hochzuverehrender Herr!

Ich habe Ihr neuestes Werk „Clementine" gelesen, und mit innigster Befriedigung meines Herzens eine Angelegenheit darin behandeln sehen, an welcher, wie es den Anschein hat, ein großer Theil unseres deutschen Volkes erkrankt ist, und es ist ein großes Verdienst von Ihnen, daß Sie als ein treuer und muthiger Diener Gottes so klar und kräftig die Wahrheit jetzt, wo es Noth thut, verkünden, die Pietisterei bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen, und ihr Unwesen an das Licht ziehen. Ein Wort, und ein solches zu seiner Zeit ist ein Seegen, dessen Kraft nie stirbt.

---

*) Nach dem Siegel und Postzeichen beurtheilt, von einer Dame von sehr hohem Stande.

Seit längeren Jahren habe auch ich Gelegenheit gehabt, das Treiben des Pietismus zu beobachten, und darüber allmählig eine Ansicht gefaßt, welche, da ich dieselbe in Ihrem trefflichen obengenannten Werke nicht finde, ich mir erlaube Ihnen mitzutheilen.

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts sah Deutschland außer den Fürsten nur einen bevorzugten Stand, den Adel. Er war es allein, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit und alle Auszeichnung in Anspruch nehmen durfte. Jetzt stehen neben — oft über ihm die Reichen, die Geistreichen mit dem Heer der Journalisten, die Künstler und Industriellen. Nun sind aber noch sehr Viele, die weder adelig noch reich sind, weder durch Geist noch durch Kunst glänzen können, und die es doch bei aller Mittelmäßigkeit und Beschränktheit tief kränkt, nicht auch ausgezeichnet und genannt zu werden. Diese werden Pietisten. Um auch etwas Apartes zu haben, verlassen sie den einfachen evangelischen Glauben, weil sie den ja mit allen jenen Bevorzugten theilen würden, und bekennen sich zu einem künstlichen und höchst verwickelten, mit dessen Hülfe sie aber sowohl hoffen Aufsehen zu machen, als dazu der mangelnden Glücks- und Geistesgaben entbehren zu können. Diese scheinen mir der Kern der Pietisten zu sein, welche sich bald Fürstlichen, bald Adeligen anschlossen, um ihr unzulänglich gewordenes Ansehen zu verstärken; ferner stolze Priester, welche neidisch auf die hohen katholischen Kirchenfürsten sind; Schriftsteller, welche einst Ruf gehabt, aber den Fortschritten der Wissenschaft nicht gewachsen blieben; garstige und schön gewesene Frauen, welche den Mangel äußerer Reize nicht durch innere zu ersetzen vermögen; ungehorsame Kinder, lieblose Gatten, welche eines Vorwandes froh sind, um sich überheben zu dürfen — sie alle werden noch lange die große Gemeinde der Pietisten vermehren. Aber eben diese Elemente, aus welchen sie besteht, bedingen ihren Fall, ja die fortwährenden Zweifel, von welchen sie befangen sind, und die nichts als Gewissensbisse sind, den wahren Gott verleugnet zu haben,